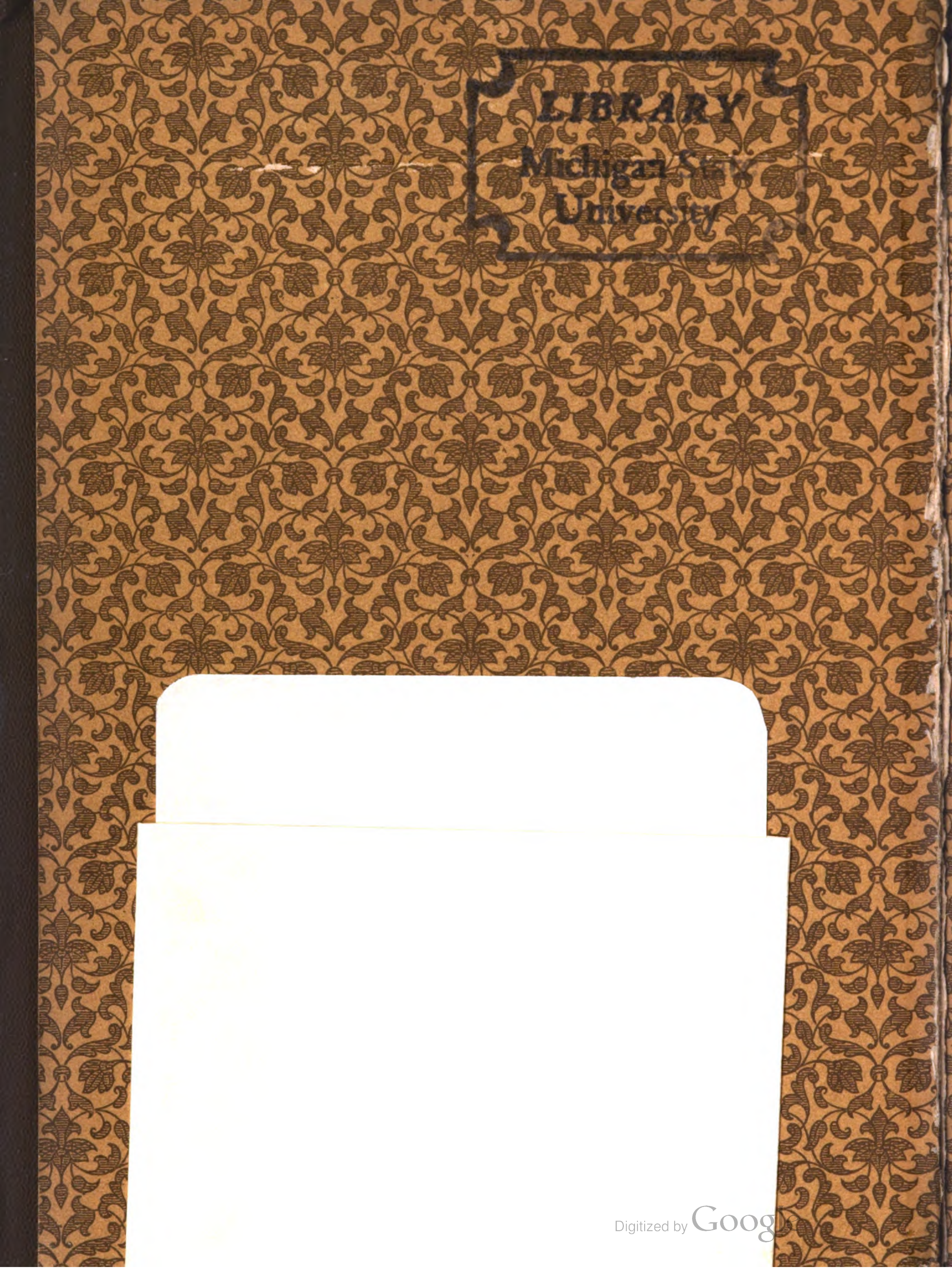
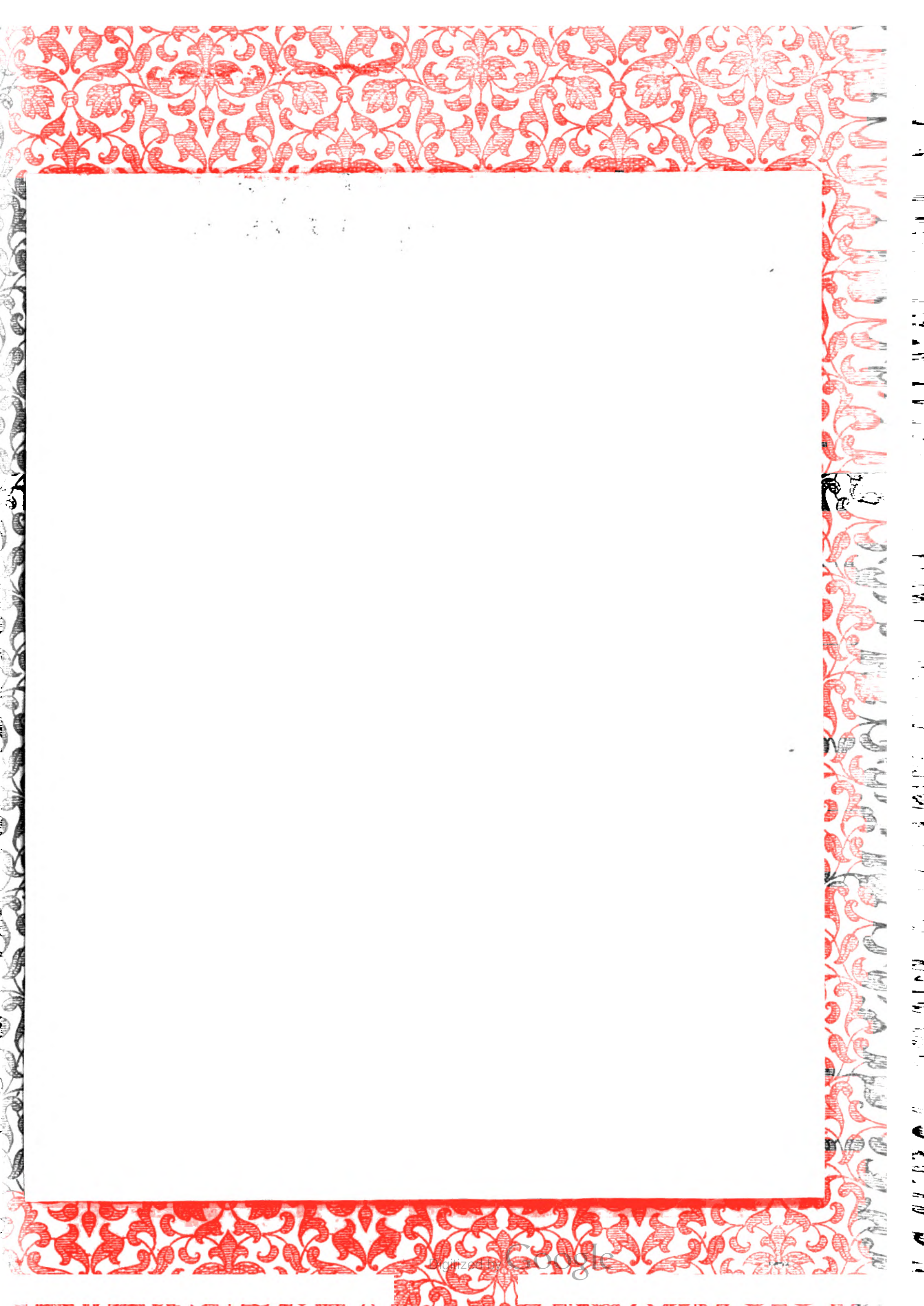

Neue
Christoterpe
1906.


LIBRARY
Michigan State
University



J. W. Schneider

Neue Christoterpe.

Deutsch-evangelisches Jahrbuch.

Neue Christoterpe.

Ein Jahrbuch

begründet von

Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur.

Herausgegeben von

Reinhard Mumm.

XXVII. Jahrgang.

Halle a. S. und Bremen.
C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
1906.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zweistimmen. Ein Tagebuch von Hermann Oeser 1

Nach der Genesung. — Marschenheimweh. — Morgen. — Mondscheinnacht. Gedichte von Adolf Bartels . 43

Reinigende Wasser. Von M. Steffe 45

Schillers Idealismus beleuchtet aus seinen Briefen. Von Dr. Gotthold Böttcher 46

Kein Lied der Zeit. — Ein Wort — ein Wunder! Wie Glockenläuten —. Gedichte von Karl Ernst Knodt. 74

Thomas und Jane Welsh Carlyle. Die Geschichte einer Ehe. Von Marineoberpfarrer Lic. Christian Rogge . . 76

Die Weihe christlicher Leidensstätten. Zwei Erinnerungsblätter von Konsistorialrat D. Hermann Dalton . 106

In'n Himmel hinein. Eine Geschichte von Elisabeth Freiin von le Fort 128

Krankenpflege. Gedicht von O. Wentorf 174

Ravenna. Reiseerinnerung von Oberkonsistorialrat Prof. D. Karl von Hase 176

Die Christrose. Ein Weihnachtsmärchen von M. von Bodelschwingh 190

Dein Kind. Gedicht von R. Pfannschmidt-Beutner 196

Die Stadt des Frauenregiments. Von Elisabeth Lorentzen. 197

Der furchtbare Blick der Mutter und ein besserer Blick. Erzählung von D. Otto Funcke 207

Engelreigen. Gedicht von R. Eckardt 217

Seite
Die Himmelswanderer. Von Dr. E. Dennert 218
Herbstgold. Gedicht von M. Feesche 223
„Dein Gott — mein Gott." Novelle von H. von Hippel. 224
Lieder eines Findlings. Gedichte von J. Gutfeld . . . 271
Nur eine Stunde. Reiseskizze von Vally Nagel 275
Wem Zeit wie Ewigkeit. Gedicht von Alex. Rüesch . . 290
Unsterblich. Von Gräfin Schwerin 293
Psalm LI. Von P. K. Schmidt in Gleiwitz 296
Herrn Hankel von Dommerstorfs, Inhabers pp. selige Reste. Eine Geschichte von Fritz Anders . . 299
Wo blieb Gustav Adolfs Herz? Von D. Paul Kaiser . 323
Sprüche und Gedicht von Paul Kaiser 330
Die Witwe des Verunglückten. Gedicht von Mathilde, verw. Gräfin z. Solms-Rödelheim 333
Die Verborgenheit mit Christo in Gott, Col. 3, 1—4. Von Oberhofprediger Dr. R. Kögel † 335
Totenfest. — Vergebliche Predigt. Gedichte von Dietrich Vorwerk 343
Die Berliner Bewegung ein Stück deutscher Erweckung. Von D. A. Stöcker 345
Die Kornernte. Gedicht von Emil Prinz Schönaich-Carolath. 365
Der Ursprung der deutschen Kaisersage. Von Pastor A. Winkelmann 366
Freie kirchlich-soziale Konferenz 384



Zweisimmen.

Ein Tagebuch von Hermann Oeser.

Zweisi   1

Als ich mir Zweisimmen wählte, um dort Wochen des Ausruhens zu verbringen, wußte ich nur, woher es seinen Namen hat, daß es am Zusammenflusse der großen und der kleinen Simme liegt, daß es zum Kanton Bern gehört, zweitausend Einwohner hat und daß Herr Hermann Wesiger im Hotel Zweisimmen ein lieber Landsmann, ein freundlicher Wirt und ein jovialer Mann sei. Als ich das Tal herauffuhr, schien mir die Landschaft nicht gewaltig genug und zu wenig überragt von dem Großen, das die Alpenwelt andern Tälern zur herrlichsten Mitgift schenkt. Aber Landschaften erziehen sich die Voreiligen. Auch teilen sie nur langsam ihre letzten Geheimnisse mit.

Jetzt, da ich mich zum Scheiden rüste, und dies Blatt auf die Niederschriften lege, zu denen mich die Wanderungen mit ihren äußeren und inneren Gesichten nötigten, da sehe ich wohl, daß ich aus reichen Tagen scheide. Ich weiß es, was meinen Gedanken die beharrliche Richtung gab, wie sie dies Tagebuch verfolgt. Es war in der Nacht meiner An-

kunft. Ich genoß das Glück der Alpennacht, die einzigartige Luft, die dunkeln, noch unenträtselten Berglinien, die Sterne, die zerstreuten Lichter des Dorfes, die Glockenschläge und endlich das Rauschen der Wasser. Ich horchte, ob sie sich unterscheiden ließen, und ich lernte das Rauschen erkennen, das ferne, stärkere Rauschen der großen Simme und das nahe der kleinen. Da merkte ich's wohl, daß mir in diesem Tale etwas nahe.

Was es war, habe ich Dir aufgeschrieben, damit wir es gemeinsam prüfen und auch in diesen Gedanken eins seien. Wenn der neunzehnte November kommt, soll unter anderen Gaben dies Heft auf Deinem Tische liegen, und wenn Du die Aufschrift „Zweisimmen" liesest, so ahne ich Dein Lächeln, denn Du sahest es vor andern, daß in Zweisimmen mir etwas Liebes geschehen war.

* * *

An der großen und der kleinen Simme.

Alle Dinge der Welt liegen an der großen und der kleinen Simme.

Das vernahm ich wohl, da ich aus der Unruhe hier in diese tiefe Stille kam. Ich gehe und komme, ohne daß mich ein fremder Wille leitet, ich rede an, wenn es mich drängt, ich höre hin, wenn Freundlichkeit mir in den Weg kommt oder mir den Weg vertritt, ich schweige, wie es mich ankommt. Ich gehe durch den Wald und sehe in der Lichtung, die in den Wald bricht, fern den Wildstrubel; ich gehe durch herrliche Wiesen; die schöne Straße leitet mich über der kleinen Simme hin zu der breiten hohen Senkung, die hinab nach Saanen führt. Aber wo ich gehe, ist sonntägliche Stille um mich und ich vernehme.

Es gehen mir so viele Gewißheiten auf, so viele, wie

sich mehr und mehr, je höher ich komme, Bergspitzen, ferne Schneeflächen und Gletschersenkungen zeigen. Zarte Gewißheiten sind es, denn sie meiden den Streit und breiten das Glück des Lichtes in mir aus. Sie wollen nicht in Formen geprägt werden, weil sie nicht fließendes Metall, sondern Licht sind.

Alle Dinge der Welt liegen an der großen und der kleinen Simme. Alles hat seine Nähe zum Ewigen, alles hat seinen Abstand vom Ewigen. Werde ich dieses Abstandes inne in der Sünde, im Irrtum, im Vergehen, im Verderben, so höre ich die große Simme rauschen mitten im Strudeln und Gurgeln der kleinen Simme. Gott ist das Gesunde in den Dingen, das Vernünftige in den Dingen, so sehe ich Gott in dem Schlechten und dem Faulen, weil es seinen Abstand von Ihm schwermütig oder böse offenbar macht.

Alle Dinge der Welt liegen an der großen und der kleinen Simme. Von der großen sendet der Ewige seine Vorläufer voraus an die kleine, bis zum Tage, da er selbst kommt. Wie die Läufer, wie die Jäger, wie die Trompeter und Trommler vor dem Zuge des Fürsten, der sich die Staunenden heranruft, damit sie gespannt auf ihn warten, eilen die schönen Sterne, die hellen Wasser, die tiefsinnigen breiten Bäume, die blühenden Blumenkelche, die dunkeln und die bunten Falter, die sinnenden, unschuldigen Menschenaugen Ihm voraus, dem Ewigen, und sagen uns in unserm zitternden Herzen, wie erst der sein wird, der solche Vorläufer hat.

Alle Dinge der Welt liegen an der großen und der kleinen Simme. Wenn die Könige kommen, läuten die Glocken über die Lande, die großen, mächtigen, die nur an den ersehnten, seltenen Festen geläutet werden, und dies Geläute ist nicht wie eine Musik, in deren Rhythmus man rege und sicher geht, wie in dem taktmäßigen Marsch der Knabenscharen, die der Kapelle des Regimentes folgen. Glockengeläute ist nicht

zum Einüben des Marsches da, es ist da zum Zittern, zum stummen Hinhorchen, zur ganzen Hingabe an den geheimnisvollen Klang und Ruf. Weil der Ewige da ist und kommt, rufen die Glocken voraus: das unbegreifliche menschliche Elend, die tiefen Leiden des Gemütes, die heiligen Verzweiflungen reiner Seelen, die Rätsel des Willens, der aus Unschuld sich erhebt und mit seinem dunkeln Mantelsaum den Staub der Schuld berührt, ob er will oder nicht will. Wer in diese brauenden Nebel der innern Welt schaut, sieht, wenn sein Auge sich an das Dunkel gewöhnt hat, hinter der verworrenen Gestalt des Zeitlichen die Umrißlinien einer andern Welt, die durch Rätsel lockt, daß wir ihr uns nahen statt leichtfertig das Leben für durchsichtig, auflöslich und beschreibbar zu halten.

Alle Dinge der Welt liegen an der großen und der kleinen Simme. Darum ist der Zufall voll frommen Ernstes. Als der Mensch den Ewigen verließ in jenen weltfernen Tagen, als die Engel von Gott abfielen, da umfing ihn in dem gleichen Augenblicke die Materie, die Welt des Zufalls. Der Zufall ist nicht Gottes Wille, denn Er verstieß uns nicht in diese Welt, wir wollten den Zufall, da wir das Nicht-Göttliche wollten. Wenn Felsen stürzen und den Menschen begraben, wenn Lawinen fallen und den wandernden Mann hinabreißen in den Tod, wenn Brücken brechen und Hab und Gut mit seinem Besitzer vernichten, wenn Wasser über die Ufer treten und die Arbeit zerstören und den Arbeiter fällen, lähmen und töten, da ist nicht der Lebendige am Werk, sondern wir, die wir in die Materie verlangten, und nun ihr Gesetz, den Zufall, als ein eisernes Joch, aufstöhnend, auf unsern armen Schultern fühlen. O, wie rauscht die große Simme so laut, wenn die kleine uns mit ihren öden Schuttmassen überschüttet.

Alle Dinge der Welt liegen an der großen und der kleinen Simme. Darum bedeutet der Befehl „betet ohne

Unterlaß" nichts anderes als: hört durch das Rauschen der kleinen Simme allerorten das Rauschen der großen Simme!

* * *

Korrigiert nicht den lieben Gott!

Mir träumt, ich hätte vor dem Tagsteinerhof gesessen neben dem alten Besitzer und wir hätten zusammen geschwiegen, lange Zeit, und in gleichen Gedanken geschwiegen, und uns also sehr lebhaft unterhalten, während wir kein Wort redeten. Oder hat er es wirklich gesagt, sein Pfarrer — dort, über dem Berge, man sieht nicht das Dorf, nicht den Kirchturm, nicht einmal den Rauch der Schornsteine — sein Pfarrer wolle den Gesang in der Kirche abschaffen?

Und habe ich zu dem alten, klugen Manne gesagt, oder habe ich es nur gedacht und er dasselbe gedacht: „Wer darf Gott korrigieren"?

Seine Vögel singen und Er zieht sie herauf zu sich in die blaue Luft und zeigt den kleinen liederfrohen Sängern die Felder wie große grüne Tupfen und die breiten Bäume wie dunkle kleine Hügel und die Dörfer wie Spielsachen und den Fluß wie einen silbernen Faden oder wie eine feine helle Schlange, die über bunte Matten und breite Gelände flink in schönen Windungen dahingeht.

Seine Blumen blühen und schmücken das weite, große Gotteshaus mit neckischen Ranken und leuchtenden Kelchen und lustigen Sternen und holden Formen, und sind inmitten aller Schönheit voll Geist, voll einer Kraft verschwiegenen Lebens, wie es den Menschen zu leben recht schwer fällt.

Seine Falter schaukeln sich und wiegen sich und schweben und sinken wie ein Hauch und wehen empor wie ein Lüftchen und sind trunken vor Sonne und trunken im Duft und breiten

mit den Blumen die große Kette stillen Glückes in Gottes grünem Hause aus.

Seine Felsen und Wasser begehen Gottes Feste zusammen. Sie schaffen Schwellen und springen darüber, sie recken die steinerne Faust aus der Flut und tausend weiße, flockende Hände umschäumen die Faust und wollen sie öffnen um zu sehen, was darin ist. Und die Felsen legen Schatten an wie dunkle Schleier, und leuchten im Lichte, wie der Festtag das seidene Gewand liebt. Und wo die Wasser sich ausruhen, eine Minute, ein Viertelstündchen, halten sie halb ernst, halb schelmisch dem alten Felsen den Spiegel hin, daß er ihre Unart vergißt und seinen Ernst beschaut.

Seine Kinder hoffen und glauben, lachen und sind sinnig, wissen nicht, daß Er sie segnet, leben aber Seinen Segen in ihrem jungen Glück, in ihrem hellen Morgen; sie beugen ihre feinen Glieder wie ein Reh es tut, wie ein neugieriges Vöglein sein Köpflein dreht, wie ein Falter schwebt, unbelehrt vollkommen.

Und Ihr wollt den Gesang im Gotteshaus abschaffen?, den einzigen Augenblick vernichten, in dem der alte Mensch wieder jung ist, in Paradieseseinfalt seine Seele erschließt? Den einzigen Augenblick, in dem die Lüge nicht zu ihm kommen kann? So wißt Ihr nicht, daß Gesang die einzige Sprechweise ist, in der das Wort, die menschliche Stimme nicht lügt, und diesen feinen Gnadenstand der Wahrheit wollt Ihr beseitigen, und nur Einer soll das Wort haben, das gesprochene Wort, das *die* Gefahr ist, das soll dann Gottesdienst heißen?

Und wenn der Ewige etwas von Euch lernte? Und den Gesang abschaffte in seinen Wäldern und Gefilden, und die Farben abschaffte über seinen Halden und Hecken? Und die Anmut der Kinder zurücknähme, daß sie wären wie wir alten Besessenen?

Ja, ja, sagte der Alte vom Tagsteinerhof und nickte und

sah das Tal hinab, wo die große Simme die kleine mitnahm zum lustigen Schäumen unter Brücken hindurch, über Felsen dahin, zum fernen See, zum weiten Meere.

Hat mir das denn geträumt? Kann man denn so deutlich träumen?

* * *

Küsse Deinen Schatten!

Darf man durch ein hellerleuchtetes Fenster in eine fremde Wohnung sehen?

Das fragte ich eben in allem Ernste, wie ich diese Zeile niederschrieb.

Und da sprach jemand, der nicht da war, ich bin ja allein in Zweisimmen, aber Du warst es, Du Ferne, Liebe: „Ja, wenn es einem geschenkt wird."

So ist es wirklich. Dieser Blick durch das helle Fenster ward mir geschenkt.

Wie war das schön, als das kleine Mädchen, es war etwa zwei Jahre alt, zwischen Lampe und Türe trat und erstaunt seinen Schatten an der Türe stehen sah. Sie trat darauf zu, der Schatten wurde tiefer und schärfer, sie beugte sich ihm entgegen und küßte ihn.

Dies Kind hat mich zwei Dinge gelehrt. Ich sehe es nun deutlich: daß ein Mensch seinen Schatten küßt, das sollte sein. Und daß es leider das eigentliche Geschäft der Menschen ist, ja, daß das ihr Leben ausfüllt, ihren Schatten zu leugnen, das sehe ich nun deutlich.

Habe ich Dir einmal von dem Schicksal eines Kindersäbels erzählt? Es sind vierundvierzig Jahre her. Ich durfte damals meine erste Reise machen, ich sollte die Eisenbahn zum ersten Male sehen und sah sie. Ich sollte die erste Stadt sehen, eine wirkliche Stadt. Und die Eltern hatten mich für

eine solche Unternehmung recht ausgestattet, sie hatten mir fünfundvierzig Kreuzer in ein Beutelchen getan. Als nun die Stadt kam und hohe Häuser und die Verwandten und die neuen Altersgenossen, die mir so überlegen waren, von der Mütze mit dem bunten Streifen an bis zur Verachtung meiner ländlichen Vorstellungen, da sammelte sich alles Neue auf einen Wunsch: der sollte alles in sich schließen und besiegeln, das um mich her so wunderbar und überwältigend war. In der „Sonne“, im kleinen schiefen Lädchen, hing ein Kindersäbel und peinigte mich so schwer durch die Tatsache, daß er erreichbar war, wenn ich nur wollte, daß ich die Qual nicht aushielt. Ich kaufte ihn, allein, niemand wußte darum, für dreißig Kreuzer. Als ich ihn hatte, trug ich ihn still, beklommen, krank am Gemüte zu den Tanten hinauf, bei denen ich wohnte und stellte ihn in die Ecke des Stübchens, in dem ich schlief. Die Tanten waren schweigende Leute, sie sahen den Säbel und lobten nicht und tadelten nicht, sie schwiegen. Als ich abreiste, „vergaß“ ich ihn. Ich fürchtete diesen armen Säbel; mir graute davor, daß ich ihn im Pfarrhause am Kastanienbaume und dem kleinen Nidderbache den lieben Eltern vorzeigen mußte. Die Post führte mich zu anderen Tanten, mehr von der beredten Art. Und sie beglückwünschten mich nicht wenig, als die Post nach drei Tagen, wohlverpackt, in grauem Papier, von einer drohenden Art grau, das empfinde ich noch heute, den vergessenen Säbel mir nachtrug. Ich packte ihn nicht aus. Ich haßte ihn. Dann nahm nach weiteren Tagen den Neunjährigen ein freundlicher Mann an der Hand und führte ihn durch Buchenwälder und wogende Getreidemeere manche Stunde weit in die Heimat zurück. Und nicht drei Tage vergingen, da sagte meine liebe Mutter: „Da schickt dir die Tante ein Säbelchen nach, hast du dir eines gekauft?“ Das fragte sie so liebevoll, daß ich jetzt erst meine Reise als ein großes, freudiges Ereignis, den Säbel als das Herrlichste

von allem und die Mutter als die letzte und schönste Ursache all dieses Glückes empfand.

Ich sollte, so scheint mir, meinen Säbel nicht verleugnen.

Wir sollen, so scheint mir, unsern Schatten küssen.

Es kommt einmal im Leben, daß man seines Schattens inne wird und sich sehr über seine Anwesenheit wundert, und es kommt gleich danach, daß man ihn ignoriert, „schneidet“, wie man es Begegnenden macht, die man nicht grüßen will, unbequemen Menschen, die eine verdrießliche Vorstellung in uns erwecken, namentlich Erinnerungen an Augenblicke wachrufen, in denen wir uns nicht gerade als Helden benahmen.

Und dann kommt es einmal im Leben, daß man seinen Schatten küßt, so wie man weinend die küßt, die Leid mit uns gemeinsam tragen, und daß man den Schatten annimmt, wie wir den natürlichen Schatten annehmen, und mehr noch, daß wir aus seiner Anwesenheit eine Kraft schöpfen. Ihn küssen — es bleibt dabei, wie das zarte, holde, unwissende Kind es tat.

Der Schatten ist dann unser Geheimnis, er lächelt mit in unserm Lächeln, er ist das Verborgene, das Schmerzliche darin, das Wissen um uns, das Besser-Wissen um uns. Er ist unser Lehrmeister zur Einfachheit, zur Bescheidenheit, zur Entsagung; er ist die Mutter in uns, die über uns weint, wenn wir es wieder einmal nicht Wort haben wollten, daß der Schatten da sei.

Er lehrt uns erkennen, daß Fehler und Sünde zu entfernen nicht so einfach ist, daß die schöne Schlußwendung in der Geschichte der Bekehrung eines Menschen: „Und von dem Tage an ward er ein Anderer,“ nur eben eine schöne Schlußwendung ist. Die Wiedergeburt, die uns verheißen und die auf Erden bezeugt ist, ist eine Auferstehung in lichterem Gewande, aber mit dem Schatten. Denn so wunderbar und unbegreiflich tief sind alle Eigenschaften unseres Wesens unter-

einander verflochten und das Gute mit so viel Ungutem, und das Schlechte mit so mannigfachem Guten verwachsen, daß nur der Ewige die Verwachsungsstelle kennt und jenseits dieser irdischen Tage lösen wird, was sich in uns so zäh umklammert. Aber der Schatten ist ja nicht immer Sünde.

Wer ungelenk und kantig ist, aus edler, verborgener Schamhaftigkeit des Gefühls, und darum den Ferneren ein Anstoß und den Nahen eine Mühe ist, hat keinen andern Trost, als daß er seinen Schatten küßt.

Einen kann ich bei unserer Mittagstafel im Spiegel sehen, ich sehe es ihm an, daß er seinem Schatten alles verdankt, was an ihm Besseres ist. Ich spüre es an der Lebensempfindung, mit der er mich erfüllt, daß er nicht zu den lösenden Menschen gehört, daß er ein Bindender ist, bei dem sich die andern nicht wohl fühlen, ich merke es, daß er Unbehagen aussät, wie der Säemann auf den Äckern sein Getreide. Wenn ich ihn fragen dürfte, wie lange er den Schatten leugnete? Wenn er mir erzählte, — was ja niemand erzählt — wann er seinen Schatten demütig annahm?

Und die Scharfen? Niemand weint mit ihnen, der nicht um seinen eignen Schatten weiß. Und nur diese bleiben eine Stunde und mehr bei ihnen und trösten sie. Die Unvollkommenheit der andern rasch sehen und das scharfe Wort, das schärfste leicht finden, und wissen, daß man dadurch sündigt und die andern von sich trennt, keinen Freund in diesem Gethsemane neben sich sehen, und doch den eigenen Blick nicht hassen dürfen, denn er sieht ja W i r k l i c h e s — da liegt Schweres, da liegt Samariterarbeit für Euch. Aber Ihr Milden, Ihr Besonnenen, Ihr Bezwinger des scharfen Ausdruckes — Ihr kennt die Scharfen nicht. Das trennt Freundschaften, das Nicht-Erkennen, daß die Scharfen ihren Schatten k e n n e n und küssen.

Unter diesen Mühevollen und Beladenen rühren mich die,

die der Nachbar selbstgerecht nennt, wenn er selbst das Abendmahl längere Zeit nicht genommen hat. Denn dort, bei jenem Schatten wohnt zugleich das Licht jener Beladenen, ihre tiefe, starke, geschlossene Einheitlichkeit, die sie doch nicht dran geben dürfen an den Schatten. Wie müssen sie ihr Licht hüten, daß ihr Schatten es nicht verdunkelt, wie müssen sie den Schatten warnen, daß er das Gewissen nicht zu ängstlich macht.

Und die Halben, die das Ganze sehen und lieben, das ganze Fühlen, das ganze Jauchzen, das ganze Leiden, das ganze Lieben, die Halben, die am Ufer irren und den Sprung nicht tun können, der sie hinüber trüge. Wenn sie den tiefen, schwarzen Schatten ihrer Halbheit nicht hätten, wie arm wären sie. Welche Kraft strömt ihnen zu, wenn sie darauf verzichten, zu sein wie die anderen, wenn sie still auf den Ewigen warten, daß er ihnen ihre Arbeit anweist, wenn sie in ihrer Arbeit neben dem rauschenden Feste des ganz gelebten Lebens betrübt sind in ihrer Seele, wie nur sie betrübt sein können!

Wie ich über das stille Zweisimmen schaute, das tiefer aus der Dämmerung in die Nacht sank, da drängten sich die heimlichen Schattenträger in dichtem Zuge heran an mein Fenster und sagten: „Zeige uns deinen Schatten," aber sie fragten nicht lange, denn sie erkennen sich, die ihren Schatten küssen. Ich aber winkte ihnen nach, da sie zurück in das Dunkel der Nacht wichen und rief ihnen zu:

Nur wer im Anblick seines Schattens den Mut verliert, der ist seines Schattens nicht wert.

Ihn sehen und küssen, das ist Dein Zeugnis, daß Du die Wasser der großen Simme rauschen hörst.

* * *

Valmajour.

Valmajours Familie ist groß. Den Enkel seines dreizehnten Sohnes, der selbst in das Schneiderfach übergegangen war, lernte ich gestern kennen.

Wie danke ich es Alphonse Daudet, daß er mich Valmajour kennen und verstehen ließ. Als ich seinen nach Deutschland verschlagenen und dort Stationsdiener gewordenen ältesten Sohn in einer bitterkalten Januarnacht 1871 sah, war ich dieser sehr verbreiteten Familie noch nicht gewachsen. Ich hörte ihn mit Ungeduld an und fand ihn zudringlich. Ich wußte damals noch nicht, in wie wunderliche Formen sich die Sehnsucht der Menschen kleidet, sich aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höhe, aus dem harten Alltag in einen Sonntag der Seele aufzuschwingen. Jetzt weiß ich es, daß Dinge, die uns oft lächerlich an den Menschen erscheinen, gerade diese Dinge, ein Sonntagsrock sind, in dem sie für eine Viertelstunde, eine Stunde Edelleute sind. Damals im Januar 1871 kamen Züge von Norden für die Belagerung von Paris, mit Ausrüstungsgegenständen für die gehetzten Truppen, die um Orleans so schwer gerungen hatten und eben den Tagen von Le Mans auf übereisten Straßen entgegengingen, und unser Zug, der nach Norden ging, mußte auf einer kleinen Station mitten in Deutschland auf die Durchfahrt solch eines Militärzuges warten. Auf eine Viertelstunde waren wir gefaßt, aber es wurden Stunden daraus. Da verließ mancher den Wagen und ging auf dem kleinen Bahnsteige auf und ab und sah die Sterne kalt flimmern, hörte im fernen Dorfe das Aufbellen eines Hundes und wich stumm den schwarzen Gestalten aus, die stumm und ungeduldig neben dem haltenden langen Zuge und auf dem Bahnsteige auf und ab gingen.

Als ich mich für einen kleinen Augenblick im schlechtbeleuchteten Wartezimmer niedersetzte, gesellte sich mir zutraulich

der Stationsdiener zu und fragte ohne Einleitung: „Was sind der junge Herr, wenn ich fragen darf?“ Ich erwiderte nicht eben entgegenkommend: „Philologe.“ „Es gibt aber mancherlei Philologien,“ sagte der Diener. Ich sah ihn verwundert an und ich entzifferte im Halbdunkel ein schmales, altes Gesicht, das einen lehrhaften und hartnäckigen Ausdruck hatte. Ich gab die zweite Auskunft wiederum nicht gern: „Ich bin Germanist.“

Und nun nahm Valmajour die Flöte und das Tambourin und tat seinen Spruch wie sein Vater ihn im Amphitheater zu Aps, im Vorzimmer Numa Roumestans in Paris, inmitten der Damen und Journalisten während der ersten Soiree des Ministers, und endlich im Skatingring getan hatte, den armen Sonntagsspruch seiner Seele, mit dem er sich inmitten einer wogenden, glänzenden, üppigen Welt ein Heimatsrecht hatte erwerben wollen. „Es ist mir in der Nacht gekommen,“ so erzählte der arme Provenzale in seinem seltsamen Französisch, „als ich die Nachtigall singen hörte. Da dacht ich in meinem Sinn: Wie, Valmajour, der kleinen Gotteskreatur genügt ihre Kehle um all diese Läufer und Triller hervorzubringen, und was der Vogel mit der e i n e n Öffnung des Schnabels fertig bekommt, das solltest du mit den drei Löchern deiner Flöte nicht erreichen können?!“

Mein deutscher Valmajour sagte, wie er das gewiß schon zu unzähligen in seinen Wartesaal verschlagenen Reisenden gesagt hatte: „Kennt der Herr Kehreins deutsche Grammatik?“ und dann sprach er von Gotisch, von Althochdeutsch, ach, mein armer Valmajour sprach sogar von Lautverschiebung, — nachts zwischen zwei und drei Uhr, im kleinsten Bahnhofe der Welt, in einem schmutzigen Wartezimmer, das nach dem Qualm schlechter Zigarren und dem Öldunst der alten Hängelampe roch, der alte Bahnwart. Sein Gesicht war von weißen Stoppeln eingerahmt, sein Rock war fadenscheinig, seine

Worte waren eintönig, ich fand sie anmaßend. Ich ertrug ihn schwer.

Noch wußte ich nicht, daß Kehreins deutsche Grammatik sein Sonntagsrock war, sein Hinflug nach der großen Simme.

Gestern trieb der Sonntag, der ja mit den reisenden Geschäftsleuten Fußball spielt und sie dahin und dorthin schlägt, herein in Gasthöfe, hinauf zu bequem gelegenen Aussichtspunkten, Valmajours Enkel, den Sohn des dreizehnten Sohnes Valmajours herein zu uns an unsere Mittagstafel. Er reiste „in“ irgend etwas, vielleicht in Tuchen, vielleicht in Kolonialwaren. Schon über Tisch lächelte er uns manchmal zu, hie und da warf er einen Brocken in das Gespräch mit dem Zusatz „wie Schiller sagt“. Als wir dann nach Tisch unter den Bäumen des Vorgartens saßen, kam er mit einem Stuhle und einem schwungvollen, strohblonden „Sie erlauben, meine Herren“ und saß unter uns und lächelte und hatte die Rede, man wußte nicht wie, auf Schillers Wilhelm Tell gebracht, und wieder dauerte es nur eine kurze Weile, so deklamierte er: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht . . .“

Er deklamierte affektiert, unerträglich, aber glückselig, es war sein Sonntagsrock, er gab seinen besten Menschen, unartikuliert, geschmacklos, selbstgefällig, aber es war sein Versuch eine reinere Welt zu betreten.

* * *

Hilde Wangel.

Als ich heute morgen hoch über dem Pfarrhofe, in dem die zwei lieben, schönen Geschwister wohnen, am schmalen Gebüschsaum des Weges über einer blütenlosen Wiese Ibsens Baumeister Solneß zu Ende las, mußte ich wiederholt an den Pfarrherrn da unten denken. Wenn er durch das Dorf geht wie ein junger Kaufherr, im Strohhut, nicht im geist-

lichen Kleide, wenn nichts an ihm an den Geistlichen erinnert, dann glauben es ihm die Leute doch, daß die Treue und der Ernst des Pfarrers in ihm wohnen. Er verspricht weniger, als er hält; er hält mehr, als er verspricht. Ob er einer „Richtung" angehört? Ich muß ihn doch einmal fragen, aber ich glaube es nicht. Er ist vor Hilde Wangel sicher.

Sie kommt, wie sie zum Baumeister Solneß kam — unangemeldet und fast ein wenig dreist. Der Baumeister Solneß war ein kühner Mann. Mit wachsendem Glück, mit wachsendem Egoismus ward er immer zielloser in dem, was er tat und wollte. Er sättigte sich mit unruhigen Phantasiebildern und spannte dadurch seine Kräfte zu weit und zu hoch. Da kam es, daß er sich mit diesem Elemente in ihm ein Gespenst erzeugte. Eines Tages steht Hilde Wangel vor ihm, ein Mädchen aus dem Norden, die er vor zehn Jahren, als sie noch ein halbes Kind war, mit seiner Phantastik berauscht hatte. Sie kommt, wie ein schlimmer Wechsel vor dem Verfalltag und zwingt ihn, seine Gedankenspiele wahr zu machen bis zu seinem Aufstieg auf das Turmgerüste des neu erbauten Hauses, von dem er abstürzt, dem Sturz zum Tode.

Natürlich ist sie für dies Drama ein wirkliches Wesen, kein Gespenst, kein Geist, keine Allegorie. Hilde Wangel ist immer ein lebendiges Wesen, wohin sie auch kommt. Sie treibt sich in allen Landen herum, sie lebt in allen Zeiten. Sie kommt immer plötzlich. Ihr Erscheinen wird selten froh begrüßt. Sobald wir einen Glauben an uns erwecken, setzt sie den Hut auf, schürzt ihr Reisekleid herauf, genau wie sie bei Solneß eintrat, und macht sich auf den Weg. Wer es zuläßt, daß man an eine bestimmte Fähigkeit bei ihm glaubt, kann gleich seine Gaststube für Hilde Wangel richten lassen. Gib ein Versprechen und Hilde Wangel schaut durch dein Fenster herein mit jenem verschmitzten Galgenstrickblick,

der den vom Schwindel geplagten Baumeister auf das Gerüste trieb.

Säe nur deinen Hanf aus, Hilde Wangel wird ihn dir verspinnen und dir einen Strick daraus drehen.

Zum ersten Male kam sie zu mir in meinem achten Jahre. Damals war ein Flutgraben, der die Wiesen zwischen Nidder und Semen bewässerte und entwässerte, einmal ausnahmsweise fast ohne Wasser. Wir Jungen trieben uns an ihm herum, und suchten leere Schneckenhäuschen von der feinen, dünnschaligen Wendeltreppenform, die wir besonders liebten. Da gab mir der unruhige Knabensinn ein zu sagen, ich sei schon sechszehnmal über den Flutgraben gesprungen. Kein Mal wäre schon Übertreibung gewesen, denn ich hatte an dies aussichtslose Wagnis selbstverständlich noch nie gedacht. Da kam sie, da kam sie sofort, die Allgegenwärtige, die kecke Hilde, und sagte durch den Mund aller Jungen: „Ach, zeige es uns einmal!“ Zu mir sagte sie: „Nun springe, mein Baumeisterchen!“ Und ich armer, kleiner, achtjähriger Solneß sprang und sank tief in den Schlamm dieses halbmoorigen Grabens. „Ach, wie spannend“ — sagte Hilde, und tat, als käme ihr dieser Ausgang ganz unerwartet.

Jede Hilde Wangel steigert ihren Baumeister. Denn jedes gesprochene Wort verpflichtet. Denn jedes gesprochene Wort ruft das nächste und dies kommt schon gesteigert. Der Zuhörer glaubt das Wort und hält daran fest und steigert dich — wenn du zur Familie Solneß gehörst. Wallungen wirken, Bekenntnisse steigern, Mitgliedschaften sind eine Einladung an Hilde Wangel den Wechsel zu präsentieren. Sie liebt den nicht, der sich frei von allen Parteien hält. Sie haben alle ihren Versammlungsraum an der kleinen Simme, — an der großen gibt es keine Parteien und keine Vereinslokale —, und Hilde Wangel gehört allen Parteien an, man kann ihr nirgend entgehen.

Aber von Einem weiß ich, dem Hilde Wangel Segen brachte. Vielleicht hieß sie damals auch gar nicht Hilde Wangel. Das war ein Pfarrer. Er wurde ein Christ, ein Wort von ihm selbst bekehrte ihn, als er es aus dem Munde eines an ihn glaubenden und mit seinem Worte ihn tröstenden Mädchens hörte. Über ihn kam die Scham, daß er dies Wort gesprochen hatte, ehe es für ihn ein Recht dazu gab und er wuchs zum Werte seines Wortes empor.

Aber das ist lange her. Und Ibsen hat nichts von dieser Sache gewußt.

* * *

Die sieben Kappen des Herrn Echarti.

Herr Wesiger suchte seine Kappe; er hat sie nötig, ich will nicht verraten warum. Da er „Gabbe“ sagte, lobte ich ihn wegen seiner Anhänglichkeit an seine thüringische Heimat, und da mir über die „Gabbe“ und Thüringen eine liebe Erinnerung einfiel, so erzählte ich sie ihm zur Nachachtung.

In Thüringen lebt ein lieber Mann mit dem hübschen Namen Echarti. Er ist auch ein Wirt, auch freundlich und hat auch einen Grund, im weitläufigen Hause nicht ohne Kopfbedeckung herum zu gehen. Er besucht täglich in seinen Häusern alle Stockwerke, um nach dem rechten zu sehen, und da es sich um sieben Stockwerke handelt, so hat er auf dem Tische der Zimmermädchen in jedem dieser Gänge eine Kappe liegen, — das macht sieben Kappen. Läßt er die eine im ersten Stocke liegen, und das geschieht, so nimmt er getrost die nächste im zweiten Stocke. Ging er in das Haus vielleicht mit einer Mütze, die das Erbgut eines Bienenvaters zu sein schien, so taucht er nach einer Stunde mit einer blau und weiß karrierten Reisemütze auf und grüßt dich zehn Minuten später mit einer alten, stark enthaarten Pelzmütze, die er vor langen Wintern

vor seinem Landesherrn, dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, im Lauchagrunde abgenommen hatte.

Ob sich Herr Wesiger nun mit sieben Kappen versehen wird? Ich habe seit unserem Gespräche nicht darauf acht gegeben. Aber ich habe auf mich und die andern an der kleinen Simme acht gegeben und die überraschende Beobachtung gemacht, daß wir alle die sieben Kappen des Herrn Eckarti bereit liegen haben. Wir gehen über kühle Gänge, heftiger Zug bläst uns an. Der Speicher hat seine Luken und es gibt Hausgenossen, die keine Türe schließen.

Zuerst fand ich die sieben Kappen bloß an der kleinen Simme im Gebrauch. Ich zählte mehrmals genau, ich kam immer wieder auf sieben. Es sind die sieben Entschuldigungen, die man nötig hat. „Ich hab's so gut gemeint“, das ist eine Kappe ohne Schirm, sie hilft nicht viel und wird leicht fortgeweht. „Ich bin nun einmal so offen“, das ist ein Prachtstück von einer Mütze, sie putzt, sie hat eine Schleife auf der linken Seite und es ist möglich, ein Zweiglein vom Lorbeerbaum daran anzuheften. „Es kam so plötzlich ... da ist man nicht gleich gefaßt“, eine feine Pelzmütze, weich, dunkel und mit Seide gefüttert. „Ich war das meinem Gewissen schuldig!“ Eine ausgesucht vornehme Kopfbedeckung, deren Sitz man gerne vor dem Spiegel prüft. „Der Mensch reizte mich aber auch so“, Kappe aus rotem Stoff, bei eiligem Aufsetzen kann es geschehen, daß man sie verkehrt aufsetzt, dann lächeln die andern. „Ach was, man ist nicht einen Tag wie den andern“, sehr aus der Fasson geratene Kopfbedeckung. „Die Verhältnisse zwingen einem zu manchem“, Mütze mit Krepp, die gewöhnlich mit einem Seufzer aufgesetzt wird. Es sind nette Mützen, und nimmt man sie einigermaßen solid, — sie sind ja nicht teuer — so halten sie recht lange vor. Wenigstens solange man an der kleinen Simme wohnen bleibt.

Man ist nicht einen Tag, wie den andern, sagt die sechste Mütze. Das ist gewiß wahr. Wie ich in das Land zwischen der großen und kleinen Simme hinaussah, fand ich, daß auch da, gerade für diesen Fall, für sieben Mützen gesorgt war. Da hält das Leben, wie die Zimmermädchen des Herrn Echarti bald diese Mütze, bald jene einem lächelnd entgegen, die sieben Freuden, mit denen man wechseln darf, ohne daß man den Vorwurf der Laune hören müßte. Ich will Dir sagen, daß ich mich überreich beschenkt fühle, wenn Güte mich grüßt, wo ich auf keinen Gruß gefaßt war. Das ist eine geschenkte Kappe, die Herr Echarti natürlich nicht auf Lager hat, aber er kennt sie wohl und liebt sie. Ein feines Käpplein der Freude ist der Silberglanz der Sonne, der in den lichten Buchenwald sich einstiehlt. Und es gibt ein Lächeln, das zum Malen wäre, wenn es nicht vorüber huschte, wie ein junges Reh zwischen den Stämmen, wem es geschenkt wird, dem bleibt lange ein Licht im Herzen. Manchmal merkt ein Bild, daß es da einen Überfall ausführen darf und steht auf einmal da, wie einst Böcklins Opferhain mich überfiel und mit dem Allemannenkinde, das mir ihn zeigte, sagte: „Gell, do luegsch?!“ Danach kommt das Buch, das so gern die tiefe, geistige Freude an dem sieht, der es aufschlägt. Den Titel will ich nicht sagen, Du weißt, wann die Freude kam und wie sie kam. Dann weiß ich mir ein Käpplein des Glückes; wer mir's schenkt, den hab' ich lieb, spricht da mein Herz mit dem alten Kinderworte; weißt Du, daß nichts so tief und rein schweigt, als im dunkeln Weihnachtszimmer ein einziges, brennendes Lichtlein am Baume? Die siebte Freude ist ein Geheimnis.

Ich denke weiter über diese Dinge nach. Ich finde, sie sind ernsthaft. Ich bin froh, daß mir damals, vor dreizehn Jahren und vor zwölf Jahren, das mit den sieben Kappen des Herrn Echarti so deutlich wurde. Wenn ich nun hinüber=

schaue nach der großen Simme, Du weißt ja, daß ich sie hier von meinem Schreibtische aus bequem sehen kann, und daß ich sie nachts deutlich rauschen höre, so fällt es mir auf, daß an ihrem Ufer die sieben Kappen auch nötig und deshalb auch im Gebrauche sind. Aber es sind Kappen, von denen ich rede, nicht die großen Dinge, nicht Röcke und Mäntel.

Da sehe ich für die Tage ohne Licht die sieben Hilfen. Das sind die Tage, in denen das Tal der kleinen Simme grau verhangen ist, über den Saanenmösern kein freundlicher Südhimmel erglänzen will, und vielleicht vom Wallis heran sich Wetter verkünden. Dann fließt die große Simme dunkel vorüber, aber sie fließt, sie rauscht, sie eilt dem helleren Lande entgegen und sieben Hilfen kommen zu Dir. Eine „Kappe" ist ja nichts Unedles? Soll ich denn ängstlich sein wie das Wörterbuch der académie française? Es bleibt dabei, auch an der großen Simme oder doch nahe bei ihr gibt es die sieben Kappen des Herrn Echarti.

Da ist ein Weg in Deutschland. Er fängt an der Moltkestraße an und endet an der Linkenheimerallee. Dort ging einmal, und nur einmal, ein Mann mit einem Gaste aus Norwegen. Der Norweger war wortkarg, tiefsinnig und echt. Er wollte etwas in Deutschland und führte es aus, aber sein Herz war am Hardangerfjord, dort wohnte seine junge Frau und sein Söhnchen Birger. Jener Mann, der mit dem Norweger diesen Waldpfad ging, nannte den Weg seitdem den Norwegerweg und die er liebt, nennen ihn auch so. Er hat mühevolle Gedanken über diesen Weg getragen, jahrelang, aber immer, wenn er den Weg ging, ging der ernste Mann aus dem Norden neben ihm, rauschte die große Simme und die Hilfe kam und war es auch nur ein Hilflein.

Dir aber ist die zweite Hilfe ein Mensch, der Dich zwingt das Kleine als klein zu erkennen. Findest Du nicht, daß dieser Mensch wie der Zauberer in dem Märchenbuche unserer

Kindheit ist, der einen Elefanten mit seinem Stabe berührte, und fort war er. Was davon sprang war ein Mäuschen, das erschrocken das Löchlein suchte, um dort zu verschwinden.

Mein Nachbar hat ein Buch. Er liest es an lichtlosen Tagen. Es ist von Sören Kierkegaard geschrieben und ist ein gutes, schweres Buch. Herr Echarti liest es nicht, er hat es nicht einmal. Hätte er es, so sagte er wohl, es komme auf seine Kappe für den Keller heraus.

Am Rande der großen Simme wachsen Blumen, wer diese sieht und pflückt, geht getrost von dannen. Sie sind nicht für jedermann. Sie sind mehr für Kinder und solche, die kein Griechisch und Hebräisch können. Aber diese Blumen verstehen ihre Kunst. Sie sagen zu dem Traurigen: Sieh' mich einmal an, und wenn er das tut, kommt erst ein Sinnen, dann kommt eine Milde in das Herz und ein Trost kommt, daß man nicht weiß, war es die Nelke, war es das Gretchen im Grünen, war es das feine Aglei, oder war es der Ewige, der sie schuf und ihnen ihren Auftrag gab, von denen die Hilfe kam?

Ich habe einen Vetter, der für die Tage ohne Licht eine Hilfe kennt, die ihm gut tun muß. Ich muß es mir selbst ein wenig klarmachen, worin sie besteht. Er nimmt einen Spaten und gräbt am Berge ab, der vor ihm steht. Langsam und still und anfangs recht traurig trägt er ab, Spatenstich um Spatenstich, fast merkt er nicht, wie der Berg zum Hügel wird und der Hügel am Schluß zu einer Schwelle, über die er getrost wandert. Er nennt den Spaten „sich ausklagen", und er unterscheidet die Menschen danach in seiner Liebe, ob sie ihm erlauben sich bei ihnen auszuklagen oder ob sie leugnen, daß ein Berg oder nur ein Hügel da sei, oder ob sie ihm ohne ihn anzuhören ihr Leid, das größer sei als seines, als Hilfe offerieren. Für meinen Vetter ist's eine gute Kappe unter den sieben. Stünden wir nicht am Ufer

der großen Simme, so sagte ich, wie er dies Ausklagen nennt.

Sonst ist es wohl auch gut, das noch größere Leid anderer anzuschauen und ein Simon von Kyrene zu sein, den man nicht heran zerrt, sondern der seine Sichel und seinen Wasserkrug hurtig auf den Boden stellt und die Schulter unter das fremde Kreuz schiebt, unaufgefordert, das ist ein sicherer Weg von der Lichtlosigkeit zum Lichte.

Nach der siebten Hilfe kann man nicht greifen. Wir erkennen sie erst, wenn sie über uns kommt, sie ist Geschenk. Nur der, der sie empfing, erkennt sie. Niemand erkennt sie sonst.

Ich schreibe diese letzten Zeilen im sinkenden Lichte. Klar geht der Tag zur Nacht, wie ein unschuldiger Sohn zur wartenden Mutter. Der Wildstrubel verdämmert rosig. Das Klopfen und Werken im Tale am neuen Bahnbau ist verstummt. Die Irrenden und Müden freuen sich auf die goldenen Sterne, die schon aus dem blassen Himmel fern aufglänzen.

* * *

Mit Deiner Seele allein.

Zweisimmen gegenüber steht ein hoher Berg. Nach der Seite der Simme fällt er schroff zu Tal, er ist von Tannen umkleidet und diese gehen hoch hinauf. Wo sie aufhören, löst sich sein Gipfel in Klippen und Steinhalden auf, die Klippen stehen als Zacken und Wandreste nahe beieinander. Es ist eine kalte, öde Umkrönung. Wenn Wolken am Himmel ziehen oder Regen einfallen will, oder Regen eben am aufhören ist, dann sieht diese Klippenkrone und ihr letzter Waldkranz, der an sie heranreicht, blaugrau oder oft auch schwarzgrau aus. Es können Nebel von ihm herunterwehen, die wie ein schwarzer

Rauch aus einem unsichtbaren Krater schwer und breit aus diesen Klippen quellen. Am schönsten ist diese steinerne Wüste, wenn der Mond um ihre zerklüfteten Ränder mit seinem Silberstifte die Umrißlinie zieht.

Die Leute dort nennen diesen Berg die Spielgärten. An Geister der Vorzeit möchte man dabei denken, an heimliche Seelen, die zwischen diesen Klippen sich regen, sich verstecken, im Mondlichte sich jagen, wie die Schmetterlinge sich jagen, fern von den Menschen. Wenn ein Mensch dort hinauf ginge und hielte es eine Weile aus, einen Sommertag allein, eine Mondnacht lang, der wäre allein. Die Geister sähe er nicht, aber sie umzögen ihn mit ihren Schleiern, daß kein Geräusch von der Simme her zu ihm käme. Wie ließe ihn die Welt dort allein. Wie ließe er die Welt dort allein.

Vorgestern sah ich eine Frau, deren Seele in den Spielgärten war. Ich hörte im Saale unten Klavier spielen, es wurde geistliche Musik gespielt. Dann begleitete eine sonderbar tiefe Frauenstimme das Klavier. Ich ging hinunter und hörte lange vor der geschlossenen Türe zu. Später trat ich leise ein und ließ mich auf den nächsten Stuhl, fern von der Frau, die sang und spielte, nieder. Dann kamen andere Gäste, der eine saß dort, der andere da, zerstreut, wie man eingetreten war und einen Stuhl ohne Geräusch hatte gewinnen können Sie merkte es wohl, aber sie achtete unser nicht. Sie sang wie sie vorher im leeren Saale gesungen hatte. Sie war mit ihrer Seele ganz allein. Sie spielte, als ob sie in den Spielgärten wäre und nicht wüßte, daß ein Pfad von dort heruntergeht. Sie spielte und sang in einer Welt, in der nur sie war und ihre Seele und der Sonntag, der eben durch das Bernerland ging.

Da ward es mir bewußt, was der Welt geschähe, wenn wir alle vermöchten mit unserer Seele allein zu sein. Sie ist ein Sonntagskind. Das wußten schon ungetaufte Menschen

vor dem Tage von Bethlehem und Golgatha. Sie wohnt in den Spielgärten, wenn man ihr ihre Wohnung läßt. Sie kennt dort den Mondglanz über Wäldern, tiefen und fernen Bergen, sie kennt dort den Sonnenstrom, der durch die Klippen, über die steinige Halde hinunter durch das Buschwerk und die Matten rinnt. Sie liebt dort die Blumen in ihrer Stille, ihrer vielfältigen Form, ihrer Lust an der Farbe, und sie hat unter ihnen ihre Lieblinge, wenn man sie nicht von ihnen fortzerrt.

Die Seele kann sich freuen, so freuen wie die Menschen, die ihrer Seele entlaufen, nicht wissen, wie tief Freude sein kann. Und die Seele ist zart, so zart, daß der Mensch fast sich schämen müßte, wenn er der Zartheit seiner Seele einmal inne wird. Sie tut ihre Zartheit kund in Güte, wie eine Mutter gut ist, in Schmerz, wie der Schmerz einer Witwe ist, in Frömmigkeit, wie die Frömmigkeit eines Mannes ist, und ihre Freude leuchtet, wenn sie das Schöne sieht und hinter dem Schleier des Schönen den Ewigen ahnt, der sich verbirgt, damit seine Kinder ihn suchen.

Wenn wir alle heute wieder mit unserer Seele allein sein könnten, dann sähe der Mensch aus wie die alten Häuslein am Talhang aussehen, wenn es Sonntag ist, — Blumen vor den Fenstern, weiße kleine Vorhänge hinter den Scheiben, ein helles Gesicht dabei, das zum Gruße bereit ist und am Abend der Glanz eines Lichtes, das den Wanderer führt, der dort seinen Weg sucht.

Aber heute ist in der Welt nur Einer immer mit seiner Seele allein.

Das ist der Schuldige, der die der Welt unerkannte Schuld in seiner Seele birgt, für den die einzige Realität seine Schuld ist, denn alles andere, Liebe, Zutrauen, Zukunft ist ihm in Frage gestellt. Der ist mit seiner Seele allein, ganz allein.

* * *

Wenn die Seele weint.

Heute ist ein Regentag. Talabwärts schweben graue Wolken über die Straße und den Fluß hinüber; das Tal hinauf, über die Saanenmöser hin, ist der undurchdringliche Vorhang der Regenwand und nichts anderes. Unten, auf den Straßen des Dorfes gehen und verhallen wenige eilige Schritte. Ich nahm mir ein Buch vor, das ich für solche Tage mitgebracht hatte. Ein Dichter hat es geschrieben, ich lese es gerne und denke, es sei vieles so, wie es der Dichter sah. Ich freue mich, daß er das Wort „unüberwindliche Mächte“ schuf; es hat sich von seinem Buche gelöst und lebt für sich in der Welt weiter. Es macht so kräftig aufmerksam auf den Kampf zwischen dem Angreifer und der Seele, die sich wehrt. Auch wer es zum ersten Male hört, denkt gleich das Richtige. Man sieht nicht Mächte, die durch ihr gutes, starkes Recht unüberwindlich sind, man sieht vielmehr die Mächte, die im Unlogischen wohnen. In ihrer heimlichen Dämmerung ist's, wo die Seele weint.

Ach, wenn unsere Einsicht weiter ist, als die Seele, mit großem Vorsprung, und die Seele weint! Wenn dann die Einsicht umkehrt, schüchtern und traurig zur Seele zurückkehrt, sich vor ihr niederwirft und um Verzeihung bittet! Wenn die neuen Wahrheiten über den Bergen aufleuchten, wie ein ferner Wetterschein, und der Seele vor dem Verlassen des Heimes bangt, wie es nun ist, so vertraut, so sonnig, so ausgeschmückt mit den herzlichen Zeichen der Vergangenheit, und wenn die Einsicht dies Heim sieht und Mitleid mit der Seele hat!

Beider Anblick bewegt mich gleich, der Anblick der weinenden Seele nicht mehr, als der der umdrehenden Einsicht. Es drängt etwas in mir dazu, die Einsicht mit Ehrerbietung anzusehen, wenn ihre Umkehr aus Liebe und zerrissenem Herzen so verstanden wird, als wohne nur die weinende Seele an

der großen Simme und als ob die Einsicht nun die verbotenen Wege verlasse, die die kleine Simme begleiten. Wer nicht die Klagerufe der Seele kennt, und wie sie der Einsicht in das Herz schneiden, der nennt die Umkehr das eine Mal Vorsicht, das andere Mal Feigheit, das eine Mal will man die Einsicht loben und nennt ihre Umkehr Reise, das andere Mal nennt man sie wohl auch Bekehrung. Aber wie laut die Seele weinte, das sollte man erst wissen, ehe man von der Umkehr der Einsicht redet.

Das ist ein Schauspiel voll Schwermut und Größe, wenn die Seele weint und die Einsicht zittert und die Lampe in ihrer Hand schwankt, wenn sie das Weinen hört, und langsam umkehrt, das brennende Auge auf die Berge gerichtet, hinter denen die ferne Wahrheit aufglänzte, den Fuß zur Seele gewendet, der hilflosen, der verlassenen.

* * *

Der verborgene Gott.

Es sagte mir einmal Einer, in seiner Bibel stehe das Wort: „Unser Gott ist ein Gott, der nicht in Steinen wohnt.“ In meiner Bibel fand ich das Wort nicht, und ich freute mich darüber, denn mein Gott wohnt in Steinen. In Ägypten fand man ein verflogenes Herrenwort, das weder die Evangelien noch die Verfasser der Briefe festgehalten hatten: „Richte den Stein auf und dabei wirst du mich finden, spalte das Holz und ich bin dabei.“ Es redet vom Kristall, es denkt an den Bau der Pflanze. Es ist ein liebes Wort.

Wohl hat mich meine Mutter gelehrt, den zu suchen, der im Gewissen wohnt, und dessen Wesen wie das unendliche Meer ist, auf dem der Kristall und die herrlichste Blüte, das Gold des Abendlichtes und der geheimnisvolle, zerrissene Baum am schweigenden Schwarzwasser nur die zerrinnende Welle

sind, wohl haben meine Kinder mich gelehrt, mit ihnen Kind zu sein an der Seite des Vaters, der uns liebt, führt, straft und erhört.

Aber wer will eine erste Liebe töten? Wenn er in seinen Blumen und Steinen, im Trauermantel, der von der Blüte zum Wege, vom Wege zum Strauche flog, wenn er in Farbe und Linie sprach, so vernahm ich ihn, und da er sah, daß ich ihn vernahm, so sprach er noch vernehmlicher, noch lauter, noch lieblicher und schenkte mir ein tiefes Glück.

Wenn die Leute sagen, und ich kenne ein Land, in dem Leute wohnen: Wenn ich mich erbauen will, so gehe ich nicht in die Kirche, ich gehe dann in den Wald, da bin ich viel andächtiger als in der Kirche, — wenn das die Leute sagen, so lache ich. Denn ich weiß es wohl, in jenem Lande, wo die Leute wohnen, gehen sie weder in die Kirche noch in den Wald. Aber vielleicht sollte ich doch nicht lachen, denn es könnte ja auch dort einmal einer den Ewigen gesehen haben, wie er durch die silbernen Gräsermeere schritt, daß sie wogten und glänzten und im Glänzen wogten, Ihn gesehen haben, wie Er am Rande des Buchenwaldes schritt, von Faltern umgaukelt, von Blüten begrüßt, von Schatten gestreift als der geliebte und einzige Herr.

Es könnte doch sein, daß ihn dort, unter den Leuten, einmal einer ihn gesehen hätte, wie ich ihn gestern sah.

Ich ging das Tal der Saane hinab in einem glänzenden Morgen. In einem Garten am Wege stand ein schönes Bauernhaus, aus Holz aufgerichtet, das in weichem Goldton glänzte. In diesem Tone sprangen die bunten Ornamente und Inschriften rasch hervor, die der Baumeister vor zweihundert und fünfzig Jahren hineingeschnitten und frisch ausgemalt hatte. Auf der unteren Galerie, die das Haus umlief, saß eine ältere Frau, sie nähte Weißzeug und ließ Saane und Menschenleben unbeachtet vorübergehen. Gleich über ihr lag das große, tiefe Dach

auf dem Gesimsbalken auf, der die oberen, mit dem Dach sich verjüngenden Stockwerke trägt. In dem Winkel zwischen Gesimsbalken und Dach, über der Bäuerin, sonnte sich eine große, weiße Katze.

In dem Garten zwischen Haus und Straße kreuzen sich zwei Wege. In ihrer Kreuzung wuchsen je in dem inneren Winkel der so durchschnittenen Beete vier schlanke junge Obstbäume. Zwischen ihnen, in der Wegekreuzung, stand, von den Kronen der Bäumchen in grünem Rahmen eingefaßt und nur wenig von ihnen überragt, ein junges Mädchen, schlank, schön, in lichte Farben gekleidet. Sie reichte mit dem rechten Arm in eines der Bäumchen hinein, um dort ein gelbes Blatt zu entfernen. Aber es waren ihr andere Gedanken dazwischen getreten, der Arm ruhte unbeschäftigt, nur streifend und anmutig auf dem kleinen Äste, das Blatt war vergessen.

Sie war verzaubert, und wußte es nicht. Sie hielt still der Gewalt ihrer Jahre, dem Glanz der Sonne, der Schönheit der Morgenwelt, wie das Stiefmütterlein am Wegrande. Beide wissen es nicht. Unten sprach mit Rauschen, Schäumen und Glitzern die Saane. Über ihr stiegen an grauen Kalksteinwänden Tannenwälder empor. Auf den Matten blühten die tausend Blumen, goldene, purpurne, blaue, weiße, ein einziger leuchtender Teppich. Und dies stille, regungslose Mädchen war mit seiner Seele ganz allein und verwoben in die Welt. Ihre Seele redet nicht mit ihr, sie nicht mit ihrer Seele, aber sie sind zwei gleichalterige Freundinnen, sie gehen eben, da ich vorüber schritt, da die Mutter nähte, und die Katze schnurrte, auf fernen Matten, Hand in Hand, — es ist Sonntag, in den sie eben vergangen sind wie ein zarter Rauch in die blaue Luft vergeht, und über der Matte, auf der sie sich niederläßt, den Blick auf Saanen, Rougemont und Chateau d'Oex gerichtet, wogt es heran — das Unbestimmte, — das Schöne — es kommt — — — die Saane hält den Atem an — — —

die Glocken auf den hohen Alpen klingen nicht mehr —, — es kommt, es weht, es glänzt — fern her — — — es kommt.

Da das welke Blatt in ihre Hand fiel, und alles sich änderte, da war der Augenblick vergangen, wo der Ewige im Irdischen, das lautlos geworden war, die Augen aufgeschlagen und mich angeschaut hatte, daß ich Ihn sähe und liebte und Seiner da nicht vergäße, wo er wohnt, — nicht nur im Gewissen, sondern auch in Steinen und Blumen, Schmetterling und Reh, Licht und Linie und vor allem im Kristall einer naiven Seele, in der Lieblichkeit des Menschen.

* * *

Der verborgene Gott.

Ich werde die Erinnerung an einen Anblick nicht los, den ich auf dem Wege nach Lenk hatte. Dort in dem kleinen Badeorte, im stillen Gebirgswinkel wohnen ausruhende Gäste und kranke Erholungsbedürftige. Wagen rollten vorüber. Fein gekleidete Spaziergänger verrieten die Nähe des Badeortes. Am Wege ruhte unter einem Erlengebüsch ein armseliger, von Alter, Krankheit, Armut, Not, Gier und Aussatz vernichteter Mensch. Ich kenne seine Geschichte nicht, ich weiß seinen Namen nicht, ich sah ihn nur die Minute lang, in der ich ihm eine Gabe reichte, die er fast nicht in das nehmen konnte, was bei jedem anderen Menschen eine Hand genannt wird. Bei ihm war es keine Hand mehr. Ich will den jammervollen Anblick nicht beschreiben. Aber da ich vom „Fotzeldorli" weiß, so konnte ich mir sein Leben vorstellen. Und nun gehen diese zwei Ausgestoßenen seit drei Tagen in meinen Gedanken um. Wenn ich nicht an sich an den lebendigen Gott glaubte, von dem man predigt, so glaubte ich seit diesen drei Tagen an ihn. Denn es gibt ein solches Elend unter

den Menschen, daß die Seele den Lebendigen, Schönen und Heiligen fordern muß, vor dessen Angesicht einst auch diese zerrissenen, entstellten, als gemeiner Auswurf des irdischen Lebens lebenden Leiber und Seelen sich verklären dürfen in die Reinheit, Schönheit, Heiligkeit, die ihnen auf Erden so unbegreiflich, so grausam vorenthalten wurde. So viel schmachvoller Zerstörung muß ein Gegensatz gegenüberstehen. Das ewige Dasein ist diesem Auswurf einen lebendigen Vater und Tröster und Heiland der Gemeinheit schuldig.

„Sie spüren es nicht!" Ach, so tief ist also, nach Eurer Meinung, dies Elend, daß auch dies Letzte ihnen vorenthalten ist, daß sie um ein Besseres wüßten? So tief ist ihr Elend! Denn Ihr wollt doch ihr Elend nicht leugnen?

Vom „Fotzeldorli" will ich Euch erzählen.

Es kommen sonderbare Erinnerungen aus meiner Jugendzeit herauf. Ich erstaune mich, wie jene Erlebnisse in meiner Seele nicht verblaßt sind, sondern mit den Jahren zu festeren und klareren Bildern geworden sind. Die Bilder sind traurig, deren Mittelpunkt dieses arme verkommene Wesen ist, und was der Kindheit einst Spaß gemacht hat und zum Fürchten und zugleich zum Lachen war, das gibt jetzt dem reiferen Menschen Anlaß zu Tränen.

Das Fotzeldorli war für meine Generation ein runzliges Weiblein, das jeden Tag an unserem Haus vorbeiging und so aussah, wie ich mir in meiner Kindheit die böse Hexe vorstellte. Ordentliche Kleider habe ich nie an ihr gesehen, im Gegenteil, ihr Äußeres war so entsetzlich, daß es kaum möglich ist, eine deutliche Beschreibung davon zu geben. Röcke hatte sie wohl ein halbes Dutzend übereinander an, ein jeder dazu bestimmt die Löcher und Schäden des anderen zu bedecken. So trug sie auch Taillen und Tücher alles fest miteinander vernäht. Um ihre Beine hatte sie Lumpen gewickelt und diese mit Schnüren festgebunden. An den Füßen trug

sie alte Filzschuhe, deren Fetzen ebenfalls mit Lumpen und Schnüren umwickelt waren. Nach diesen Lumpen und Fetzen hieß sie eben das Fotzeldorli.

Aus ihren Ärmeln kamen ein paar knochige Hände hervor, deren gierige Finger an die Krallen einer Katze erinnerten. Das Gesicht war verzehrt und runzlig, ein großer, meist offener Mund zeigte einige schrecklich lange Zähne. Die Augen hatte sie wie eine lauernde Katze gewöhnlich halb geschlossen und auf dem Kopfe trug sie nur noch spärliches, schmutziges Haar. Ihre Haut war gelb und wie dickes Leder. Gesicht und Hände hatten außer dem Regen wohl viele Jahre kein Wasser mehr gespürt. An Regentagen trafen wir sie oft auf dem Schulwege, wie sie eine schwarze Schürze an beiden Bindbändern über den Kopf hielt, das war ihr Regenschirm.

So sehr wir Kleinen diese Hexe auch fürchteten, so waren wir doch oft in Scharen hinter ihr her, um sie mit ihren Spottnamen „Fotzeldorli“ zu necken. Hatte sie uns eine Strecke weit geduldet, so machte sie plötzlich kehrt, um uns durch ihre entsetzlichen Drohungen und wilden, unartikulierten Gebärden in die Flucht zu jagen. In großer Angst rannten wir davon und hatten dann für einige Zeit von einem solchen Schrecken genug.

Fotzeldorli war früher Dienstmagd in den reichen Häusern am Markte und dem sogenannten Graben gewesen, später hat sie bei eben diesen alten Herrschaften als Waschfrau gedient. Da man in diesen Häusern wenigstens einmal im Jahre die sogenannte „Buchi“ hielt und die dazu nötige Holzasche mit der wachsenden Benutzung der Kohlenöfen seltener geworden war, so wurde diese in den Häusern, die noch Holzbrand hatten, von den Waschfrauen zusammengekauft. Fotzeldorli, die je älter je geiziger wurde, zog auch hieraus ihren Gewinn, indem sie die Asche erbettelte, um sie dann wieder zu verkaufen. Ich höre sie noch heute mit ihrem näselnden Tone sagen,

wenn meine gute Mutter sie einmal abweisen wollte: „Ha wegeme so ne Bitzele Asch'!“ War sie auf diesem Bettelgange, so trug sie stets einen Holzzuber auf dem Kopfe.

Oftmals kam sie auch zu uns, um „Gräsle z' rupfe“, wie sie das nannte, wenn sie im Garten die Kieswege säuberte. Dafür bekam sie dann Kaffee oder sonstiges Essen, denn unser Mütterlein hatte trotz allem Ekel immer von neuem ein gütiges Erbarmen mit diesem elenden Wesen. Sie erbat sich oft schon am frühen Morgen Wein, doch erhielt sie ihn bei uns nie. Sie hatte Teller und Besteck besonders und saß gewöhnlich auf der Gartentreppe, wenn sie aß. Trotzdem hinterließ sie jedesmal einen so fürchterlichen Geruch, daß wiederholt beschlossen wurde, sie nicht mehr in das Haus zu lassen. Wenn sie anläutete, so drückte sie ihr Gesicht platt an das Fenster der Haustüre an, um zu sehen, wer zum Öffnen komme. Mein jüngster Bruder in der weißen Studentenmütze gefiel ihr ersichtlich am besten, denn ihm erklärte sie einstmals durch das Fenster: „Sie mache immer so liebe Äugli!“ Auch mein älterer Bruder, der Theologe, hatte Gnade bei ihr gefunden, denn er sprach in seiner harmlosen Güte oft mit ihr und ermahnte sie sich zu waschen und zu reinigen, dafür bekam er als Theologe die merkwürdigsten Dinge zu hören. Sie wohnte in einem Hinterhause, dort habe, so sagte sie: Das Dienstmädle ihre Kammer nebenan und das Dienstmädle habe ihre Türe aufgemacht und ihren Kamm gestohlen und ihr den Waschlappen und ihr schönes „Tschöpli“ genommen, jetzt habe sie kein „Tschöpli“ mehr und könne deshalb auch nicht mehr zur Kirche gehen, und noch vieles mehr. Sie hoffte immer auf eine Gabe an Geld, doch war dies bei uns umsonst. Einstmals aß sie bei uns zu Mittag, da brachte ihr der Bruder Theologe noch eine übrige Fleischwurst aus dem Keller. Sie hatte die Wurst kaum in seiner Hand entdeckt, so sprang sie grinsend auf ihn los, indem sie rief: „Und no ne

Wurscht!" und alsobald war diese samt der Haut unter ihren gierigen Zähnen verschwunden. So aß sie einst im Garten den Katzenteller aus, auf dem ein verdorbenes Ei lag, und rief voll Wut: „D' Katz brucht kei Ei!" Nichts war vor ihr sicher, nicht einmal unsere schönen Stachelbeersträucher, die uns Kindern bis zur völligen Reife noch verboten waren. Eines Tages mußten wir mit betrübten Herzen zusehen, wie sie die Stöcke mit ihrer unreifen Frucht kahl ab aß, denn alle Verbote der Mutter und der Brüder halfen nichts, sie war mit guten Worten nicht fortzubringen und sie anzufassen und fortzuführen, dazu konnte sich doch keines von uns entschließen.

Daß sie viel Geld besaß, war stadtbekannt und daß sie die Wertpapiere auf ihrem Leibe in den Fetzen herumtrug, wollte jedermann wissen, gesehen hat sie aber nur eine alte Bekannte von uns, die aus Herzensunruhe, sie möge einem Armen die nötige Geldgabe vorenthalten, ihr ihre Lumpen einmal untersuchte und zu ihrem höchsten Erstaunen in den Röcken eingenäht mehrere Wertpapiere und Geldscheine fand. Sie hat ihr dann ernstlich wegen ihres Geizes und ihres Elendes in das Gewissen geredet, aber geholfen hat sie ihr damit nichts. Der Mutter brachte sie einmal einen schrecklichen Strauß, den sie wohl auf einem Misthaufen gefunden hatte. Es sollte ihr Dank sein für der Mutter Güte. War es ein besseres Fühlen in dem Herzen dieser Elenden? oder war es auch diesmal wieder nur diese Gier, die schenkte um doppelt zu empfangen.

So gingen wohl zwölf Jahre dahin, die immer von Zeit zu Zeit dies Wesen in unser Haus brachten, ob man sie auch einmal hart fortgewiesen. Da hieß es eines Tages, das Fotzeldorli sei krank. Man hatte sie nicht mehr ausgehen sehen und wußte wohl von den Hausleuten, daß sie krank sei, aber niemand hatte den Mut nach ihr zu sehen. Da taten sich ein paar gute Frauen zusammen und erbaten sich Hilfe

von der Polizei. Sie gingen hin, die Türe wurde erbrochen und sie fanden die Ärmste zwischen nackten Wänden auf einem Haufen Stroh. Als sie die Menschen erblickte, klammerte sie sich wild an ihr Lager an und es kostete viele Mühe ihre zusammengekrampften Hände, die ihre Habe in Verzweiflung zu decken suchten, zu lösen. Mit Gewalt mußte sie fortgeführt werden, ein Polizeidiener und eine ihrer früheren Dienstgeberinnen führten sie in einem Wagen nach dem Spital, wo sie vor allem gebadet wurde. Man mußte ihren Körper mit Bürsten reinigen. In einem schönen, reinen Bette lag sie dann still und stumm drei Tage lang. Dann starb sie, vernichtet durch eine Tat der Liebe, die um Jahre zu spät kam. In der Stadt wenigstens sagte man, sie sei an der Sauberkeitt gestorben. In ihrem Stroh fand man an Geld und Wertpapieren über 20000 Mark. Es hat sich alsbald ein Erbe eingestellt, der wohl zu Lebzeiten dieser armen Kreatur nichts von ihr wissen wollte.

Spürst du nicht in diesem Elend den verborgenen Gott?, der auf uns wartet, daß wir in dieser Schmach erkennen, das Dasein sei zu einer solchen Schmach nicht bestimmt?, daß ein gräßlicher Irrtum auf seiten der Wohlgekleideten, Satten, Fröhlichen und Gesunden vorliegen muß?, daß sie nicht tief genug graben im Verständnis des Daseins?, daß diese Aussätzigen eine Rachegeläute des lebendigen Gottes einläuten?

* * *

Aus guter Familie.

Nicht weit von meinem Platze wurde bei Tisch halblaut gefragt: „Ist sie aus guter Familie?“ Eines nickte, dann nickten die anderen, die nichts über den noch fehlenden Gast gewußt hatten, mit jener stillen und ernsthaften schrägen Kopfbewegung, die an der kleinen Simme in allen Ständen

das Zeugnis dafür ablegt, wie erwünscht und erleichternd die Bestätigung ist, daß sie aus guter Familie ist. Und sie kam bald danach. Du kennst ja Goyas Brustbild der spanischen Königin Marie Luise, auf dem sie aussieht wie eine geputzte Landpomeranze. Ich habe den Ausdruck von meiner hessischen Großmutter, sonst gebrauchte ich ihn nicht. Marie Luise erschien spät und steuerte lächelnd und selbstzufrieden auf den leeren Stuhl zu, ein Gast wechselte einen Händedruck mit ihr, für die andern, die vorhin genickt hatten, gab es ein leises Vorstellungsgemurmel und die menschlichen Dinge nahmen ihren Fortgang.

Ich besah mir die Königin Marie Luise von Parma mit jenem Rechte, das die Pausen zwischen den Gängen verleihen und ich fand, daß ich, wenn sie aus guter Familie stammt, doch Leute aus noch besseren Familien kenne, ja aus der besten.

Natürlich trifft man die beste Familie selten, viel seltener als die gute Familie!

Ich dachte zuerst an die einsamen Häupter, die ich vor Jahren in den Frühstunden des Sommertages blaßgrünlich sich geheimnisvoll am Horizont abzeichnen sah, Eiger, Mönch, Jungfrau, Blümlisalp, Altels. Sie grüßen einander im jungen Lichte, wie sie einander grüßten, wenn sie allein noch die fern gesunkene Sonne sahen, und tauschen wenige ernste Worte. Wenn Dante zu Michel Angelo hinüber sieht, und Michel Angelo zu Carlyle, und Carlyle zu Sören Kierkegaard, das ist ein stilles Grüßen. Da stehen sie allein über dem dunkeln Strom der Jahrhunderte, die guten, unbefangenen, weitherzigen, großen, leidenden Ergründer des Heiligen und sind nur sichtbar, wenn die Sonne untergeht nnd für die einsam Wachen in jenen herrlichen, blassen, kühlen Stunden, die das junge Licht zögernd hervorbringen.

Aber diese Marie Luise von Parma, Spanien und Bern weckt mir heute die Sehnsucht nach jenen anderen aus der



besten Familie, die ich mir die heimlichen Leviten nenne. Sie wohnen unter allen, sind nicht um Haupteslänge größer als die anderen, die anderen wissen gar nicht, daß „andere“ da sind. Sie teilen alle irdischen Berufe, sie essen, wie man ißt, sie kleiden sich, wie man sich kleidet, sie reisen wie andere. Sie nehmen in Berlin Orden, in München Titel, sie lassen sich in Bern Herr Major und in Ragaz Herr Kantonsrat anreden. Du triffst den heimlichen Leviten einmal im Bahnzuge und merkst es nachher, wenn du ausgestiegen bist, daß du ihn hättest anreden müssen. Er las in einem Buche und legte es auf einen Augenblick auf den Sitz neben sich, und der Zufall ließ dich den Titel sehen. Nachher, wenn es zu spät ist, fällt es dir ein, daß dieses Buch und seinesgleichen ja nur die heimlichen Leviten lesen.

Sie lassen es nur selten merken — du schließest es aus Tatsachen — daß sie das irdische Leben aus Liebe in seiner üblichen Gestalt mitleben. Denn sie schweigen über das, was hinter ihnen, unter ihnen liegt, sie haben ein altes Buch, das an einer Stelle so redet, wie Menschenmund sonst nicht spricht: — „Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben.“ —

Du kennst sie nur daran, daß sie nie, an keinem Orte, in keiner Lage, vor keinem Menschen oberflächlich sind; das ist ihm unmöglich, dem heimlichen Leviten, Leben, Menschen, Erlebnisse, Gesinnungen, Worte, Zustände, Gutes, Gemeines, Niedriges, Ekel erregendes, Braves, Wackeres oberflächlich anzusehen.

Sie wohnen unter allen und sehen vielleicht nur einmal im Jahre ihre Geschwister, vielleicht nur alle paar Jahre einmal. Vielleicht sieht nur der Sterbende sein Geschwister, wenn er etwa in der Diakonissin seine Schwester erkennt.

* * *

Mit Ihm allein.

Man trifft bei seinen Streifereien in diesem Simmenlande nirgends mehr einen Bildstock, nirgends ein eigentliches Kruzifix. Das ist schade. Mit dem Bildstock am grünen Wegrande, am Eingang der Dörfer, mitten in der Gemarkung bricht in die Zeit so ernst und stark das Ewige herein. Jedes Kruzifix ist ein fernes, rasches Wetterleuchten, das über den Rand unserer vertrauten Welt aus weiter Ferne aufglänzt und über unsere Seele das große Staunen vor dem Unerwarteten, dem Unausmeßlichen und dem Heiligen ausbreitet.

Drei Bildstöcke weiß ich, die ich liebe. Einer stand in einem Garten der Kindheit. Er war vergessen stehen geblieben, als man das Kloster abräumte, zu dem er gehörte. Er war aus grauem Sandstein geschlagen, im edelsten gotischen Stile. Was für ein kleines Bild er einst getragen, das wußte vielleicht mein lieber Pate, da er von dem Kloster Genaues wußte, aber er hat mir nichts darüber gesagt. Hinter Himbeerbüschen stand der Stein verborgen in der Gartenecke. Ich war ein Kind, als ich ihn entdeckte, ich wußte vorher nichts von ihm, denn ich war Gast in einer mir neuen Welt, und damals fing es an, daß ich sah, es gehe ein Wetterleuchten des Ewigen auf, wo solch ein verlorenes, einsames und in sich heilig versunkenes Werk steht.

Der andere Bildstock ist ein Kruzifix. Es steht in freier Ebene. Dörfer verraten sich fern durch spitze Kirchtürme. Die Taube, die aus den Feldern hoch aufflattert, sieht die breiten Wasser des Rheines blitzen. Getreidefelder umwogen den Bildstock. Waldränder stehen ernst auf hinter diesen grünen Flächen. Der Fuß des Bildstockes ist in Gräsern, Moos und Steinnelken versunken, Wegwarten blühen nah bei. Wenn ich an die ernste Schönheit denke, die mit unserem Glauben in der Welt aufgegangen ist und mit ihm dort wohnt, so ziehen in

meiner Erinnerung Sommerwolken weiß und einzeln langsam über diese Felder, die rote Mohnblüte nickt über dem unteren Sockelabsatze des Stockes und blitzende Schwärme von Tauben flattern auf und suchen fern ein stilleres Gelände, wo kein Wanderer sie unfreiwillig aufscheucht.

Der dritte Bildstock steht der Heimat des Präzeptors Germaniae nahe, an einer Wegekreuzung, hoch im Hügelland, hinter ihm säumt ein Buchenwald die Straße, vor ihm ziehen in breiter Senkung die Äcker des Dörfleins dahin, das aus dem Grunde herauf schaut. Als ich dort ging, blühten die Anemonen zu Tausenden in dem noch unbelaubten Walde. Auf dem Sockel des Kreuzes, zum Wege hin, auf dem der Einsame kommt, steht:

Was will das Kreuz, das an dem Wege steht?
Es will dem Wandrer, der vorübergeht,
Das große Wort des Trostes sagen:
Der Herr hat deine Schuld getragen.

Links vom Wandrer fährt die andere Seite fort:

Das große Wort der Weisheit sagen:
Du sollst dem Herrn das Kreuz nachtragen,

und die Seite rechts vom Wandrer schließt:

Das große Wort der Hoffnung sagen:
Das Kreuz wird dich gen Himmel tragen.

Das Kreuz redet nur mit dem Einsamen, nicht mit dem Haufen, der vorüber zieht oder eilt, denn er nur sieht es und ihn ergreift es, wenn das Bild ihn anredet. Zehntausende, zusammen, haben keinen Gott, Tausende, zusammen, verbindet eine Lehre von Gott, wenn zwei an Gott vorübergehen, so sehen sie ihn nicht, wenn der Einsame kommt, so sieht er Gott, wenn der Einsame kommt, so spricht das Kreuz mit ihm.

Ich wollte wohl von Kindheit auf unter den Zwei oder Drei sein, die in seinem Namen versammelt waren. Aber

wo zwei oder drei oder mehrere beieinander sind, sprechen sie. Der Einsame liebt die Worte nicht, er hält sie für Totschläger und Totengräber. Die Zwei oder Drei sprachen seinen Namen aus und forderten, daß auch ich ihn ausspreche. Mein Herz ward schwer, daß ich nicht unter ihnen sein konnte. Aber da ich litt und nach ihnen rief und mich verklagte, kam ein Herrenwort zu mir, das enthielt das, was ich erfahren hatte und richtete mich auf. Die die heiligen Bücher schrieben, trugen es nicht ein, aber einer hatte es vernommen und schrieb es auf, und wer es bedarf, dem entzieht es sich nicht. „Jesus spricht, so sagt der Mann, der dies Herrenwort behalten hatte: Wo immer sie sein mögen, da sind sie nicht ohne Gott, und gerade wie einer allein ist, in dieser Weise bin ich mit ihm; richte den Stein auf und dabei wirst du mich finden, spalte das Holz und ich bin dabei.“

„Wie einer allein ist . . . . .“

Davon weiß ich.

Drei Einsamkeiten gibt es mit dem Gekreuzigten. Die erste ist die der Schuld. Wenn niemand sie weiß. Wenn Er sie weiß. Wenn Er stumm mitgeht, über schöne Felsenlande, durch bunte Felder, durch alte, tiefe Wälder. Wenn Er stumm mitgeht und auf das Wort des Schuldigen wartet. Tief ist diese Einsamkeit.

Die zweite ist die Einsamkeit der Halben. Sie hören die große Simme rauschen, aber das letzte fehlt ihnen, mit dem man sie erreicht. An der kleinen Simme verzetteln sie das Leben ohne es zu lieben, die große Simme lieben sie und es ist ein Unvermögen in ihnen, sie zu erreichen, etwas Halbes, etwas Zögerndes, etwas Ungeschicktes. Das sind die, die nie das Gefühl des erhörten Gebetes haben, das sind die, die um Gnade rufen, aber nicht den Mut haben, sie zu erhoffen, das sind die, die es mit Jammer spüren, daß das letzte Band nicht reißen will, das sie gefesselt hält. Die

neunundneunzig Gerechten ahnen nicht, wie verzweifelt die Blicke der Halben sind, mit denen sie Christus suchen. Das ist eine tiefe Einsamkeit mit dem Gekreuzigten. Mit Ihm, denn er ist größer als ihre Halbheit. Mit Ihm, denn er ist größer als ihre Richter.

Die dritte Einsamkeit mit dem Gekreuzigten tut sich in der Einsamkeit mit den Welträtseln auf, bei der die Lampe über dem Einsamen scheint, die Sonne ihn umspielt, wenn er den schmalen Weg durch Felder und Heide geht, der Wald ihn überschattet, die Seele aber nicht der stillen Stunde in der Zelle, nicht der Schönheit des Pfades, nicht des Ernstes des Waldes inne wird, sondern mit der Antwort ringt, die sie fortan scheiden und binden wird. Sie wird sie scheiden von den Gesinnungen der Jugend, binden an Bücher, Schulen, Parteien, scheiden von Büchern, Schulen, Parteien, scheiden vom Elternhaus, scheiden von Lehrern, knüpfen an neue wandelbare Meinungen, neue Lehrer, scheiden von lieben Symbolen, führen zu neuen Symbolen. Da steht immer, von Einem weiß ich es, da stand immer, zweiundvierzig Jahre lang und länger Christus da, wo der Einsame ihn nicht erwartete. Und sobald der Einsame ihn sah, wußte er, daß seine neue Einsicht an Ihm gemessen werden müsse. Was nicht zu Ihm paßte, konnte nicht richtig sein. Wenn er von Menschen und ihren Lehren, von glänzenden Gesichten redlich ernster Denker und geheiligter Herzen herkam, aus je leuchtenderen Visionen er kam, um so deutlicher erkannte er, daß der, der da am Kreuzwege stand, am Waldpfad, hinter der Lampe des kleinen Pultes, daß der allein real war, die einzige Realität, von der Menschen wissen.

Wer redet von diesen nicht aussetzenden Begegnungen mit dem Gekreuzigten? Das ist eine dritte Einsamkeit mit Ihm.

Andere kennen andere.

Hier in diesem fremden Lande ward mir einst ein Kirchlein geschenkt, das noch einsamer, noch geweihter als alle

anderen Orte ist, die ich kenne, an denen das große, wundervolle Wetterleuchten des Ewigen aufglänzte.

Es liegt ein Dörflein in der Schweiz, fern vom Tal, hoch an einer grünen Bergeshalde, die Stunden hinaufgeht bis zum jähen Abfall, die Stunden hin sich in die Länge zieht und in uralten Dörfern dunkle, schöne Holzhäuser trägt. Wasser rinnen hinab zum Vater der Ströme und ziehen tiefe Furchen in die große, grüne Halde, und zwischen zwei solcher Furchen liegt, wie auf einem Vorgebirge, das kleine Dorf. In ihm stand eine alte Kirche, aber die Schlucht erweiterte sich, Regen und Sturm führten ihren tiefen Pflug die Furche so wild hinab, daß diese Kirche in den Abgrund rollte und nur noch ein Mauerrest mit einem Fenster bei alten Bäumen still aushält, bis der Pflug zum anderen Male mit seiner ehernen Schar zu Tal fährt und auch ihn mitnimmt. Da bauten sie innen im Dorf ein armes Kirchlein, das mit dem Dorfe ausharren könne. Sie stellten unbequeme, harte, niedere Bänke hinein. An die dunkle Rückwand hingen sie eine Kanzel auf, ein kleines, ängstliches Gerüste, zu dem eine schmale, steile Leitertreppe führt. Wo die Treppe auf den Steinen des Bodens aufsteht, brachten sie einen schmalen Sitz für den Pfarrherrn an, von dem aus er die Gemeinde sah, zu dem hin die Gemeinde ihm in das Gesicht schaute.

Niemand hielt es auf, daß das Dorf einen letzten Pfarrer hatte und daß es seinen Kirchgang zu dem nächsten, größeren und glücklicheren Dorfe nahm. Niemand schloß die Türe der kleinen, verlassenen Kirche ab. Niemand ging noch hinein. Sie war allein im Dorf.

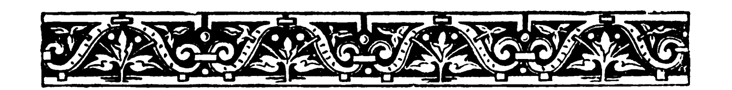
Als ich vorüber ging, sah ich eingesunkene Gräber in dem kleinen Vorgarten zwischen Straße und Kirche. Die Gräber waren überwuchert mit vergessenem Gebüsch. Blumen blühten, weil sie niemand brach. Hinter dem Eingangsgitter sah ich zwischen den Halmen und Blättern die Reste eines

Pfades. Ich trat ein, ging den Pfad und fand die Türe der Kirche unverschlossen. Ich ging zögernd durch das dämmerige kühle Kirchlein, den Weg zwischen den Bänken hindurch. Da ward mir der Sinn dieses verlassenen Gotteshauses kund gemacht.

Auf dem alten Predigerstuhle lag eine romanische Bibel, ein mächtiger Folioband, in Schweinsleder gebunden, er füllte den schmalen, arm zurecht gehobelten Sesselstuhl völlig aus. Diese einsame Bibel hielt den Gottesdienst ab, mitten im Alpendörflein, ganz allein. Ob jemand nach ihr fragte, ob niemand nach ihr fragte, sie sprach vom Ewigen. Sie hatte es gelernt vom Ewigen. Er spricht, ob man ihn hört, ob man ihn nicht hört und seine Sprache bricht sich Bahn durch die Träumer, durch die Versunkenen, durch die Tauben. Niemand nimmt diese alte Bibel weg. Wer sie berührt tut es tief ergriffenen Herzens. Wer die Blätter dieser Einsamen umschlägt, glaubt alles, was dort steht, denn sie ist wieder die Bibel der Kindheit, die das, was sie sprach, auch meinte. Und sie meinte das Menschenherz, das sich zum Gang ins Leben rüstete und meinte dies allein.

Ich schlug den ersten Brief des Johannes auf und las im dritten Kapitel den zwanzigsten Vers, wo dort gesagt war: parchei scha niess cor nus cundomna, darum, so unser Herz uns verdammt, sch'ei Deus pli gronds ca niess cor a sa tuttas caussas, so ist Gott größer als unser Herz und weiß alle Ursachen. Ich vernahm, was das alte Buch im einsamen Kirchlein sprach und glaubte ihm, denn ich war mit Ihm allein.





Gedichte.

Von Adolf Bartels.

Nach der Genesung.

So war's bestimmt in Gottes Rat:
Ich ward gesund, von Schmerzen frei —
Und wie ich drauf ins Freie trat,
Da war es Lenz, da kam der Mai.

Als dann die Welt in Blüten stand,
Ward ich noch einmal jung und froh,
Und war's auch nicht mein Heimatland,
Die Bäume blühten ebenso. — —

Ob ich den Berg wohl wiederseh',
Wie er sich da dem Auge bot,
Erst ganz gehüllt in Kirschenschnee
Und dann in zartes Apfelrot? — —

Und wieder glaubt' ich wie als Kind,
Da ich das Gotteswunder sah:
Trotz spätem Frost und rauhem Wind,
Die Welt ist für die Blüten da!

Mir ist so manche Frucht gereift —
Ich will den Kern nur, den sie hält.
Kern, werde Baum, der um sich greift!
Ja, für die Blüten ist die Welt.



Marschenheimweh.

Es trägt der Wind den Bohnenduft zu mir:
Da seh' ich meiner Marschenheimat Flur,
Wie ich in hellen Nächten sie durchfuhr —
Ja Herz, warum nicht dort, warum noch hier?



Morgen.

Noch ruht auf Tal und Hügel
Der frische Morgenhauch.
O Seele, heb' die Flügel!
Du hast ihn auch.



Mondscheinnacht.

Das Mondlicht, durch des Parkes Bäume fallend,
Mit bunten Mustern hält's der Weg gegittert;
Dort auf der Wiese alles silberwallend
Und — horch, ein Vogellaut, der weh verzittert!





Reinigende Wasser.

Von M. Steffe.

An der kleinen, hölzernen Brücke stand ich im Sonnenlicht und sah gedankenvoll den hüpfenden Wellen des Gebirgsbächleins nach, die über die kleinen, glatten Steine hinwegsprudelten und durch die großen, moosbewachsenen Felsblöcke sich mühsam den Weg bahnten.

„Bächlein," rief ich hinunter, „warum hast du es gar so eilig, aus deinen schönen, friedevollen Bergen herauszukommen, hinunter in die häßlichen Städte, die deine reine Kraft benutzen zu ihrem selbstsüchtigen Tun?"

Eilfertig sprangen die Wellen weiter, doch eine blitzte auf im Sonnenschein und rief mir geschwind zu: „Und ist's so, wie du sagst, und ist die Welt so schmutzig, so wollen wir unser reines, klares Wasser uns selbst bringen und wollen's versuchen, sie zu reinigen." —

Ich dachte an große, edle Menschen, die dieser unreinen Welt ihr Bestes gaben, ihre reine Kraft und an Einen, der sich selbst gab in all seiner Reinheit und Heiligkeit, um das Blutrote schneeweiß zu waschen. —





Schillers Idealismus

beleuchtet aus seinen Briefen.

Von Dr. Gotthold Boetticher.

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Wenn diese Verse ein moderner Dichter am Ausgange des 19. Jahrhunderts geschrieben hätte — wir würden uns vielleicht über die „Sanftmut" und die „tatenreiche Stille" etwas wundern, aber wir würden sie doch als einen in der Hauptsache richtigen Ausdruck des Zeitbewußtseins empfinden. Und doch ist ihr Verfasser Friedrich Schiller derselbe Schiller, dessen Idealismus für das 20. Jahrhundert ein überwundener Standpunkt zu sein scheint. Es ist freilich kein Zweifel: wer

heute in diesen Worten den Zeitgeist charakterisieren wollte, der würde mit ihnen einen ganz anderen Sinn verbinden als Schiller, der damit „Die Künstler“ einleitete, jenes Gedicht, in welchem er zum ersten Male seine noch ungeformten Ideen von der idealen Bedeutung der Kunst, die wahre Erzieherin zur Sittlichkeit und Wahrheit zu sein, darlegte: „Edle, stolze Männlichkeit“, „aufgeschloß'ner Sinn“, „Geistesfülle“, „frei durch Vernunft, stark durch Gesetze“, „reich durch lange verborgene Schätze der Individualität“, „Herr der Natur“ — alles Schlagworte, von denen es heute in Reden und Preßerzeugnissen jeder Art widerhallt; aber Sittlichkeit, die Herrschaft über die sinnliche Natur, die Unterwerfung der zügellosen Begierde unter das Gebot der Pflicht, die sittliche Freiheit, die in der sittlichen Gebundenheit besteht, die Umbildung der sinnlosen, selbstsüchtigen Neigung zur sittlichen selbstlosen Lebensbetätigung — was nennt der „moderne“ Mensch von diesen Grundanschauungen, ohne die kein Gedicht Schillers verstanden werden kann, noch sein eigen? Was haben heute Kunst und Wissenschaft mit Sittlichkeit zu tun, was ist überhaupt Sittlichkeit in der modernen Umwertung aller Begriffe?

Solche Fragen, die hier nicht zum ersten Male gestellt werden, bezeichnen die Kluft, die sich in der Tat zwischen der heute weitverbreiteten Lebensanschauung eines schrankenlosen Individualismus und dem auf feste sittliche Grundsätze gegründeten Idealismus Schillers auftut. Aber noch ist Schiller nicht ganz zum alten Eisen geworfen; es sind noch die 7000 vorhanden, die ihre Kniee nicht beugen vor dem Baal des verderblichen Subjektivismus, die Scharen derjenigen, die im Verein mit religiöser Erneuerung im Idealismus Schillers das Heilmittel erblicken, das der kranken Zeit wieder aufhelfen kann. Die begeisterten Kundgebungen, welche die 100. Wiederkehr des Todestages Schillers am 9. Mai dieses Jahres hervorrief, beweisen es. Selbst wenn man zugibt, daß in offiziellen

Veranstaltungen doch nur ein Teil der Volksstimmung zum Ausdruck kommt und daß die „Mache“ eine bedeutende Rolle dabei spielt, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich an Schillers Namen eine große Strömung der Reaktion gegen die naturalistische Zeitkrankheit knüpft, die mit der Wende des Jahrhunderts eingesetzt hat. Mag man immerhin an Schillers dichterischer Eigenart mäkeln: seine große sittliche Persönlichkeit, die in alle Lebensverhältnisse erhebend und wärmend hineinleuchtet, bleibt unangetastet, bleibt ein rocher de bronze, an dem Millionen immer wieder Halt finden.

So sei auch am Schluß dieses Schillerjahres noch einmal Schillers Idealismus das Thema, das die Aufmerksamkeit der Leser der Christoterpe für eine Stunde in Anspruch nimmt. Wir wollen ihn da suchen, wo wir ihn in seiner einfachsten und reinsten Form finden, in seinen Briefen.

Gewiß sind auch seine Werke klare Spiegelbilder seines Wesens, denn er meinte es ernst, als er in der Rezension von Bürgers Gedichten schrieb: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“ Schiller hat wirklich nach dem ersten stürmischen Schaffensdrange des erwachten Genius nicht eher wieder gedichtet, als bis er seine Individualität zu reiner, herrlicher Menschheit hinaufgeläutert hatte, und hat dann sein ganzes Wesen in seinen Werken offenbart, aber klarer wird uns dieses noch, und reizvoller ist es dazu, wenn wir sehen, wie er sich diese Höhe erkämpft hat. Davon geben uns seine Briefe getreuen Bericht. Was er uns in seinen Werken fertig und in poetischer Verklärung gibt — hier sehen wir es werden ohne Hülle, ohne Symbol, ohne Schein, in ihm selbst, in der

Aussprache mit den treuen Freunden, die ihm ein gütiges Geschick gegeben hatte. In seinen Briefen gibt er sich ganz in seinem Werden und Sein.

Den Kern dieses idealen Menschen bildet der rastlose Kampf um die höchsten sittlichen und geistigen Güter der Menschheit, und der Nährboden, den er sucht, um immer neue Kräfte zu schöpfen und sich zu immer höheren Zielen tragen zu lassen, ist die ideale Freundschaft. Von seinem Idealismus in der Freundschaft und dessen Einfluß auf seine dichterische Entwicklung sei zunächst die Rede.

Der Freundschaftskultus ist eine der hervorstechendsten Erscheinungen im Geistesleben des 18. Jahrhunderts; er ist das erste Anzeichen des aus den Fesseln des Rationalismus sich losringenden Idealismus. Gellert, Gleim und Kleist, dazu Klopstock und seine Leipziger Freunde wurden seine Wortführer und gerieten in eine Überschwenglichkeit, die uns heute ein Lächeln entlockt. Gerade als Schiller die Militärakademie in Stuttgart besuchte, auf der er zum Militärarzt vorgebildet werden sollte, in den 70er Jahren, gingen die Wogen hoch, und der 18 jährige Jüngling schwelgte in den Freuden und Leiden, die diese Art der Freundschaft, der Liebe gleich, mit sich brachte. Friedrich Scharfenstein hieß der Mitschüler, der ihn himmelhoch jauchzen und dann zum Tode betrübt werden ließ, als er sich nach der Jugend Art einmal in vielleicht herzloser Weise über seine Schwächen lustig gemacht und einen anderen bevorzugt hatte. Einen langen, leidenschaftlichen Brief schrieb Schiller an ihn, der das verlorene Glück noch einmal vor die Seele zauberte und dann in schmerzerfüllter Resignation endet:

„O eine Freundschaft, wie diese errichtet, hätte die Ewigkeit durchwähren können! — Rede! rede aufrichtig! wo hättest Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster, oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! Gehe alle,

alle, die um Dich sind, durch, wo hättest Du einen finden können, als Deinen Schiller, wo ich einen von tausenden, der mir das wäre, was Du mir — hättest sein können! Glaube, glaube unverhohlen, wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hatte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten und mächtigsten Grund und weissagte uns beiden nichts anderes, als einen Himmel; wärest Du oder ich zehenmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben, — was hätte das für eine Freundschaft sein können! — und nun! nun! — wie ist das zugegangen? wie ist's so weit gekommen? . . . . . ." Und zum Schluß:

„Nun will ich des Briefs ein Ende machen. Ich bin nicht verlassen. Sieh, ich hab' eine Quelle gefunden, die mein Herze vollmacht und segnet, einen großen, großen herrlichen Freund, und darum vergeb' ich Dir — vergeb' ich Dir — vergeb' ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb' ich Dir alles, will Dir Gutes tun für und für, aber ich werde lang mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Tränen zu verbergen! — Ich sag' noch mal: Ich vergebe Dir. Sieh, eben hab' ich in der Bibel das Leben Davids gelesen, er und Jonathan liebten sich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit. — — — Aber im Himmel werde ich ja edle Herzen finden. Leid ist mir's, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir lügen strafen mußte:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich
Wie Du mich, mein Scharffenstein,
Selim liebte seinen Sangir zärtlich
Wie ich Dich, mein lieber Scharffenstein!"

Das sind ja gewiß jugendliche Überschwenglichkeiten und vorübergehende sentimentale Stimmungen, aber die Grund-

stimmung ist doch der reine, selbstlose Idealismus, der ihm im ganzen Leben eigen geblieben ist. Wohl hat auch er nach dem Verlassen der Akademie dem kraftgenialischen wilden Treiben in der langersehnten Freiheit seinen Tribut gezollt, aber die Sehnsucht nach einer ihn ausfüllenden Freundschaft verließ ihn nie. Der brave Andreas Streicher allerdings scheint ihm trotz der Opfer, die er ihm auf seiner Flucht nach Mannheim in selbstlosester und rührendster Weise gebracht hat, nicht genügt zu haben, Schiller brauchte einen Menschen, von dem er innerlich gefördert wurde. Weder Streicher, noch Frau von Wolzogen in Bauerbach, noch die vielen Bewunderer in Mannheim, wo der Freiherr von Dalberg dem Dichter der Räuber, des Fiesko und der Kabale und Liebe endlich eine Zufluchtsstätte bot, konnten ihm das sein. Da, in einer Zeit großer Herzensunruhe, erinnerte er sich der schönen Briefe und sinnigen Geschenke, die er vor einiger Zeit von unbekannten Leipziger Verehrern, von den zwei Freunden Gottfried Körner und Huber und deren Bräuten Minna und Dora Stock erhalten hatte. Aus ihnen fühlt er den Pulsschlag verwandter Seelen, und bald schreibt er an sie wie an längst Vertraute:

„Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen. — Mit dem Theater hab' ich meinen Kontrakt aufgehoben; lassen Sie mich's frei heraussagen, meine Teuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet

nach neuer Nahrung — nach bessern Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem nähern Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherige Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werd' ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei."

Seine Sehnsucht wurde erfüllt, die Freunde riefen ihn nach Leipzig, und kurz vor seiner Übersiedlung schrieb er noch einen Brief an Huber, der von dem vollen hingebenden Vertrauen zeugt, das allen echten Idealisten eigen ist. Es betrifft nicht nur seine Herzensbedürfnisse, sondern auch seine äußere Lage und ist für seine ganze idealistische Art sehr bezeichnend: „Ich bin Willens", schreibt er kurz vor seiner Übersiedlung nach Leipzig an Huber, „bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeiten machte. Es ist dieser, meine eigene Ökonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht — es kostet mich weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirtschaft, und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird geteilt, beunruhigt, ich stürze aus meinen idealischen Wellten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. Fürs andere brauche ich zu meiner geheimen

Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen und Empfindungen in der Geburt mitteilen kann, nicht aber durch Briefe oder lange Besuche erst zutragen muß."

Was er bei den Freunden suchte, fand er in reichstem Maße, fand er in dem einen vereinigt, der sein treuster Freund und Berater bis an sein Ende geblieben ist, in Gottfried Körner, dem Vater unseres Freiheitsdichters Theodor Körner. „Was mein ist, das ist dein", damit trat ihm Körner schon bald nach ihrer persönlichen Bekanntschaft entgegen, und Schiller gab sich zum ersten Male rückhaltlos dem beglückenden Gefühle echtester und reinster Freundschaft hin und nahm Körners Großmut freimütig an in dem Bewußtsein, daß er jederzeit ebenso an Körner handeln würde, wenn es die Umstände so fügten.

Wenn der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und, wer's nicht gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

so jubelte er in diesen Tagen, und die alten Zeiten von der Karlsschule mit ihrer Begeisterung wurden wieder lebendig, aber jetzt nicht mehr bloß in jugendlicher Phrasenhaftigkeit, sondern mit dem Inhalt des Erlebten und Besitzgewordenen.

Körner war meist von Leipzig abwesend, da schüttet er sein Herz wieder in Briefen aus. In einem derselben schildert er, wie ihm bei einer Fahrt mit Huber und Göschen das Herz aufgegangen sei, wie er eine herrliche Perspektive der Zeit vor sich liegen gesehen und mit welcher Beschämung über die verlorene Zeit er nach rückwärts geblickt, dann aber das her-

kulische Gelübde getan habe, die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Dann heißt es charakteristisch weiter: „Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Hubers Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselsweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund! Nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du eben so wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können, als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler als unsrer Freundschaft ruhen. — Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Tränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerrot, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „Dieses tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis." Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn

heilig gefeiert. — Teuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet.“

Schiller fand dann bekanntlich in Körners jungem Haushalt in Loschwitz bei Dresden eine wirkliche Heimat. Fast 2 Jahre wohnte er bei ihm, und der Einfluß des gereifteren Freundes zeigt sich bald in den neuen Dichtungen, besonders im Don Carlos. Schiller konnte diese freigebige Gastfreundschaft Körners eine Zeitlang freudig annehmen, aber er durfte sie nicht, wie mancher Künstler in ähnlicher Lage, als etwas Selbstverständliches und seinem Genius Gebührendes ansehen. Seine Selbstachtung forderte es, daß er sich auf eigene Füße stellte, und so ging er, nur mit dem idealistischen Vertaauen auf seine Bestimmung zum Dichter ausgerüstet, im Jahre 1787 nach Weimar, den Schauplatz der dichterischen Taten Goethes und derer, die er seit 1775 dort um den Herzog Karl August versammelt hatte.

Allein das Hofleben sagte Schillers freiheitdürstendem Geiste wenig zu, und auch zu Goethe konnte er durchaus kein Verhältnis gewinnen. Der Freund fehlte ihm nun, und das alte Mißbehagen, wenn er keine vertraute Seele bei sich hatte, stellte sich wieder ein. Da wurde es ihm ganz klar, daß sein ganzes Wesen auf das eigene häusliche Glück angelegt sei und daß sein nächstes Ziel eine Lebensgefährtin sein müsse. Noch dasselbe Jahr bescherte ihm die Bekanntschaft mit Charlotte von Lengefeldt. In ihr fand er, was er suchte, und in ihrer verheirateten Schwester Karoline eine Freundin dazu, wie er sie brauchte. In dem eigenartigen Verhältnis Schillers zu den Schwestern, wie es in seinen Briefen an sie während seiner Verlobungszeit erscheint, liegt auch ein Stück idealistischer Lebensanschauung. Er schreibt fast immer an beide Schwestern zu-

gleich, ja Karoline als die lebhaftere, geistig angeregtere, für alle großen Gedanken leicht empfängliche, scheint ihm fast mehr zu sein als Charlotte. Gleich der erste Brief nach der Verlobung in Lauchstädt, 3. August 1789, geschrieben aus Leipzig, wo er Körner sogleich sein Glück verkündigt hatte, ist an beide Schwestern gerichtet und schließt diese drei Seelen, Lotte, Karoline, und Körner zu einem Kreise zusammen, der fortan sein Heiligtum bleiben soll: „Dieser heutige Morgen bei Ihnen, diesen Abend bei meinem teuersten Freund vor mir, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist, was er mir je gewesen — so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit sei, Dresden zu verlassen und Jena zu seinem Aufenthalt zu wählen. Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden. Welche schöne, himmlische Aussicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander schenken! Wie selig wird sich mein Wesen in diesem Zirkel entfalten! O ich fühle in diesem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahndete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für alles, was schön und gut ist. Ich habe mich selbst wieder gefunden, und ich lege einen Wert auf mein Wesen, weil ich es Ihnen widmen will.“

Und an Karoline schreibt er einmal: „Den schönsten Strahl möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie Iphigenie, und ihn vor Dich niederlegen, das Reinste in der Natur, rein wie Du selbst bist, und in seiner Einfachheit unvergänglich, wie Deine Seele. Dein ganzes Wesen bringen mir deine Briefe! Deine ganze liebe Gegenwart strahlt mir darin, und ich glaube in Deine Augen zu blicken, aus denen mir so oft Deine Seele glänzte.“ Und noch nach seiner Verheiratung: „Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von Dir sind, so nahe fühle ich mich Dir. Eigentlich trennt doch nur die Seele, so wie nur sie

allein verbindet. Du bist mein, wo Du auch mein bist. Freilich ist es anders, wenn meine ganze Seele in Worten und Augen sich gegen Dich ausbreiten darf, aber nur die ungewisse Sehnsucht macht die Entbehrung für mich zum Schmerz."

Ist das nicht der glühendste Liebesbrief? Und doch ist da von Eifersucht bei Lotten gar keine Rede. Der ideale Hauch, der von Schillers Persönlichkeit ausging, erstickte solche Regungen im Keime, da er gar keine andere als idealistische Auffassung aufkommen und die absolute Reinheit des Verhältnisses auch nicht mit einem Schatten trüben ließ. Sein ganzes Glück spricht er in einem Briefe an Körner bald nach seiner Verheiratung aus: „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst."

Die ökonomische Lage des jungen Paares war nicht glänzend, aber doch auskömmlich, da Schiller aus seinen literarischen Arbeiten ganz hübsche Einnahmen hatte, zu denen noch ein kleines Gehalt vom Herzog und ein Zuschuß von Frau von Lengefeldt kam. Aber Rechnen war Schillers schwache Seite, haushälterisch war er nicht, obwohl er die glänzendsten Berechnungen auf dem Papiere aufstellte. In bezug auf diese äußeren Lebensverhältnisse war er von einem unverwüstlichen Optimismus beseelt, wie das bei einem Idealisten wie er kaum anders sein kann. Seine Briefe bieten davon ergötzliche Beispiele. Das ist gewiß nicht gerade mustergültig, aber es hat etwas Rührendes, um so mehr, als eigentlich alles in Schillers äußerem Leben sich zu verbinden schien, solchen Optimismus zu zerstören. Das war vor allem sein körperliches

Leiden, dieser entsetzliche Zustand, dessen zerrüttende Macht nur an der sittlichen Stärke des Schillergeistes scheitern konnte. Auch er mußte ihm zur Förderung dienen.

Im Februar 1791 zog sich der Dichter, der bis dahin schon chronisch an katarrhalischen Zuständen gelitten hatte, auf einer Reise nach Erfurt, wo er den Koadjutor von Mainz, Frhrn. v. Dalberg, seinen Gönner, besuchte, eine heftige Erkältung zu; diese legte den Todeskeim in seine Brust. Nur äußerlich zurückgedrängt brach die Krankheit in heftigen Brustkrämpfen im Mai von neuem aus, so daß man jeden Augenblick sein Ende erwartete. Er selbst war auf seinen Tod völlig gefaßt, und der Gedanke daran hat nach seinem eigenen Zeugnis eine tiefe Wirkung auf seine sittliche Weltanschauung ausgeübt. Hier erkannte er auch erst recht, was er an seiner Lotte hatte, die ihn in aufopferndster und liebevollster Weise pflegte. Die Nachricht von seinem traurigen Zustande veranlaßte bekanntlich den Erbprinzen von Augustenburg und seine Umgebung, ihm für die nächsten drei Jahre eine Pension von je 1000 Talern auszusetzen, damit er ganz seiner Erholung leben könne, Schillers Freude darüber war natürlich groß.

Jetzt endlich winkte ihm ein wirklich sorgenfreies, d. h. von materiellen Sorgen freies Dasein! Ein Dankgefühl, ähnlich wie damals, als er das Lied an die Freude dichtete, durchströmte ihn, aber seinen Dank konnte der rastlose Geist nur durch um so emsigere Arbeit an der Vollendung seiner Geistesbildung ausdrücken. „Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die unerläßlichste und höchste aller Pflichten" heißt es in dem Dankschreiben an Jens Baggesen, und weiter: „Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an

meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Los mir nicht verstattet, auf ihre Art wohltätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!"

Dies ist der Grundton seiner Stimmung in der ganzen folgenden Leidenszeit bis zum Tode geblieben.

„Es ist ein unerwartetes Glück vom Himmel," schreibt er an Körner, „daß ich dieser Spannung physischer Weise gewachsen bin, und überhaupt, bei aller Fortdauer und öfteren Erschwerung meiner alten Übel, von der Heiterkeit meines Gemütes und der Kraft meines Entschlusses nicht verloren habe, obgleich alle äußeren Ermunterungen fehlen, die mir die Lust erhalten könnten," und ein andermal: „Der Geist ist hell und heiter und mein Humor fröhlich."

Diese harmonische Stimmung wäre aber nicht möglich gewesen, wenn er sich nicht im Besitz seiner Lotte und des treuen Körner so geborgen gefühlt und bald den großen Goethe als neuen unschätzbaren Freund dazu gewonnen hätte. Die Entwicklung dieser neuen Freundschaft mit Goethe ist anziehend genug.

Es ist bekannt, daß sich Schiller anfänglich von Goethe im höchsten Grade abgestoßen fühlte; aber Körner leitete sein Urteil auf den rechten Weg. Eine gewisse Eifersucht ließ Schiller bald nach seiner ersten Bekanntschaft mit Goethe an Körner schreiben:

„Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst

weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." Dieselbe Empfindung spricht noch deutlicher aus folgenden Worten, die er nicht viel später an Körner schrieb: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethen geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!" Darauf hat ihm der treue Körner freundlich, aber fest den Kopf zurecht gesetzt. „Goethes Charakter, wie Du ihn beschreibst," antwortet er, „hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemütigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dies Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle anch' io sono pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Überlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeit lang fast alle Arten

von Genüssen außer sich erschöpft hat und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Wertes und seiner Tätigkeit. Menschen von solcher Gestalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vorteil. Es gibt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in Deinen besseren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Überlegenheit unter beschränkteren Köpfen."

Er hat dann auch über die besondere Art seiner Befähigung ermutigende Worte an ihn gerichtet, und die Wirkung zeigte sich sehr bald in Schillers Antworten. Er erkennt rückhaltlos Goethes Überlegenheit an, er weiß, was ihm zu tun übrig bleibt, und schließlich sieht er das Heil für sich und für die deutsche Kunst überhaupt nur in der engsten Verbindung mit Goethe. In dieser Erkenntnis ihrer Zusammengehörigkeit war er Goethe weit voraus. Goethe wurde das, was Schiller längst gesehen hatte, vor allem die Beurteilung seiner eigenen Art, erst klar, als es ihm Schiller in der bekannten Unterredung im August 1794 und in dem darauf folgenden Briefe vom 23. August darlegte. Beide Dichter mußten aber ihren völlig gesonderten Weg gehen, ihre Kunst und Lebensanschauung sich völlig selbständig bilden, der eine auf synthetischem, der andere auf analytischem Wege, der eine vom Ideal, der andere von der Wirklichkeit ausgehend, ehe sie sich finden konnten und zu ihrem eigenen Erstaunen erkennen mußten, daß sie das Suchen nach der Wahrheit zu dem gleichen Ergebnisse geführt hatte und daß sie auf dem Wege zu dem erkannten Ziele hinfort als Verbündete wirken müßten.

Das sprach Schiller in einem der nächsten Briefe an Goethe mit folgenden Worten aus: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem

aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten."

Die neue Freundschaft mit Goethe beeinträchtigte die mit Körner keineswegs, obwohl Schiller, wie begreiflich, zunächst ganz von Goethe erfüllt wurde. Körner kannte seinen Freund zu gut, als daß er sich hätte zurückgesetzt fühlen können, denn auch schon früher hatte er scheinbare Unbeständigkeiten Schillers richtig und groß zu beurteilen gewußt. Davon zeugen besonders die schönen Worte, die er an Schiller bei seiner bevorstehenden Vermählung schrieb: „Du bist nicht fähig, als ein isoliertes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Überlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen alle persönliche Anhänglichkeit, aber das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft, aber ich begreife sie und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter notwendig, und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein, und Deiner Gattin, wenn ich vertraut mit ihr wäre, um eine solche Äußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen."

Ideale Freundschaften sind keine sentimentalen Schwärmereien. Beide Teile müssen sich ihres Wertes bewußt sein; jeder muß wissen, was er dem anderen gibt, und was er von ihm empfängt, und ideal können überhaupt nur die Freundschaften genannt werden, die zu gegenseitiger Förderung und Vervollkommnung dienen.

Auch Schiller ist sich bei aller Gleichheit des Strebens einer Eigentümlichkeit neben Goethe stets bewußt geblieben,

und diese Selbständigkeit der Männer in ihrem selbstlosen idealen Schaffen ist eben das eigenartig Reizvolle dieses ganzen Verhältnisses. Je selbstbewußter jeder ist, um so rückhaltloser bewundert und rühmt er den andern in dem Bewußtsein, daß es ja doch in allem nur die Förderung des Wohles der Menschheit gilt. Dieses Verhältnis steht einzig da in der Geschichte der Welt. Humboldt hatte Bedenken geäußert, als ihm Schiller den Plan zum Wallenstein dargelegt hatte, daß er hier in Goethes Gebiet übergreife. Da antwortete Schiller: „Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethes Gebiet gerate und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr, auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden tun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten nicht einander unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriffe einander koordinieren.“ Am schönsten aber hat Schiller das ganze Verhältnis in die Distichen zusammengefaßt:

„Wahrheit suchen wir beide; Du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.“

Diese Stelle gewährt einen interessanten Einblick in Schillers dichterische Eigenart im Gegensatz zur Goetheschen. Goethe schöpft aus der Fülle seiner Umgebung, die klar vor seinem geistigen Auge nach ihrem Wert und Unwert ausgebreitet liegt; Schiller schöpft lediglich aus seinem Innern, und was er da hat und findet, das gestaltet ihm die Welt. Darum ist sein Schaffen viel mühsamer aber hat er einmal

den Stollen angesetzt, so stößt er auf immer reichere Adern, die er selbst noch kaum geahnt hatte.

Aus diesen Eigentümlichkeiten erklärt sich auch die dichterische Eigenart jedes von beiden. Schiller wurde der größte Dramatiker, Goethe der größte Epiker und Lyriker. Schon 1789 schrieb Schiller an Körner: „Was ich auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit (die dramatische) pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen. In 8 Jahren wollen wir wieder einander daran erinnern.“ Auch Goethe war Dramatiker, aber seine Dramen tragen entweder epischen Charakter, wie Götz und Egmont, oder lyrischen, wie Tasso und Iphigenie. In keinem ist ein Held, der aktiv den Gang der Handlung bestimmt. Schillers Helden dagegen sind Helden im Sinne der Lessing-Aristotelischen Theorie, und den reinen dramatischen Stil hat nur er getroffen. Anderseits gebührt die Palme der Lyrik allein Goethe. Auch Schiller war Lyriker, aber sein Gegenstand war die Ideenwelt, er war der „sentimentalische“ Lyriker, während Goethe die wirkliche, weite Welt mit ihren bunten Eindrücken auf das menschliche Gemüt wiedergibt als „naiver“ Dichter.

Höchst reizvoll ist es, an der Hand des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller zu verfolgen, wie sie gegenseitig ihre Werke mit dem größten und selbstlosesten Interesse förderten und sich dabei über die wichtigsten kunsttheoretischen Fragen aussprachen, doch würde es zu weit führen, hier darauf einzugehen.

Darum nur noch eine bezeichnende Briefstelle. Schiller schreibt an Goethe: „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern

Reichtum in Bewegung setzen kann. Ein solches auf wechselseitige Perfektibilität gebautes Verhältnis muß immer frisch und lebendig bleiben und gerade desto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es wird“, und Goethe drückt denselben Gedanken aus, wenn er an Schiller schrieb, daß er ihm seine Träume erzähle und auslege, und wenn er ihm bei Gelegenheit einer Sendung von Mineralien die Verse beifügte:

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen gibst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

Es ist eine sehr irrige Meinung, zu wähnen, daß Schiller vom Realismus in modernem Sinne nichts gewußt habe. Wie wohl er ihn kannte und wie bewußt er ihn abwies, davon zeugen folgende Worte an Goethe: „Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidieren kann.“ Ferner: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: Daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber ... will er und muß er, durch seine Natur genötigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein.“

Wollen wir's kurz bezeichnen, was Schiller als bleibenden Gewinn für seinen dichterischen Beruf aus diesem Verkehr davontrug, so ist es jener Idealrealismus, der allein zu künstlerischer Objektivität befähigt. Es ist die Erfassung des Besonderen im allgemeinen, so daß das Individuelle weder durch das Allgemeine (die Gattung, die Idee) verflüchtigt wird, noch durch Loslösung vom Allgemeinen nur eine zufällige Einzelerscheinung bleibt. In der Mitte zwischen dem Allgemeinen und Besonderen liegt der Typus. In ihm erkennt man beides: „eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen.“ Indem diese typischen Fälle und Gegenstände, so bemerkt R. M. Meyer in seiner Goethe-Biographie treffend, zwischen der „Natur“, das heißt der Fülle der Einzeldinge, und der „Idee“, das heißt der geistigen Konzentration des Zusammengehörigen vermitteln, werden sie dem obersten Begriff Goethes, der „Natur“, und dem höchsten Begriff Schillers, der „Idee“, zugleich gerecht. Und über beiden, über der wirklichen Welt und über der der Gedanken, erhebt sich, beide beherrschend, eine dritte Welt: das Idealische, was Natur und Kunst zuletzt zusammen knüpft. In der typischen Gestaltung kommen beide Dichter zusammen, nur der Weg dahin ist bei beiden verschieden. Schiller erfaßt im Typus zuerst das Allgemeine und verdichtet es gleichsam zum Individuellen, während Goethe das gegebene Individuelle zum Repräsentanten der Gattung gestaltet.

So stieg Schiller empor in zielbewußtem idealischem Ringen zu jener Höhe, von der der Welt die goldenen Früchte reif in den Schoß fielen bei jedem Anstoß, der den weithin schattenden Baum dieses gesegneten Lebens erschütterte:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born, — Und im Staube bleibt die Schwere Mit dem Stoff, der sie beherrscht, zurück; Nicht der

Masse qualvoll abgerungen, Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Mit solchen Worten, könnte man sagen, hat der Dichter seine eigenen Werke charakterisiert, die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens der staunenden Welt schenkte, die großen Dramen, die packenden Balladen, die Ideenfülle seiner Gedankenlyrik, die alle, vom tiefsten, sittlichen Ernste getragen, das künstlerisch gestalten, was sich im Briefwechsel mit den Freunden zwanglos und vertraulich ausspricht und langsam gereift ist.

Diese Harmonie zwischen dem sittlichen Menschen und dem idealistischen Dichter ist das Größte und Bewundernswerteste an Schiller.

Haben wir ihn bisher in seiner Freundschaft und deren Einwirkung auf seine dichterische Entwicklung kennen gelernt, so müssen wir nun auch der Entwicklung seines sittlichen Idealismus in seinen Briefen nachgehen.

Wir haben die Beispiele gehabt, daß Künstlermoral von der gewöhnlichen bürgerlichen Sittlichkeit unterschieden wurde. Derartiges war Schiller unbekannt. Was er als Dichter wirken wollte, das mußte er auch als Mensch sein. Von 1787—1795 hat er nichts gedichtet, weil er in diesen Jahren um den festen Boden für seine ganze Lebensanschauung rang; erst als er ihn in der schweren Schule des Leidens unter fortgehenden angestrengtesten Studien, besonders der Philosophie Kants, die er „nicht verlassen wollte, bis er sie ergründet", sich diesen Boden gesichert hatte, und als sich die Klärung seines Wesens in der Verbindung mit Goethe vollzogen hatte, trat er wieder dichterisch hervor. Und dieses großartige innere Ringen zeigt sich in allen seinen Briefen an Körner, Humboldt, vor allem an den Prinzen von Augustenburg, seinen Wohltäter. Die Kunst hat sittliche Aufgaben, und deshalb muß der Dichter selbst ein sittlicher Mensch sein. Der Ausgleich zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ist das Lebens-

problem, das der Dichter schon in den „Künstlen" im Jahre 1789 klar bezeichnete. Zur Klarheit darüber hat ihn Kant geführt mit seiner Pflichtenlehre, ja, hier ist der Schüler größer geworden als sein Meister. Er ist von dem kategorischen Imperativ fortgeschritten zur Freiheit im höchsten sittlichen und darum auch künstlerischen Sinne, zu der Freiheit, die mit dem Begriffe der Schönheit zusammenfällt. „Das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen, schreibt er an Körner Anfang 1793, ist moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist ... Daher kann eine moralische Handlung niemals schön sein, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird. Unsere sinnliche Natur muß also im moralischen frei erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es muß das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt."

Ähnlich an den Prinzen von Augustenburg: „Frei sein und durch sich selbst bestimmt sein, von innen heraus bestimmt sein, ist eins ... Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit."

Dasselbe gilt aber auch von der Ausübung der Kunst. Der Dichter befolgt Regeln und bildet sich Theorien. Dies beschränkt zunächst seine dichterische Freiheit. Aber das Ziel der Entwicklung ist, wie Schiller sagt, „daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung." „Reine Zusammenstimmung des inneren Wesens der Dinge mit der Form" oder in der Poesie „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache", das ist das Wesen der Kunst.

Herrschaft der Form über die Materie und Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, das sind die Pole, um die sich Schillers künstlerische und sittliche Interessen drehen. Da

drängt sich denn ganz von selbst die Frage auf: Wie stand Schiller zum Christentum? War sein ideales, sittliches Streben die Frucht christlicher Lebenserfassung? War es die Frucht des Geistes im Sinne des Apostels Paulus Gal. 5, 22?

So gestellt muß die Frage verneint werden. Die Schiller-Kantsche Sittlichkeit ist zwar nichts anderes als die christliche Freiheit, die das Gesetz überwunden hat; aber der Unterschied zwischen beiden liegt in der Quelle, der sie entströmt: dort die Vernunft, hier die Erlösungstat Christi; dort eine Theorie der größtmöglichen menschlichen Erkenntnis, hier ein Wunder Gottes, das der Mensch an sich erfährt.

Aber wie ist es möglich, daß auf so verschiedenem Nährboden so ähnliche, in Kraft und Schönheit so verwandte Pflanzen wachsen können? Nun, die Kantsche Philosophie ist doch im Grunde christliche Philosophie; sie gewinnt auf dem Wege des Denkens für das sittliche Verhalten dasselbe, was das Evangelium fertig gleichsam als Kunstwerk hinstellt.

Hätte Schiller ein anderes Christentum kennen gelernt als die starre Orthodoxie und den wässerigen Rationalismus seiner Zeit, so hätte er gewiß auch auf die reine Paulinische Ethik seine Sätze von der Schönheit angewandt, denn hier fallen in der Tat Freiheit und Notwendigkeit zusammen. In einem Briefe an Goethe über Meister und die Bekenntnisse einer schönen Seele hat Schiller dies wirklich ausgesprochen: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellung des Höchsten sind. Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will.

Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion."

Und doch befindet sich Schiller in einem gewissen Gegensatze zur Religion, wenn sie mehr sein will als Ethik und daher in einem entschiedenen Gegensatze zum Christentume als Offenbarungsreligion.

So anmutend jene Stelle klingt, so ist doch klar, daß er hier nur die Erscheinung im Auge hat, nicht aber die grundlegende Offenbarungstatsache. Der Philosophie gegenüber steht ihm wahres Christentum in seinem Sinne doch nur immer wie naive Ahnung zum bewußten Erkennen. Schiller war ein hervorragend religions-philosophischer Geist, aber nicht eigentlich eine religiöse Natur. Religion und Philosophie scheinen ihm fast unvereinbare Gegensätze gewesen zu sein. So schreibt er über Kants philosophische Religionslehre an Körner: „Alles, was man von der bekannten Beschaffenheit der Religionsverteidiger erwarten kann, ist, daß sie die Unterstützung annehmen, die philosophischen Gründe aber wegwerfen werden, und so hat Kant nichts weiter getan, als das morsche Gebäude der Dummheit geflickt."

Mit mehr Recht hätte er offenbar sagen können, daß er selbst mit Kant zwar die christliche Ethik annehme, aber ihre ewige Grundlage wegwerfe. Religion setzt er in seinen Briefen an den Erbprinzen von Augustenburg merkwürdig genug hinsichtlich ihrer sittlichen Bedeutung in eine Linie mit dem Geschmack und begründet dies dadurch, daß „beide das Verdienst gemein haben, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist."

Daher ist ihm denn auch nicht die Religion, sondern die Philosophie Trösterin in den Leiden, wie er es in einem Briefe an Körner ausspricht: „Ich brauchte oft den ganzen

Beistand der Philosophie, um bei dem Anblick meiner leidenden Lotte und beim Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Mut zu behalten."

Diesem philosophischen Rationalismus entspricht denn endlich auch Schillers Stellung zu den sozialen Fragen, die die französische Revolution zur Diskussion gestellt hatte. Hierüber äußerte er sich besonders in den ästhetischen Briefen an den Erbprinzen, seinen Wohltäter.

Ein Satz stehe hier voran, den man heute in jeder sozialpolitischen Schrift in allen Tonarten variiert findet, den aber so leicht niemand bei Schiller vermutet: „Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll."

Was aber soll die „bessere Natur" nähren und fördern? Dafür weiß auch der philosophische Rationalismus nichts anderes als „Bildung", Bildung durch Unterricht, durch Berichtigung der Begriffe, d. h. ungefähr dasselbe, was der heutige Liberalismus noch immer als das Allheilmittel preist und dessen Unzulänglichkeit doch täglich schlagend erwiesen wird: „Es ist vollkommen wahr, wie Ew. Durchlaucht behaupten, daß der größere Teil des Übels, welches wir dem laufenden Jahrhundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurteilen seinen Grund hat und von einer Verfinsterung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der unsere Zeitgenossen krank liegen."

Und die weitere Erörterung über die Frage schließt mit folgenden Worten: „Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem Übel abhelfe und das wirksamste Mittel sei, die Gebrechen des Zeitalters zu verbessern, so bin ich weit entfernt, sie für das Einzige zu halten und den großen An-

teil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben."

Man halte diese Sätze mit dem sozialistischen Leitmotiv unserer Tage zusammen, und man wird über ihre Ähnlichkeit erstaunen. Sie haben beide ihren Grund in einem abstrakten Idealismus, und demselben Grunde entspringt auch ihre zweite Ähnlichkeit, der Kosmopolitismus.

Schon 1789 schrieb Schiller an Körner: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, den Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente, nicht stillstehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Dem entspricht durchaus, was er sechs Jahre später an Jacobi schreibt: „Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein."

Diesen abstrakten Kosmopolitismus teilte Schiller bekanntlich mit allen seinen großen Zeitgenossen; er ist ein notwendiges Erzeugnis der Zeitverhältnisse, einer Zeit, in der es ein

großes deutsches Vaterland nicht gab, in der also die deutsche Eigentümlichkeit, die Neigung zum Abstrakten, am üppigsten gedeihen mußte. Daß der gesunde Kern trotzdem darunter schlummerte, das beweisen wohl zur Genüge die herrlichen Worte Attinghausens im Tell:

> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Das beweisen auch briefliche Äußerungen über Frau v. Stael, in deren Gegenwart er sich so recht in seiner Deutschheit gegenüber dem äußerlich pathetischen Wesen der Franzosen bestärkt fühlte.

Was wir heute als Irrtümer erkennen, Irrtümer, wie sie der gute deutsche Idealismus, den wir doch um keinen Preis missen möchten, bis in unsere Tage immer neu gebiert, das galt damals als höchste Weisheit. Auch hier gilt das Goethesche Wort:

> Der Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt,

und der hat auch im Irrtum Dank und Bewunderung verdient, der wie Schiller von sich sagen kann: „Auf jedem Wege, in jeder Form suche ich immer und ewig dasselbe, die Wahrheit.“





Gedichte.

Von Karl Ernst Knodt.

Kein Lied der Zeit.

Meine Laute spielt dir kein Lied der Zeit,
Sie liebt nicht die lauten laufenden Worte.
Schon langelang sitze ich vor der Pforte:
Die weist in die stille Ewigkeit.

Und durch die Fenster der singenden Pforte
Schau ich der Schönheit heiliges Tun;
Und aus dem Singen höre ich Worte,
Die haben die Reife von langem Ruhn.

All diese Worte web' ich zum Liede,
In Wiegenliedern der Heimat leis:
Sie singen der Menschheit von Freud' und Friede
Und klingen alle zu Gottes Preis.



Ein Wort — ein Wunder!

Mit einem einz'gen Wort der Liebe
Hat mancher schon ein harmvoll Herz,
Ein fast verzweifelnd Menschenleben
Erlöst aus einem langen Schmerz.

Wie aus dem toten Korn im Frühling
Ein großes Grün die Felder deckt,
So hat ein Wort an die Enterbten
Oft eine Wunderwelt erweckt.



Wie Glockenläuten —

... Und Dinge gibt's, die noch kein Aug' gesehn,
Die sichrer sind, als die uns hier umstehn.
Und Städte gibt's, die noch kein Mensch erschaute,
Die nur das Heimweh in die Wolken baute,
Die dennoch ew'ger sind, als jene Stadt,
In der dein Vater schon gesessen hat.

Und eine Liebe lebt, die höchsten Namen trägt,
Die — mehr als Mutterliebe — dich so wahr umhegt,
Als fühltest du lebend'ge, warme Hände.

Und eine Weisheit wird dir Lebenswende,
Die alles Wissen staunend übersteigt
Und glaubend sich Gott-Vater neigt.
— — — — — — — — — — — — — — —
Doch keines Dichters Sprache kann dir's deuten!
Du mußt's erleben! — 's kommt wie Glockenläuten!





Thomas und Jane Welsh Carlyle.

Die Geschichte einer Ehe.

Von Christian Rogge.

Die Geschichte einer Ehe soll hier erzählt werden. Nicht um einen Roman handelt es sich, den die Phantasie eines Dichters sich erdacht hat, sondern um eine wirkliche Ehe, in deren Geheimnisse eine eigenartige Fügung uns hineinzublicken gestattet. Es wird wohl jeder Leser sein eigenes Ideal einer Ehe aus Theorie oder Praxis sich gebildet haben; er soll gebeten sein, es für eine Stunde beiseite zu legen und der Stimme der Wirklichkeit zu lauschen. Doch zur Sache. Zunächst die Helden unserer Geschichte.

Er, Thomas Carlyle, bei Beginn unserer Erzählung 31 Jahre alt. Keine elegante Persönlichkeit, vielmehr ein Bauernsohn aus Schottland. Kein heiterer Mensch, eher unzugänglich und wortkarg, wenigstens in gewöhnlicher Gesellschaft. Früh war er angefaßt vom Ernste des Lebens. Auf seinem Antlitz die unvergänglichen Spuren, daß er mit dem Teufel gekämpft und dabei gesiegt hatte, auch haben Schlaflosigkeit und Krankheit, Dyspepsie und ähnliches, ihn von Jugend auf gezeichnet. Sein Beruf — ja der ist schwer zu beschreiben, jedenfalls kein guter, solider bürgerlicher Beruf mit festem Einkommen, selbst Schrift-

steller paßt nicht ganz, obwohl er mehrere Bücher geschrieben hatte und von keinem Geringeren als Goethe in seiner Bedeutung anerkannt war. Er selber würde vielleicht in seiner abgebrochenen Weise geantwortet haben: „Mein Beruf — die Wahrheit zu sagen." Ich weiß nicht, ob meine Leser mit diesem Beruf viel anzufangen wissen. England schätzte ihn jedenfalls damals nicht sehr hoch ein.

Sie, Jane Baillie Welsh, 25 Jahre alt, ein Mädchen von seltener Anmut und Schönheit, einem wohlhabenden Hause entstammend, viel umschwärmt und umworben. Ungewöhnliche Energie, durchdringender Verstand und kühler Scharfblick sind die Hauptzüge ihres Charakters. Einer ihrer zahlreichen Verehrer schreibt ihr z. B., er werde sich erschießen, wenn sie ihn nicht erhöre. „Du brauchst keine Angst zu haben," sagt sie nach der ersten Bestürzung zu ihrer Mutter, „er hat ein Wort im Briefe sorgfältig ausradiert und verbessert, das tut keiner, der sich das Leben nehmen will."

Eigenartig, wie alles an Jane, ist auch die Geschichte ihrer Verlobung. Aus einer Schülerin ist sie Braut ihres Lehrers geworden. Irving, der spätere Gründer der auch in Deutschland verbreiteten Sekte der Irvingianer oder Apostolischen Gemeinde, ihr Freund und Lehrer, hatte ihr Carlyle empfohlen, um sie in die Literatur einzuführen, denn Schriftstellerin zu werden war der Ehrgeiz ihres Lebens. Damals traf sie die erste herbe Enttäuschung. Sie liebte den glänzenden, hochbegabten Irving und wußte, daß er sie auch tief in sein Herz geschlossen hatte. Als aber der Tag des Geständnisses kam, gestand Irving, daß er gebunden, heimlich verlobt war. In Schottland bindet Verlobung fest, zumal einen Geistlichen. Irvings Braut weigerte sich, ihm seine Freiheit wiederzugeben, und Jane verbot ihm seinerseits zurückzutreten. Sie lernte verzichten. Um so eifriger wandte sich ihr enttäuschtes Herz den Studien zu, in denen Carlyle ihr zum bewunderten Führer

wurde. Sie sah ihn bald mit Irvings Augen an, der dem Genie seines Freundes eine glänzende Laufbahn prophezeite. „Ich weiß nicht wie es kam, daß Dein Geist eine solche Herrschaft über mich gewann," schreibt sie später, „trotz alles meines Stolzes und meiner Hartnäckigkeit . . . Ich höre auf Deine Stimme, wie auf die Gebote eines zweiten Gewissens, das mir nicht weniger furchtbar ist als dasjenige, welches die Natur meiner Brust eingepflanzt hat." Je länger sie ihn kannte, um so mehr erschien es ihr als eine große Aufgabe, diesem Manne zu dem Erfolge zu helfen, der ihm gebührte. Carlyle war tief berührt von der Klarheit ihres Geistes und der reinen Lauterkeit ihres Wesens; doch war es ihm oft fraglich, ob er dazu geschaffen sei, die Verehrte zu beglücken. Mehr als einmal machte er ihr den Vorschlag „ihre eigenen Wege getrennt zu gehen". „Wie könnte ich," antwortete sie, „mich von der einzigen Seele trennen, die mich versteht, nein, eher wollte ich dich morgen heiraten." Der plumpe Eingriff einer Frau Montagu, die Jane für Irving zurückgewinnen wollte, brachte die Sache zur Entscheidung. Jane gestand Carlyle die geheime Vergangenheit ihres Herzens, aber auch, daß er ihr niemals so teuer gewesen sei als jetzt, wo sie in Gefahr sei, ihn zu verlieren. Carlyle erwiderte ihre Offenheit und verhehlte ihr nicht seine Zweifel, ob seine geistige Eigenart und seine körperlichen Schwächen ihn für die Ehe geeignet machten, dann aber reichten sie sich die Hände, ohne stürmische Liebe, jedoch voll herzlicher großer Hochachtung, jeder gewiß, daß er vom anderen das Höchste erwarten könne.

Ein anderes ist es, wenn zwei Herzen allein miteinander zu tun haben, ein anderes, wenn das junge Paar hinaustritt in die Öffentlichkeit, sei es auch nur in die Kreise der Vettern und Basen. Bei Janes Verwandten, ihre Mutter nicht ausgeschlossen, Naserümpfen und Achselzucken über die Mesalliance. Sie machte sich innerlich davon frei, indem sie ihr gesamtes

Einkommen gerichtlich der Mutter übertrug und so für diese sorgte. Dann kamen ihre ersten Schritte in Carlyles Familie. Für die verwöhnte junge Dame war es eine ungewohnte Umgebung, dieses schottische Bauernhaus mit seinen kernfesten, aber äußerlich sehr einfachen Insassen, an denen Carlyles Herz mit der einzigen großen Liebe seines Lebens hing. Als Jane das Haus zum ersten Male betrat, kam Carlyles Vater gerade von der Feldarbeit im Alltagskleide. Die übrigen Familienglieder küßten sie. Zu ihrem Erstaunen zog sich der Alte zurück und verließ das Zimmer. In wenigen Minuten kam er wieder, rasiert, gewaschen und in Sonntagskleidern. „Nun denn," sagte er, „wenn Fräulein Welsh es erlaubt, jetzt bin ich auch in der Lage sie zu küssen." Jane fand sich sofort hinein. „Jedermann," schreibt Carlyle später dankbar, „empfand die einfache Anmut, die vollkommene Aufrichtigkeit und das vollkommene Vertrauen dieses schönen, heiteren, intelligenten und lebhaften Wesens und jedermann fühlte sich ungezwungen." Ihr erster Besuch gewann ihr die Herzen für immer.

Die Hochzeit folgte bald. Carlyle sah ihr mehr mit Entsetzen als mit Freude entgegen. In seiner Verzweiflung fing er an, Kants „Kritik der reinen Vernunft" zu lesen, kam aber nur bis Seite 150. Vor der Hochzeitsreise hatte er ein wahres Grauen. Bruder John sollte ihn dabei durchaus begleiten, und es bedurfte eines Machtwortes der Braut, um ihn von diesem Plan abzubringen. Bei Jane brachen fröhlichere Empfindungen durch. „Ich bin völlig entschlossen," schrieb sie, „und geradezu fröhlich, fröhlich im Angesicht der gefürchteten Zeremonie, des Hungertodes und jeglichen anderen schrecklichen Schicksals. O liebster Freund, sei immer gut gegen mich, und ich werde die beste und glücklichste Frau werden! Wenn ich dann in deinen Worten und Blicken lese, daß Du mich liebst, dann kümmere ich mich keinen Pfifferling um die ganze übrige Welt. Wenn Du aber von mir wegrennst, um

Tabak zu rauchen, oder von mir sprichst als einem bloßen Umstand in Deinem Lose, dann machen viele Dinge mein Herz unruhig.“ Solche Aussprache verfehlte auch auf Carlyles banges Gemüt ihre Wirkung nicht. „Im Grunde,“ meinte er, „nehmen wir uns, glaube ich, die bevorstehende Feier viel zu sehr zu Herzen. . . Du wirst sehen, alles wird so glatt wie Öl ablaufen, trotz unserer Ahnungen. . . Aus allen möglichen Gründen daher, deutschen und englischen, fordere ich dich auf, dein Gemüt zu beruhigen und in dieser wahrhaft gesegneten Angelegenheit nichts zu befürchten. . . Nur das eine bitte ich mir aus, daß du mich auf dem Wege, je nach Gelegenheit, ohne Widerspruch oder Murren, drei Zigarren rauchen läßt, denn die sind zu meiner völligen Gemütlichkeit notwendig.“

Am 17. Oktober 1826, so berichten die Chronisten, ward die Ehe geschlossen, am Abend desselben Tages traf unser junges Paar in seinem ersten Heim in Comely Bank in Edinburgh ein.

* * *

Fünf Jahre später. Wollen wir unser Ehepaar finden, so müssen wir „den reizlosesten Punkt in Schottland“ aufsuchen, Craigenputtock bei Dumfries, nördlich von Solway Firth. Es ist keine Stadt, nicht einmal ein Dorf, nur ein einsames Haus. Unten eine Tür und zwei Fenster, oben drei Fenster, wirklich beinahe „kleinste Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Um das Haus herum ein wenig Ackerland, eine grüne Oase in einer Wüste von Heide und Felsen, zwischen zerklüfteten Granitgebirgen und schwarzen Moorgefilden. Das nächste Bauernhaus war mehr als eine, die Stadt Dumfries mehr als fünfzehn englische Meilen entfernt. Im Winter, wenn die Schneestürme brausen, kommt es vor, daß drei Monate lang kein Wanderer an die Tür klopft. Im Sommer kommt einmal in der Woche der Postbote; andere Gäste

sind seltene Vögel. Hier hausen Carlyles nun schon vier Jahre Sommer und Winter, und sie werden noch zwei Jahre in dieser Abgeschiedenheit verweilen. Ihre Freunde, vor allem der hilfsbereite, einflußreiche Lord Jeffrey, sind entsetzt. Frau Carlyle auch im Grunde ihrer Seele. Wie sind sie in dies Nest gekommen? Da wirkten allerlei Faktoren zusammen. Halb eingebildete, halb wirkliche Krankheit, ganz und gar nicht eingebildeter Mangel an Geld, eigentümliches, absonderliches Wesen, das immer nur seine eigenen Wege gehen wollte, jedenfalls war Carlyle die treibende Kraft gewesen. Frau Carlyle hatte sich nur ungern von ihrer gemütlichen und behaglichen Häuslichkeit in Comely Bank getrennt, die durch die geistvolle Anmut der jungen Frau und die glänzende Begabung ihres Mannes auf viele gute und bedeutende Geister eine starke Anziehungskraft ausgeübt hatte. Aber wenn der dyspeptische Mann täglich jammert, ihm sei zumute, als ob eine Ratte seinen Magen stückweise abnage, er müsse hinaus aufs Land, um einen Hauch von Gesundheit zu erlangen; wenn dieser selbe Mann durchaus zu keiner festen Anstellung gelangen kann, nach der innersten Natur seines Wesens nicht dazu gelangen kann, wenn die Redaktionen immer nur mit Kopfschütteln seine Aufsätze annehmen: „Glänzend, lieber Herr Carlyle, glänzend, aber welch törichte Begeisterung für die verschrobenen Deutschen, welch verrückter Mystizismus! Was wollen Sie immer mit diesem Herrn von Goethe? Können Sie nicht reden und schreiben, wie ein verständiger englischer Whig redet und denkt?“ wenn dazu Frau Carlyle alle Einkünfte ihrer Mutter abgetreten hat, dann muß man schließlich noch froh sein, daß da oben gerade zur rechten Zeit ein der Mutter gehörender Pachthof frei wird, und ein Bruder Carlyle's, Alick, sich bereit erklärt, ins Nebenhäuschen zu ziehen und die Landwirtschaft zu leiten. Also tapfer hinein, arbeiten und nicht verzweifeln! Freilich, ob der kränklichen, zarten und

schwachbrüstigen Frau Jane Welsh Carlyle der Aufenthalt gut tun wird? Sie hat darüber ihre eigenen, nicht gerade rosigen Gedanken, von denen ihr Mann nichts merkt. Der hat kein Auge für solche Dinge. Er sieht seine Aufgabe groß und herrlich vor sich; er spürt, in ihm liegen Kräfte, die entfaltet werden müssen. Das ist seine ihm von Gott gegebene Arbeit, in deren Dienst alles, alles, auch Häuslichkeit und Gattin treten müssen.

So hausen die beiden auf dem Moore. Wie? wollen wir uns von Frau Carlyle selbst erzählen lassen:[1])

„In meinen Augen war Craigenputtock immer noch ein bloßes Torfmoor und ein öder unwohnlicher Aufenthaltsort. Dazu kam, daß wir sehr arm waren und, was das Schlimmste war, daß ich als einziges verwöhntes Kind in jedem Zweige nützlicher Kenntnis göttlich unwissend war, obschon ich sehr gute Kenntnisse im Lateinischen und ziemlich gute in der Mathematik besaß. Unter diesen erstaunlichen Umständen gebührte es mir, nähen zu lernen. Ehegatten, so fand ich mit Entsetzen heraus, hatten Löcher in ihren Strümpfen und verloren fortwährend Knöpfe, und natürlich erwartete man von mir, daß ich nach alledem sehen sollte. Es gebührte mir ebenfalls, kochen zu lernen, da kein tüchtiges Mädchen in einem so abgelegenen Orte leben wollte und mein Mann eine schlechte Verdauung besaß, eine Tatsache, die meine Schwierigkeiten noch um vieles vergrößerte. Das Brot vor allem, das von Dumfries kam, machte ihm Magensäure (gütiger Himmel!), und so war es denn augenscheinlich meine Pflicht als einer christlichen Gattin, im Hause zu backen. Ich bestellte mir also

[1]) Dieser Brief, wie auch zwei spätere auf Seite 89 u. 90 ist mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Perthes in Gotha dem „Leben Carlyles“ von Froude entnommen. Th. Fischer hat es in zwei Bänden ins Deutsche übertragen und in einem dritten, sehr interessanten Bande eine Auswahl der Briefe von Frau Carlyle hinzugefügt.



Cobbet's Haushaltungsbuch und machte mich an ein Brot. Da ich aber weder von dem Gärungsprozeß, noch von der Hitze des Ofens etwas wußte, so geschah es, daß mein Laib zu einer Zeit in den Ofen geschoben wurde, wo ich längst hätte im Bett sein sollen, und ich war die einzige Person, die nicht schlief, in einem Hause mitten in einer Einöde. Es schlug eins und dann zwei und dann drei; und immer noch saß ich da in unendlicher Einsamkeit. Mein ganzer Körper tat mir vor Müdigkeit und mein Herz vor Verlassenheit und einem Gefühl der Erniedrigung weh. O, daß ich, die zu Hause so verzogen wurde, um deren Behaglichkeit jedermann bemüht gewesen war, ich, die man niemals zu etwas anderem aufgefordert hatte als ihren Geist zu bilden, daß ich jetzt alle diese Stunden der Nacht damit zubringen sollte, auf ein Brot acht zu geben, das vielleicht noch gar nicht einmal gelingen würde. Solche Gedanken quälten mich derart, daß ich in Verzweiflung meinen Kopf auf den Tisch legte und laut schluchzte. In dem Moment fiel mir ein, wie Benvenuto Cellini die ganze Nacht gewacht hatte, während sein Perseus sich im Ofen befand, und ich fragte mich plötzlich: was ist denn im Grunde in den Augen der höheren Mächte für ein ungeheurer Unterschied zwischen einer Perseus-Statue und einem Brot, sobald nur die Vollendung des einen oder des anderen sich als unsere spezielle Aufgabe darstellt? Der entschlossene Wille des Mannes, seine Energie, seine Geduld, seine unerschöpfliche, vielseitige Tatkraft waren das wahrhaft Bewunderungswürdige, während die Perseus-Statue nur der zufällige Ausdruck derselben war. Wäre er ein Weib gewesen, das mit einem dyspeptischen Manne sechzehn Meilen weit von einem Bäcker und noch dazu einem schlechten, gewohnt hätte, so würden alle jene Eigenschaften in einem gutgebackenen Brote einen weit passenderen Ausdruck gefunden haben.

Ich kann nicht sagen, welch einen Trost mir dieser Keim eines Gedankens während der trübseligen Lebensjahre gewährte, die wir in jenem unzivilisierten Orte zubrachten, wo meine beiden unmittelbaren Vorgängerinnen verrückt geworden waren und die Dritte sich dem Trunke ergeben hatte.“

Der Brief stammt aus viel späterer Zeit, und man merkt, daß hier, wie immer, die Erinnerung das Leid vergoldet hat. Aber auch diese Schilderung läßt ahnen, was Frau Carlyle dort ausstehen mußte. Am meisten bedrückte sie die Einsamkeit, buchstäblich zu verstehen, nicht einmal Zweisamkeit, denn Carlyle brauchte, wenn er arbeitete, völliges Alleinsein. War eine Arbeit so weit, daß er ans Schreiben kam, dann besaß sie ihn ganz. Seine Frau sah ihn kaum zu den Mahlzeiten, selbst bei seinen Ritten in die Heide ertrug er nicht ihre Begleitung; die Nähe seines Genius machte ihm die Gesellschaft anderer Wesen unerträglich. „Sie mußte schweigend neben ihm dahinleben, damit die Menschen in der Welt seine volle Kraft genießen und seine Botschaft empfangen konnten.“ Zunächst zeigte die Welt freilich nur wenig Verlangen nach dieser Botschaft, vielmehr waren jene Jahre erfüllt von literarischen Fehlschlägen, gerade bei seinen größeren Versuchen. Eine Geschichte der deutschen Literatur konnte nur bruchstückweise gedruckt werden, sein Sartor Resartus, der wie keine andere seiner Schriften sein innerstes Wesen wiederspiegelte, fand keinen Verleger. Es gab Tage, an denen die Carlyles nur 5 Pfund (100 Mark) besaßen, ohne Aussicht, demnächst mehr zu verdienen. Aber Frau Carlyle hatte sich selbst gelobt, „ihr Mann sollte nie für Geld schreiben, außer, wenn er es wünschte, wenn er eine Botschaft auf dem Herzen hätte, die er aussprechen müßte,“ und sie hat dies Gelübde gehalten. Ihr Ehrgeiz war, daß sich ihr Mann nie einer Zeile zu schämen hätte. Kamen aber einmal bessere Zeiten und langten leidliche Honorare in Craigenputtock an, dann — wanderten sie bald wieder hinaus an Carlyles

Geschwister. Seine Familie umfaßte der Bauernsohn mit der heißesten Liebe seines Herzens. Für seine Mutter und Brüder hätte er alles hingegeben. Wenn Alick die Pachtsumme nicht zusammen hatte, sprang er ein. John ließ er Medizin studieren, entbehrte gern mit seiner Frau, nur um es dem Bruder, den er übrigens in seiner Liebe sehr überschätzte, an nichts fehlen zu lassen. Jane half mit, nie ist auch nur der leiseste Hauch des Unmutes über ihre Lippen gekommen, aber ohne Einfluß auf ihren Charakter konnten diese Jahre in Craigenputtock nicht bleiben. Ihr Wesen, das einen Augenblick begonnen hatte, weicher zu werden, zeigte leise wieder härtere Seiten. Ihr glänzender Geist bekam es fertig, bei aller Last der Häuslichkeit mit ihrem Manne Schritt zu halten, seine gerechteste und schärfste Kritikerin zu sein. Selbst den Sartor hatte sie in seinem Werte erkannt, und ihr Urteil: „Es ist ein geniales Buch, mein Lieber!“ trug ihren Gatten über manche schwere Enttäuschung hinüber. Aber doch begannen manche Herzenssaiten, die innigsten im Verkehr zwischen Mann und Frau, sich allmählich zu lockern, zumal ihnen Kinder, der Ehe größtes Bindemittel, versagt blieben. So legte sich schließlich Craigenputtock beiden wie eine Last auf die Seele. 1834 „verbrannten sie ihre Schiffe“. 200 Pfund (4000 Mark) im Beutel, zogen sie nach London.

* * *

Von Craigenputtock nach London. Aus der Einsamkeit in die Weltstadt! Ein ungeheurer Wechsel in der Umgebung, aber kein Wechsel in der Tätigkeit nach Art und Anspannung, wenn auch Frau Carlyle von der gröbsten Arbeit befreit ist und dankbar anerkennt, daß ihr Leben im Hause im ganzen ihrer Stellung mehr angemessen sei als in Craigenputtock. Immerhin mußte z. B. das Haus in Chelsea eingerichtet werden, was im wesentlichen ihre Arbeit war. Besucher fanden sie

mit dem Maltopfe in der Hand, um einen Kleiderschrank anzustreichen, oder sonst bei nützlichen Beschäftigungen in vielseitigster Tätigkeit. „Sie sind wie eine Eva," meinte Irving bei seinem letzten traurigen Besuche kurz vor seinem Tode, „und machen jeden Raum, in dem Sie leben, schön." „Es ist ganz nutzlos," erklärte eines ihrer späteren Dienstmädchen, „die Madame von irgend etwas abhalten zu wollen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Sie ist ein Muster, und ich (Anna) möchte wohl wissen, wo eine zweite Dame zu finden wäre, die Stühle polstern kann und alles, was sonst noch notwendig ist, und dabei doch eine Dame sein." Frau Carlyle konnte noch mehr, als die brave Anna ahnte; mit nichts, oder fast nichts über ein Jahr lang den Haushalt bestreiten, so daß ihnen direkter Mangel fern blieb, während Carlyle mit ganzer Seele und äußerster Anspannung die letzten Kräfte einsetzte, um seine Geschichte der Französischen Revolution zu schreiben. Ihre Lage war in der Tat verzweifelt. „Schwimmen oder untergehen" charakterisiert Carlyle sie kurz, aber nur zu wahr. Kein Wunder, wenn seine „Stimmung zuzeiten düster und tragisch war, wie die eines Verlassenen, dem nichts übrig bleibt, als seine Aufgabe zu vollenden und dann zu sterben," oder wenn er allen Ernstes den Plan hatte, England zu verlassen und nach Amerika überzusiedeln. Andrerseits wirkten die neue Umgebung und die Arbeit doch auch wieder günstig. „Ich muß dir sagen," schreibt Frau Jane an seine Mutter, „was Carlyle selbst dir nicht sagt, daß es sich mit seiner Melancholie und Bitterkeit von Craigenputtock rasch bessert. Zuzeiten ist er wirklich ein ganz erträglicher Gesellschafter und wird in allen Kreisen mit einer Mischung von Furcht und Liebe betrachtet."

Nach einem Jahre aufreibender Arbeit war der erste Band der Französischen Revolution fertig und wanderte in der Handschrift zu John Stuart Mill, der sich als treuen Freund

und eifrigen Förderer bewiesen hatte. Bald darauf, am Abend des 6. März 1835, erscheint Mill totenbleich bei dem Ehepaare, bittet Frau Carlyle, ihn mit ihrem Manne allein zu lassen und erzählt in gebrochenen Worten: Er habe die Handschrift auf seinem Schreibtisch liegen lassen, ein reinmachewütiges Dienstmädchen habe sie für altes Papier gehalten und in den Ofen geworfen. Die ganze Arbeit umsonst! Als Mill nach endlosen drei Stunden fortging, war Carlyles erstes Wort: „Ja siehst du, meine Liebe, Mill, der arme Kerl, ist fürchterlich herunter, wir müssen versuchen, vor ihm zu verbergen, wie sehr arg diese Geschichte für uns ist.“ Frau Carlyle stand ihrem Manne an Tapferkeit nicht nach. „O der Ausbruch der Teilnahme, den ich da bei meinem armen Liebling erlebte,“ erzählt er selber, „wie sie die Arme um meinen Nacken schlang und rückhaltlos klagte, ihr schmerzliches Mitgefühl kundgab und mir Mut zusprach, wie ein edleres zweites Ich! Es gibt nichts Schöneres unter dem Himmel. Wir saßen im Gespräch bis tief in die Nacht. „„Nun, soll noch einmal geschrieben werden,““ das war mein festes Wort und mein Entschluß ihr gegenüber.“

Diesen Entschluß hat Carlyle ausgeführt. Unter unsäglichen Anfechtungen und Nöten ward das Buch am 12. Januar 1837 beendet. „Was sie mit diesem Buche machen werden, weiß niemand, meine Jeannie, mein Mädel; aber seit etwa 200 Jahren haben sie kein Buch gehabt, das in wahrerem Sinne und unmittelbarer aus dem Herzen eines Mannes gekommen wäre; und so mögen sie es denn unter die Füße und Hufe treten, so gut wie sie es verstehen.“ „Ei still doch! — darauf können sie nicht herumtreten!“ antwortete sie fröhlich, denn ihre eigene Zustimmung war kräftig und entschieden.

* * *

Und sie traten nicht darauf herum. Durch die Französische Revolution erlangte Carlyle mit einem Schlage eine der ersten

Stellen unter den englischen, vielleicht überhaupt unter den neueren Schriftstellern. Der finanzielle Umschwung freilich kam nicht so plötzlich; aber England erkannte doch nach Frau Carlyles originellem Worte, „daß Carlyle ein Mann von wahrem Genie sei und es verdiente, für eine mäßige Summe am Leben erhalten zu werden." Kamen auch gelegentlich noch einmal Zeiten, wo er „kleinmütig war, wie der neunte Teil eines Schneiders, und das Gefühl hatte, als vermöchte er weiter nichts, als in seinem Loche zu sterben, wie eine vergiftete Ratte", so war doch die Sorge um das tägliche Brot von ihnen genommen, und die Zukunft lag nach der äußeren Seite hin gesichert vor ihnen. Aber die ungeheuren äußeren und inneren Kämpfe der letzten Jahre hinterließen ihre bleibenden, unverwischbaren Spuren. Nicht ungestraft kämpft ein Mensch jahrzehntelang mit Teufeln und Gespenstern. Carlyles Reizbarkeit und Eigentümlichkeiten nahmen mit den Jahren zu. Bis auf die Kleidung und die Knöpfe an ihr mußte alles gerade so sein, wie er es verlangte, die geringste Abweichung konnte ihn aus der Fassung bringen. Derselbe Carlyle, der in seinen Briefen voll feinfühligster Zartheit und rührender Liebkosungen für sein „Gutchen" war, konnte fürchterlich toben, wenn seine Frau ihn bei der Heimkehr von einer Reise begrüßte: „Nimm dich in acht, hier ist alles frisch gestrichen", oder wenn sonst eine Kleinigkeit in Unordnung war. „Carlyle ist sehr verstimmt von seinen Wanderungen zurückgekehrt und ist bis zur Stunde noch immer verstimmt, — schreibt Jane einmal an seine Schwester. Die Gallenmenge die er zu solchen Zeiten nach Hause bringt, ist ‚furchtbar großartig'." Steckte er in seinen Arbeiten, so übertrug er die innere Qual und Unruhe seines Gemüts auf seine Umgebung. Als seine Biographie Cromwells keine rechten Fortschritte machte, ließ er Wände im Hause niederreißen und umsetzen, weil er angeblich in seinem Arbeitszimmer nicht

Ruhe genug hatte. Frau Carlyle war die erste, über die sich all dies Ungestüm entlud. Aber auch sie war nicht mehr die Alte. Ihre Nerven waren abgenutzt. Mehr als einmal hören wir, daß sie an Leib und Seele elend war. Ihre herben Seiten traten immer mehr hervor. „Sie hatte eine unangenehme Gewohnheit, die Wahrheit zu sagen. Manchmal so scharf geschnitten, wie mit einem Grabstichel, selbst da, wo das Wort ohne Schaden unausgesprochen hätte bleiben können“ (Froude). Kein Wunder, wenn diese beiden stahlharten, eigenartigen Charaktere nicht selten zusammenprallten.

Indes blieb Jane mit eiserner Energie ihrem Vorsatz treu, ihrem Manne die Widerwärtigkeiten des Lebens fernzuhalten und ihm Raum und Kräfte zu seinen immer genialeren Arbeiten zu schaffen. Dabei ereigneten sich Szenen, die bis zur Bizarrerie und grotesken Komik sich steigerten. Zwei derartige Episoden seien aus ihren Briefen mitgeteilt. Sie geben einen deutlicheren Einblick in das Carlylesche Haus, als lange Schilderungen es könnten. Zu Carlyles schwierigsten Eigenschaften gehörte seine grenzenlose Empfindlichkeit gegen alle Geräusche, die ihn schließlich auf die barocke Idee kommen ließ, ein geräuschfestes Zimmer mit Doppelwänden und Oberlicht zu bauen. Beide Briefe schildern solche Kämpfe Frau Janes gegen „Geräusche“.

Der erste an ihre Mutter. „Wenn ich nur einmal gut schlafen könnte, würde ich mich bald ganz erholen; aber leider ist in dem Schlafdepartement wieder alles zum Teufel gegangen. Das schreckliche Frauenzimmer im nächsten Hause hat, anstatt den Hahn, gegen den wir so pathetisch Berufung einlegten, fortzuschaffen, noch einen angeschafft. Das Dienstmädchen hat aufgehört sich um die Tiere zu bekümmern. Jeden Abend werden sie mit zahllosen Hennen in ein kleines Hühnerbehältnis gesperrt und die ganze Nacht draußen gelassen. Natürlich fühlen sie sich ungemütlich und krähen nicht nur von Tages-

anbruch, sondern von Mitternacht an, und zwar so nahe, daß es einem jedesmal wie ein Schwert durch den Kopf schneidet. In der vorletzten Nacht weckten sie mich jede Viertelstunde ... Was um des Himmelswillen sollen wir tun? Wenn dies so fort geht, wird er bald im Irrenhaus sein und ich, soweit ich sehen kann, gleichfalls. Aber wie sollen wir's verhindern? Das letzte Billet, das wir schickten, wurde von der grausamen Person nicht einmal geöffnet. Ich schickte nach der Magd, und sie wollte nicht kommen. Ich würde ihnen die Ruhe mit Geld abkaufen, aber sie ziehen es vor, uns zu quälen. Das Gericht gewährt in solchen Fällen keine Hilfe. Die Leute können wilde Tiere in ihrem Hinterhofe halten, wenn sie es wünschen. Carlyle schwört, er will sie erschießen, und befiehlt, Mazzinis Flinte zu entlehnen. Totschießen? Ja, von ganzem Herzen, wenn das weiter keine Folgen hätte, als zur Polizei zu gehen und den Schaden zu bezahlen! Die Person würde aber dadurch nur angestachelt werden, fünfzig Hähne anzuschaffen anstatt zwei. Muß es einmal bis zum Erschießen kommen, so will ich es lieber selbst tun. Es sieht besser aus, wenn ich es aus Prinzip tue, als wenn er es aus Leidenschaft tut. Dies kleinliche Ungemach wird ihn wahrscheinlich noch aus dem Hause treiben, gerade als wir ihn zum Bleiben bewogen hatten. Wie kleine Dinge können einen im Leben ärgern! Über ein großes Unglück triumphiert man tapfer, das kleine aber zehrt an unserem Herzen."

Noch drastischer ist der zweite Brief, in dem ein erfolgreicher Kampf geschildert wird. Die darin vorkommende Helene ist eine der schnurrigsten unter den vielen originellen Dienstboten von Frau Carlyle, charakterisiert durch ihre leider nur zu sehr an der Oberfläche haftende streng calvinische Erziehung. Sie tat sich viel auf ihren Glauben an die „freie Gnadenwahl" zugute, hatte aber augenscheinlich bei der Prädestination kein gutes Los gezogen, da sie am Delirium starb. Doch zu Janes Brief. Diesmal an ihren Mann.

„Ich muß aber gleich mit etwas anfangen, was ich die ganze Woche wie einen Schatz aufgespart habe, (denn ich wollte nicht Hurra schreien, bis wir den Wald im Rücken hatten) ich habe den Hund zum Schweigen gebracht! Den Hund? Wurde er nicht zu Weihnachten durch einen Hasen zum Schweigen gebracht? So schien es allerdings, und wir wünschten, es möchte so sein! Bei meiner Rückkehr fand ich ihn jedoch an seinem alten Platze hinter der Mauer, und er bellte wie verrückt! Helene, sage ich, mit der Ruhe der Verzweiflung, ist das nicht derselbe Hund? Natürlich, sagte sie, und während der ganzen zwei Monate, die Sie weg waren, stand seine Zunge nie still, so daß ich sogar fast verrückt wurde. Ich sagte weiter nichts, machte mir aber meine eigenen Gedanken darüber. Sollte ich ihn vergiften? Oder mit einer Pistole totschießen? Was würde die Polizei sagen? Auf irgend eine Art muß aber, entweder der Hund — oder ich ein Ende nehmen! „„Liebe Frau, willst Du Dich nicht beeilen und zum Schlusse kommen?““ Ich komme schon, aber langsam — festina lente — du lieber Himmel! Es drängt mich nicht ... Nun also! Es war am ersten Abend nach John's Abreise. Den ganzen Tag über war ich zu beschäftigt gewesen, um etwas zu hören; die Lichter waren gerade angesteckt worden, und ich saß vor dem Feuer, mit den Füßen auf dem Kamingitter, um das Glück des Alleinseins zu genießen und mich zum Nachdenken einzuladen. Wau — wau — wau — brüllte der Hund, und riß mir den Kelch des Ruhmes von den Lippen. Wau — wau — wau — klang es immer wieder, bis das ganze Universum mir wie ein großer Hundestall vorkam. Ich versteckte mein Gesicht in den Händen und stöhnte innerlich; o verfluchtes Schicksal, was hilft mir all mein Scheuern und Ordnen, an allem diesen habe ich keine Freude, solange der Hund vor der Türe des Wäschers sitzt. [1])

[1]) Anm.: Buch Esther Kap. 5 Vers 13.

Ich hätte in Tränen ausbrechen können, aber ich tat es doch nicht. Ich war Republikanerin — vor der Revolution —, und es fehlte mir nie an Energie! Ich stürzte sofort nach Tinte und Papier und schrieb: „„Mein lieber Gambardella! Sie haben mir einmal angeboten, gewisse Hähne für mich totzuschießen; von diesem Dienste konnte ich Sie damals dispensieren, doch jetzt bin ich bereit, Ihr Opfer anzunehmen. Wenn Ihnen mein gesunder Verstand lieb ist, so kommen Sie und —““ Hier kam mir plötzlich ein Gedanke. Er konnte doch nicht auf den Hund schießen, ohne über die hohe Mauer zu klettern, und dabei würde er sicherlich mit der Polizei in unliebsame Berührung kommen. Ich warf also das erste sibyllinische Blatt weg, und schrieb ein zweites an den Wäscher! Wiederum bot ich ihm irgend einen Preis für den abscheulichen Hund, um ihn aufzuhängen, machte ihm das Anerbieten, ihm (dem Hund) eine jährliche Rente auszusetzen, wenn er sein verfluchtes Maul halten wolle. Ich flehte, drohte, stieß Verwünschungen aus und schloß damit, daß ich sagte, im Falle es ihm unmöglich wäre, sogleich einen bestimmten Entschluß zu fassen, möchte er unterdessen den Hund vollständig betrunken machen mit der Flasche Whiskey, die ich ihm zu diesem Zwecke schickte. Ich sandte Brief und Whiskey durch Helene, und wartete ganz gespannt auf ihre Rückkehr, als ob das Schicksal von Nationen von diesen meinen diplomatischen Verhandlungen abhinge. Denn, würden nicht die Ideen des ‚größten Mannes von Europa‘, für die nächsten sechs Monate wenigstens, gestört werden durch die Frage, wer siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, ich oder der Hund? Ach ja, es ist merkwürdig, wenn man bedenkt, welchen Einfluß untergeordnete Tiere auf große Männer in Europa haben, und auf große Frauen auch!

Helene kam zurück, aber schon vorher hatte sich der schwarze Fittich der Nacht wieder in himmlische Ruhe verwandelt! Der Himmel gebe, daß dies nicht nur Zufall ist, doch nein! Es

ist wahrhaftig kein Zufall. Die zwei Töchter des Wäschers hatten sich des Briefes bemächtigt und ihn gelesen, und das, was mir fast das Leben kostete, war ein solcher Spaß für sie, daß sie in einen wahren Lachkrampf gerieten; dann aber liefen sie in den Hof, machten den Hund los und versprachen feierlichst, er solle mich nie wieder quälen . . . Am nächsten Morgen kam ein Briefchen von dem Wäscher selbst, auf glaciertem Papier mit einer Rabenfeder geschrieben, worin er sich entschuldigte, und alles Mögliche versprach; er könne ihn aber nicht ganz wegtun, da er ein großer Schutz für sein Haus sei, und außerdem einem Verwandten gehöre (und da will man noch von Mangel an Gefühl reden!), er habe ihn aber jetzt losgebunden, und würde dafür Sorge tragen, daß er mich nicht mehr belästige, und er danke auch vielmals für das, was man ihm geschickt habe. Das passierte vor einer Woche, und ich bin jetzt sicher, daß der ganze Spektakel nur von dem Angebundensein herkam. Der Hund spaziert jetzt in dem Hofe herum, wie jeder andere christliche Hund auch, indem er deinen Grundsatz über das Schweigen nicht nur platonisch, sondern auch praktisch anwendet. Seit jenem Abend hat er, wie Helene bemerkt, kein Wort mehr gesagt."

Nicht wahr, nach einem solchen Brief verstehen wir es wohl, welche geistige Kraft in dieser Frau steckte, wie anziehend der Verkehr mit ihr gewesen sein muß. —

In die an Spannungen überreiche Luft des Carlyleschen Hauses trat in jener Zeit eine Persönlichkeit, welche diese Spannungen noch steigerte und zur Entladung brachte. Carlyle hatte sich eine sehr bedeutende Stellung in der Londoner Gesellschaft errungen. Vor allem trug dazu seine glänzende Unterhaltungsgabe bei, für die ihm sein umfassendes Wissen nie versiegenden Stoff bot. So sah er sich bald in die exklusivsten Zirkel der englischen hohen Aristokratie eingeführt, und gewann unter ihren Mitgliedern treue Anhänger und

einflußreiche Freunde. Vor allem verkehrte er gern und viel in dem Hause des edlen und klugen Lord Ashburton. Noch mehr als der Lord, der zu seinen anhänglichsten Freunden gehörte, zog ihn dorthin die Herrin des Hauses, die glänzende und geistreiche Lady Ashburton. Ihr Bild zu erfassen, ist nicht ganz leicht. Sie gehörte zu jenen begabten und bedeutenden Frauen, die durch Geburt und Lebensführung auf die Höhen des Lebens gestellt sind, und in deren Leben, bei aller scheinbaren Geschlossenheit und inneren Befriedigung, doch etwas wie ein verborgener Zwiespalt zu spüren ist. Einerseits war sie als vornehme Dame das Treiben der großen Geselligkeit, in der sie ihre Triumphe feierte, so gewöhnt, daß sie sich darin als in ihrem natürlichen Element bewegte, auf der anderen Seite stand die edle Frau hoch über dem leeren, vielgeschäftigen und doch nichtstuerischen, frivolen Treiben der Mehrzahl ihrer Standesgenossen, die nach Carlyles scharfer ironischer Bemerkung im Rebhühnerschießen und Rebhühneressen ihren Lebenszweck sahen. Darum sammelte sie, im lebhaften Drange nach geistiger Betätigung, Männer der Politik und Literatur um sich, und begrüßte besonders herzlich auch Carlyle in ihrem Kreise. Mochte es vielleicht ein wenig ihre Eitelkeit befriedigen, den gefeierten Schriftsteller in ihrer Nähe zu sehen, mehr war es doch ein Zug zu seiner wahren, aufrichtigen Natur, deren Seelengröße sie mit dem sicheren Blicke einer edlen Frau für das Geniale erkannte. Carlyle fand seinerseits in diesem Kreise mehr Verständnis für seine Ideen, mehr bereitwilliges Eingehen auf seine Art, oder wenigstens stillschweigendes Dulden seiner Eigentümlichkeiten, als anderswo, so daß er gern die ihm dargebotene Hand ergriff, und Lady Ashburton, seiner „einzigen aufrichtigen Freundin" einen ganz ungewöhnlichen Einfluß auf sein Wesen einräumte. Wo er konnte, suchte er ihre Gesellschaft, den größeren Teil seiner Ferien brachte er auf ihrer Besitzung zu. „Dieses ewige Bath-House!"

schreibt Frau Carlyle, „ich möchte wissen, wie viele tausend Meilen Mr. Carlyle im ganzen von hier bis dorthin gegangen ist; einen Meilenstein nach dem anderen errichtet er dadurch zwischen sich selbst und mir.“ Denn Frau Carlyle litt unter diesem Verkehr ihres Mannes. Vielleicht mochte es ihren Stolz verletzen, daß sie sich im Kreise der Ashburtons mehr als Frau ihres Mannes geduldet, denn um ihres eigenen hohen Wertes willen geschätzt fühlte. Das ist ja eine bittere Erfahrung, welche die Frau manches berühmten Mannes hat durchkosten müssen. Vielleicht auch, daß Lady Ashburton mit der Frauen in solchen Dingen eigenen Feinfühligkeit die Abneigung Jane Welsh Carlyles herausfühlte und erwiderte. „Heute besuchte ich Lady Ashburton“, verzeichnet Jane einmal, „sie war wunderbarerweise durchaus höflich“. Den tiefsten Grund hat Froude, der Biograph Carlyles doch wohl richtig empfunden: Frau Carlyle war ungemein stolz auf ihren Gatten und wünschte bei ihm die erste Stelle einzunehmen. Sie hatte ihn gegen den Rat ihrer Freunde geheiratet um die Genossin eines Mannes zu werden, von dem sie, und sie allein, damals glaubte, er sei zu Außerordentlichem bestimmt. Sie hatte wie eine Magd für ihn gearbeitet, hatte Armut und Leiden und alle seine wechselnden Launen mit ihm getragen. Jetzt stand er da, ein Fürst unter den Schriftstellern seiner Zeit, und nun glaubte sie zu bemerken, daß er sie nur als einen „Umstand in seinem Leben“ betrachtete, und Freundschaft, anregendes Gespräch, Gedankenaustausch einer anderen brachte, der sie sich innerlich vollkommen ebenbürtig fühlte. Es war die feinste, aber vielleicht die quälendste Art der Eifersucht, die ein Frauenherz empfinden kann. Ihr Leben kam ihr nutzlos, vergeudet, leer vor, sodaß der ihr befreundete Mazzini, dem sie sich anvertraut hatte, warnen mußte: „Lästern Sie nicht!“ Nicht als ob diese Stimmungen sie dauernd beherrscht hätten, — auch aus jener Zeit finden sich ent-

zückende, liebevolle Briefe an ihren Gatten. Aber in den Stunden der Nervenabspannung, der psychischen Depressionen, traten diese Gespenster riesengroß vor ihre Seele, und Frau Carlyle tat das Törichtste, was eine Frau in ihrer Lage tun kann; sie brachte ihre Not zu Papier, vertraute sie den scheinbar verschwiegenen Blättern ihres Tagebuches an und hielt sie dadurch leider, leider, für die Ewigkeit fest. Ihr selbst war nicht ganz wohl dabei, sie ahnte, daß sie eine Dummheit machte: „Ich habe es mir aber einmal in den Kopf gesetzt!"

Der kühl beobachtende Leser dieser Blätter merkt gleich, daß er es mit einem überspannten Gemüt zu tun hat. In demselben Buche findet sich ein Gang aufs Steueramt behufs Steuerreklamation beschrieben, in Farben, wie sie Dante kaum für die Hölle wählt. Nachts vorher Schlaflosigkeit, morgens das Gefühl „wie der Geist eines toten Hundes", zum Schlusse fast den Eindruck, eine heroische Tat vollbracht zu haben, und das alles, um einen Posten in den steuerpflichtigen Einnahmen von 150 auf 50 Pfund herabzusetzen. Aber man sieht daraus auch, wie das Gehirn des armen Weibes fieberhaft arbeitete, wie ihre Seele gelitten haben muß. So schreibt sie:

„Lady Ashburton ist in der Stadt, Mr. Carlyle natürlich in Bath-House.

Wenn ich bedenk', was ich nun bin
Und was ich einstmals war,
So scheint's als hätte ich mich verkauft,
Für gar zu wenig bar."

Oder gar einen fast alttestamentlichen Stoßseufzer, wie unterm 26. März: „Sei mir gnädig Herr, denn ich bin schwach! O Herr, heile mich, denn meine Gebeine sind zerschlagen, auch meine Seele ist zerschlagen, du aber Herr, o wie

lange? Kehre wieder, o Herr, erlöse meine Seele! O errette mich, um deiner Gnade willen!"

Und Carlyle? Wir können in allem Ernst die Frage stellen, ob er sich der Empfindungen seiner Frau überhaupt bewußt geworden ist. Seine Briefe aus jener Zeit atmen oft große Traurigkeit, aber das ist ja bei ihm immer der Fall und nicht nur damals. Das alte Wort: omnes homines ingeniosi melancholici, findet bei ihm im höchsten Maße Bestätigung. „Alles Gute," sagt er selbst, „das ich je empfing, wurde mir in Gestalt des Kummers zuteil." Daneben ist er in seinen Briefen voll zartesten, verständnisvollsten Eingehens auf ihre seelischen Zustände. „O meine liebe kleine Jeannie! Denn im ganzen ist keine von ihnen allen es wert, neben Dir genannt zu werden, wenn Dein besserer Genius Dich nicht verlassen hat — versuche zu schlafen, und Dein armes kleines Herz und Deine Nerven zu beruhigen, und mich wie vor alters zu lieben, wenigstens mich nicht zu hassen. Mein Herz ist ermüdet und von den dreiundfünfzig rauhen Jahren, die hinter mir liegen, erschöpft; aber es ist mit Dir so verbunden, arme Seele, wie es mit keiner anderen möglich ist." Andrerseits war er nicht gewillt, Jane's Stimmungen, die er wohl nur als Launen empfand, nachzugeben, und sich den anregenden Verkehr mit Lady Ashburton verkümmern zu lassen. Zuweilen konnte er sogar hart und bitter werden. „Sie ist der tiefsten, zartesten Gefühle fähig," äußerte er einmal zu einer gemeinsamen Freundin, „aber sie ist engherzig." Wahr ist, daß Frau Carlyle sich immer tiefer in ihre schwermütigen Grübeleien hineinbohrte. „O meine Mutter! Niemand sieht es jetzt, wenn ich leide; und ich habe es gelernt, ganz für mich allein zu leiden. Zwischen damals, wo ich ein einziges Kind war, und jetzt liegt ein weiter und rauher Weg!

O, meine Mutter dachte nicht,
Da sie mich tät einwiegen,



Wie manches Land ich sollte seh'n,
Und welchem Tod erliegen."

Das war die Zeit, wo klatschsüchtige Bekannte sich des willkommenen Stoffes bemächtigten und von einem „cat and dog life" bei Carlyle's sprachen, und wo Jane selbst über ihre Ehe urteilte: „Ich heiratete aus Ehrgeiz. Carlyle hat meine wildesten Hoffnungen weit übertroffen und ich — bin elend."

* * *

Die Spannung, welche das Carlylesche Haus erfüllte, fand eine unerwartete Lösung. Lady Ashburton starb plötzlich in Paris am 4. Mai 1857. Von Carlyle wurde sie aufs schmerzlichste betrauert. „Während der letzten zehn Jahre gehörte ihre unveränderliche Freundschaft zu meinen stolzesten und geschätztesten Besitztümern. In keiner Gesellschaft, weder in England, noch anderswo, hatte ich eine Frau gesehen, die dieser vornehmen Dame gleich oder nur ähnlich gewesen wäre. Von allen vornehmen Damen, die ich gekannt, war sie von Natur und Bildung facile princeps." In seine Häuslichkeit kam aber von da an wieder mehr Harmonie und Frieden, ein Nachhall der Zeit, „ehe sich die Spinnweben auf dem Webstuhl zeigten". Die Ehegatten waren ja beide auch älter geworden, Carlyle in der Mitte der Sechziger, Jane Ende der Fünfziger. Ihren Freunden kam es vor, als zeigte sich Carlyle ruhiger und geduldiger, wenn Jane freilich immer noch zuzeiten lachend zu ihrem Manne sagen konnte: „Ich wollte, Froude hätte dich ein oder zwei Stunden, nachdem du ihm so lammsanft vorgekommen, gesehen!" Aber Ruhe gab es für Carlyle noch nicht. Der Sechzigjährige saß über der größten Arbeit seines Lebens. Das Bild Friedrichs des Großen, der seinen von Macaulay irregeführten Zeitgenossen lediglich als ein Abenteurer und Räuberhauptmann im großen Stile erschien, wollte er aus dem Schutt halbver-

standener oder gefälschter Traditionen ausgraben und in seiner wahren Bedeutung darstellen. Diese Arbeit, unsäglich schwer, lastete mit furchtbarer Wucht auf dem Alternden, nahm jahrelang von allen seinen Gedanken und Kräften Besitz, und ließ ihn doch nicht los, ehe er seine Aufgabe zu Ende geführt hatte. Darüber bemerkte er kaum, wie seine Frau auch den Jahren ihren Tribut zahlen mußte und immer schwächer wurde. Sie verbarg das freilich vor ihm, so weit wie möglich. Unermüdlich nahm sie all die kleinen Widerwärtigkeiten des Haushaltes auf sich, um seine Kräfte dem großen Werke zu erhalten. Erst ein schwerer Unfall steckte ihren Leistungen ein Ziel. Sie wurde (1863) von einer Droschke überfahren und erlitt schwere innere Verletzungen. Auch jetzt noch kämpfte sie mit einem glänzenden Heldenmut gegen die unablässigen Schmerzen und suchte ihrem Manne ihr Elend zu verheimlichen, aber ein längerer Landaufenthalt, der ihr verordnet wurde, öffnete ihm doch die Augen, und siehe, der unruhige, heftige Carlyle wurde geduldig, rücksichtsvoll und sanft. Sein ganzes Wesen strömte ihr gegenüber Zartheit und Liebe aus. Die Krankheit brachte fertig, was die vorhergehenden Jahre noch nicht hatten vollbringen können, daß ihre beiden Seelen ineinanderwuchsen und erkannten, daß sie voneinander nicht lassen konnten. Es ist ergreifend, ihre Briefe aus jenen Tagen zu lesen, ergreifend ihre Klagen, wenn der Leidensbecher zu voll ward: „O, mein Gott, ich leide Qualen, täglich entsetzlichere Qualen. O, ich wollte, Du wärest bei mir! Ich bin so schrecklich einsam. Aber ich darf Dich nicht in Deiner Arbeit unterbrechen.“ Ergreifend aber auch, wenn er ein andermal tröstet: „O meine leidende kleine Jeannie! Wieder einmal kein Auge zugetan! . . . Und doch, Geliebte, enthält Dein Brief etwas, das mir willkommener ist, als alles andere — einen Ton der Frömmigkeit, fromme Ergebung, stille Hoffnung und Unterwürfigkeit unter den Willen des Höchsten, der

mich tief rührt und mir zum großen Troste gereicht. Ja, liebes Herz, das war's, was not tat. Stolzer Stoizismus hat Dir nie gefehlt, und ich wünsche auch nicht, daß Du damit nachläßt. Aber darüber hinaus liegt noch etwas, wovon Du, wie ich glaube, bisher zu wenig besessen hast. Es stillt das zornige Gemüt und ist weit davon entfernt, es zu schwächen; ja es bildet seine wahre Kraft, die Quelle und Nahrung für alle wirkliche Stärke."

Als ob die Vorsehung einsah, daß nun ihr Ziel erreicht sei, und darum die Leidende, die jetzt der Liebe ihres Gatten gewiß war, nicht länger quälen wollte, trat eine Besserung im Befinden der Frau Carlyle ein, und erlaubte ihr, nach London zurückzukehren, wo ihr Gatte sie durch das Geschenk eines Wagens über alle Maßen erfreute. „Jene Monate," sagte Carlyle später, „sind wunderbar und köstlich, im Rückblick darauf, gleichsam Monate einer zweiten Jugend, ja beinahe einer zweiten Kindheit, mit der Weisheit und den Tugenden des Greisenalters, die uns, mir und ihr, durch des Himmels große Gnade verliehen wurden."

So fand beide innig vereint das Jahr 1866, das Carlyle die größte Ehrung seines Lebens bringen sollte. Sein Friedrich der Große hatte bedeutendes Aufsehen erregt. Das Urteil Janes: „Was für ein herrliches Buch wird das werden! Von allen deinen Werken das Beste!" stimmte diesmal mit dem ihrer Landsleute überein. Um so größer war der Erfolg, als die Engländer in ihrem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein nur widerwillig sich bestimmen lassen, die Helden der anderen Völker in ihrer Größe anzuerkennen. Die Schotten gedachten dem allgemeinen Beifall einen starken Ausdruck zu geben, und die Universität Edinburgh, die einst der blutarme Bauernjunge aus Annandale bezogen hatte, schickte sich an, ihren jetzt berühmten Landsmann mit ihrer höchsten Würde zu schmücken, indem sie ihn zum Rektor er=

nannte. Nur einen Haken hatte die Sache, Carlyle mußte dabei eine Rede halten. Das war eine saure Bedingung für jemand, der nichts so haßte, wie öffentliche Reden. Seine Aufregung teilte sich seiner Frau mit: „Ich fürchte, und Carlyle ist fest davon überzeugt, daß er mit seiner Rede glänzend Fiasko machen wird. Er hat keine Übung im öffentlichen Reden, haßt es zudem von ganzer Seele ... Ich wollte, er wäre erst glücklich damit durch, denn ich besorge ernstlich, daß die Anstrengung und Aufregungen ihn krank machen." An dem Tage selbst, an dem die Feier in Edinburgh stattfand, schrieb sie ihm noch: „Was ich in diesen Tagen um Deinetwillen gelitten habe, spottet aller Beschreibung. Und wenn Du hättest gehängt werden sollen, so hätte ich es, glaube ich, nicht mehr zu Herzen nehmen können." Ihre Sorge war gänzlich unnütz. Carlyles Rede über die beste Art des Studiums, in der er ermahnte, auf die Pflege der sittlichen und Charakter-Eigenschaften mindestens ebensoviel Wert zu legen, als auf intellektuelle Ausbildung, machte einen unbeschreiblichen Eindruck. „Ein wahrer Triumph" konnte Tyndall der besorgten Gattin telegraphieren. Um nach der Anspannung einige Ruhe zu suchen, ging Carlyle in seine Heimat Scotsbrig. Dort traf ihn nach wenigen Tagen die Nachricht, das Jane Welsh Carlyle, bei einer Fahrt im Hydepark in ihrem geliebten Wagen vom Schlage gerührt und gestorben sei. Die Aufregung vorher, die Freude nachher, die Teilnahme der zahlreichen, sie schwärmerisch verehrenden Freunde, das alles war zu viel für sie gewesen. Am 21. April 1866 floh ihre Seele aus der unruhigen Zeit in das stille Schweigen der Ewigkeit.

* * *

Die Nachricht von dem Tode seiner Frau traf Carlyle mit niederschmetternder Wucht. In der Nacht vor ihrem

Heimgange hatte er sie im Traume gesehen „in bitterlich traurigen Umständen. Ich erwachte plötzlich mit dem Gedanken: also das bedeutete ihr Stillschweigen, die arme Seele! Schicke bessere Nachrichten und laß mich nicht wieder träumen!“ Statt dessen kam das verhängnisvolle Telegramm. Carlyle war wie betäubt. „In meinem ganzen Leben ist kein Unglück auf mich herabgefahren, das dem gleich wäre. Es hat meine ganze Welt in Trümmer geschlagen und hat alles ausgelöscht, was das Leben noch für mich an fröhlichem Lichte und liebender Hoffnungsfreudigkeit barg.“ Und doch war dies noch nicht der Höhepunkt des Leidens. Der kam erst, als er in den nächsten Wochen ihre Hinterlassenschaft, Briefe und Papiere durchsah. Nicht nur, weil damit alle traurigen Erinnerungen vor seiner Seele auftauchten, sondern mehr, weil ihm dabei auch unverbrannte Reste ihres Tagebuches in die Hand fielen, und er mit Schrecken und Reue jetzt merkte, wie sein Weib an seiner Seite gelitten hatte. „O, was für Schmerz, Schmerz meine arme, kleine Jane auf dieser dornigen Lebenspilgerreise zu tragen hatte; die Heldin, von deren Heldentum niemand Zeuge war, oder doch nur ich — der ich es nie ganz gesehen hatte, bis auf diese Stunde.“ Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er merkte, wie er über seiner Arbeit doch oft vergessen hatte, daß ein liebebedürftiges Herz an seiner Seite wandelte. „Konnte es denn leicht sein, mit mir zu leben? Sie war um mich herum, wie ein steter Strahlenglanz, und trotz meiner düsteren Stimmungen und Verfehlungen wollte sie keinen Augenblick aufhören, mich lieb zu haben und mir zu helfen. Was hat doch Gott auch für reiche Güte!“ Aber freilich, nun kam diese Erkenntis zu spät: „Ach, sie hat es nie erfahren, noch konnte ich es ihr in meinem schwerbeladenen, elenden Leben zeigen, wie sehr ich sie zu allen Zeiten geschätzt, geliebt, bewundert habe. Jetzt kann ich es ihr nicht mehr sagen; — noch fünf Minuten in deiner lieben Nähe in dieser

Welt; o, daß ich dich nur fünf Minuten lang noch hätte, um dir alles zu sagen!" So sitzt der tiefgebeugte, siebzigjährige, einsame Mann über den vergilbten Blättern, die ihm vom Leben und Leiden seines Weibes erzählen — zu spät!

Es gab für Carlyle, seiner ganzen Natur nach, nur einen Weg, um diese Herzensnot zu überwinden. Bloßes gefühliges Grübeln und Nachsinnen war seinem ganzen Wesen zuwider. Er mußte handeln, und zwar schreiben. Ihm gab ein Gott, zu sagen, was er litt. „Sicherlich," schreibt er am 6. Juni 1866, „ist dies eine sehr müßige Beschäftigung, um so mehr, wenn es alles verbrannt werden soll! aber sonst nichts bringt mir in diesen Tagen irgend welchen Trost. Ich will morgen weiterschreiben." So finden wir ihn monatelang, so wie sein Gesundheitszustand und seine gequälten Nerven es ihm nur erlaubten, über den Briefen seiner Frau, um sie zu ordnen und mit Anmerkungen zu versehen, oder über ihrem Tagebuche, um auf dessen leere Seiten seine Erinnerungen an Jane, seinen Kummer, seine Reue einzutragen. Ein wunderbares Buch ist auf diese Weise entstanden, ein Buch, wie es vielleicht kein zweites in der Literatur gibt: Die Erinnerungen an Jane Welsh Carlyle.[1]) Auf den ersten Blick ein chaotisches Durcheinander von verstreuten Notizen, einzelnen Episoden, hineingearbeiteten Betrachtungen, verzweifelten Weherufen, aber je länger man sich hineinliest, um so mehr hält es den Leser fest, denn er sieht durchsichtig und klar in das Leben und Denken einer Seele, die durch Höllen des Selbstgerichts hindurch muß. Selbst die vielfachen Wiederholungen dürften gar nicht fehlen; wissen wir es nicht alle, daß in den Zeiten höchster Freude, und tiefsten Schmerzes immer dieselben Gedanken in unserem Hirn einherjagen, aus immer neuen Winkeln des Gedächtnisses auftauchen, stets dieselben, und doch stets in neuer Beleuchtung! Und

[1]) In deutscher Übersetzung von P. Jaeger b. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen.



daneben taucht aus allem diesem Wirrwarr immer deutlicher das edle Bild Jane Welsh Carlyles vor uns auf, durch neue, feine Züge berichtigt und bereichert, bis es schließlich als Bild einer Verklärten sich heraushebt aus dem tiefen Schmerz ihres Gatten. Ich kann es nicht treffender sagen, als mit einem Carlyleschen Bild aus seinem gewaltigen Aufsatz über Dante: Ein Bild aus Regenbogen gewoben, auf einem Hintergrund von ewigem Dunkel.

Als er die traurig-süße Arbeit beendet, hat Carlyle alle diese Papiere genommen, in ein großes Bündel geschnürt und sie Froude, seinem von ihm selbst erwählten Biographen, gebracht: Er solle damit machen, was er wolle. Carlyle selbst stand zu sehr mit seiner ganzen Seele in dieser Arbeit, um beurteilen zu können, ob sie sich ganz oder teilweise zur Veröffentlichung eigne. Zumeist dachte er alles nur zu seiner eigenen Erleichterung geschrieben zu haben und wünschte die Handschrift verbrannt zu sehen. Zuweilen wünschte er sie aber auch erhalten für Freunde, „nur für Freunde, will ich hoffen, und mit würdiger, nicht unwürdiger Neugierde“. Froude hat Erinnerungen und Briefe genommen und sie nach Carlyles Tode veröffentlicht. Hat er recht daran getan, daß er uns so tief in die Geheimnisse dieser Ehe, in das Innerste dieser Menschen sehen ließ? Viel ist darüber, zumal in England, gestritten, und während ich an diesem Aufsatz schrieb, hat es Stunden gegeben, in denen auch mir wieder das Herz bebte vor Entrüstung, daß er das Innerste dieser Menschen auf die Gasse gestellt hat, und doch kann ich nicht umhin, schließlich anzuerkennen, daß Froude nicht anders handeln konnte, und recht gehandelt hat. Der Klatschsucht kann niemand wehren, aber sie ist wie die Spreu, die der Wind verweht. Dagegen wird es zu allen Zeiten solche wahren Freunde geben, wie sie Carlyle sich wünschte, Freunde, die dankbar sind, hüllenlos zwei Menschen sehen zu dürfen, groß

im Kämpfen, Lieben, Leiden und Tragen. Möchten auch unter den Lesern dieser Zeilen nur solche sein, die mit „würdiger, nicht unwürdiger Neugierde“ der schlichten Erzählung gefolgt sind. Ob hier recht erzählt ist, mag jeder selbst prüfen, indem er zum Schlusse das Bild der Jane Welsh Carlyle, wie es hier gezeichnet ist, vergleicht mit der Inschrift, die ihr Gatte auf ihren Leichenstein gesetzt hat:

„In ihrem lichten Leben hatte sie mehr Kummer als gewöhnlich, aber auch eine sanfte Unbesiegbarkeit, eine Klarheit des Verstandes und eine edle Anhänglichkeit des Herzens, die selten sind. Vierzig Jahre lang war sie die treue und stets liebevolle Gehilfin ihres Gatten, und förderte ihn durch Wort und Tat unermüdlich, wie niemand anderes es vermochte, in allem Würdigen, das er vollbrachte, oder zu vollbringen strebte. Sie starb in London am 21. April 1866, plötzlich von seiner Seite gerissen, und nun ist das Licht seines Lebens wie erloschen.“





Die Weihe christlicher Leidensstätten.

Zwei Erinnerungsblätter von Hermann Dalton.

I.

Seit nun vierzig Jahren hängt über dem Schreibtisch ein von Künstlerhand meisterhaft ausgeführtes Psalmwort: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht was er dir Gutes getan.“ Ich möchte das Gemälde nicht mehr missen. Nicht nur, weil es je und je ein Wort der heiligen Schrift vor die lobende Seele stellt, in dem sich auch mir der kostbare Ertrag eines langen Lebens wie in einer Summe zusammenfaßt. Auch nicht nur, weil ich gern, von der Arbeit aufblickend, das Auge zur inneren Sammlung auf einem von der Schönheit geweihten Gegenstand ruhen lasse. Gerade an diesen goldenen Spruch und seine künstlerische Ausführung knüpfen sich teuerwerte Erinnerungen: er ist die genaue Wiedergabe einer Zeichnung, die ich über einer jahrelangen Leidensstätte gesehen und als kostbares Angebinde der frommen Dulderin am Reformationssonntag 1865, dem Tage der Einweihung meiner neuen Kirche, auf dem Schreibtisch vorfand. Fast ein Vierteljahrhundert noch, bis 1889, hat der Spruch das Studierzimmer im deutschen Pastorat an der Newa geschmückt, vielen mühseligen Besuchern des evangelischen Dieners am Worte eine stumme und doch

beredte Mahnung und Tröstung, was der Herr auch in allem Leid Gutes an uns tut. Das wertgehaltene Andenken wurde bei der Übersiedlung in die Heimat mitgenommen; seit nun mehr wie sechzehn Jahren hat es in Berlin seinen alten, unangetasteten Platz über dem Schreibtisch wieder inne und ruft tagtäglich dem Arbeiter zu: Seele, vergiß es nur nicht.

Noch nicht lange war ich im köstlichen Amt auf dem Vorposten unserer evangelischen Kirche im hohen Norden, als die Bitte an mich gerichtet wurde, eine seit Jahren ans Krankenlager gefesselte Kreuzträgerin zu besuchen. Sie gehörte nicht zur Gemeinde; darum war sie mir bis dahin unbekannt geblieben. Von Herzen gern kam ich der Bitte nach, nicht zu einmaligem Besuche nur. Ein paar Jahre noch bis zu ihrem Heimgang: wie so oft kehrte ich bei der frommen Dulderin ein, die dem jungen Manne bald mütterliche Freundin ward Der Verkehr mit der im Schmelztiegel des Leides gereiften Jüngerin des Herrn ward mir je länger je mehr ein holdes Bedürfnis; wiederholt hatte ich die bescheidene, dankbare Seele zu versichern, daß ich im Umgang mit ihr mehr empfinge, als ich zu geben imstande wäre. Sie war die Witwe eines angesehenen Kaufmannes. Zwölf Jahre etwa vor meinem ersten Besuche wollte sie sich eines Tages in ihrer Wohnung auf einen Stuhl setzen, hatte aber nicht bemerkt, daß derselbe von seinem Platze weggerückt war. Die starke, kräftige Frau, damals schon in den fünfziger Jahren, kam mit voller Heftigkeit auf den Boden zu sitzen und zwar so unglücklich, daß sie sich nicht mehr erheben konnte. Sie hatte von dem Fall eine Rückenmarkserschütterung, vielleicht auch Verbiegung des Rückgrates mit Lähmungserscheinungen davongetragen, daß sie weder gehen noch sitzen konnte, nur noch liegen. Alle Versuche auch der angesehensten Ärzte der Hauptstadt scheiterten; sie waren unvermögend der Heimgesuchten Heilung zu bieten. Die Ärmste

mußte sich in das nach menschlichem Ermessen unabänderliche, schwere Geschick fügen lernen, bis an ihr Lebensende an das Schmerzenslager gefesselt zu bleiben. Und das Ende konnte noch fernab liegen; denn das körperliche Allgemeinbefinden war durchaus zufriedenstellend. Zum Glück war der Kopf der gebildeten, geistvollen Frau durch den folgenschweren Fall nicht in Mitleiden gezogen; auch Arme und Hände hatten etwas Bewegungsfreiheit behalten.

Meine liebe Leidende wurde aufs treueste und sorgfältigste von ihrer einzigen Tochter verpflegt, die, damals etwa dreißigjährig, unvermählt geblieben, um in rührender Hingabe ihr ganzes ferneres Leben der Mutter zu widmen. Die Beiden wohnten in einer von dem Verkehr etwas abgelegenen Gegend der Großstadt. Die Mittel gestatteten viele Gelasse; das größte Zimmer war der Kranken eingeräumt. Sie blieb nach wie vor der Mittelpunkt des ganzen Hauswesens. Die Stätte ihres Leidens galt allen Insassen als ein geweihter Friedensort. Einlaß zu erhalten tat wohl wie das Betreten einer Kapelle. Nur leise und gedämpft drang der Straßenlärm in das geräumige, freundliche Zimmer. Noch weniger verlautete in ihm etwas von dem ruhelosen Getriebe auf dem Lebensmarkt. Es war, als ob Engel an der Türe Wache hielten, jeder oft so mißtönigen Kunde aus der Welt den Zugang zur Leidensstätte zu verwehren. Das Zimmer lag gegen Westen. Im Sommer und Winter an wolkenfreien Tagen drang die Sonne stundenlang am Nachmittag ungehindert ein und übergoß dann die freundlichen Räume mit ihrem belebenden Lichte. Überall die peinlichste Ordnung, die größte Sauberkeit. Als Mittelpunkt auch des Zimmers das Schmerzenslager der lieben Kranken; die Kissen und Decken allzeit schneeweiß; sie selber in weißes Gewand gehüllt. Auch die Gesichtsfarbe und die Hände waren von fast durchsichtiger Helle, als ob kein rotes Blut durch die Adern rinne; selbst das Haar, das unter dem

Häubchen hervordrang, schon weiß. Wenn man lange die lieben, bleichen Züge teilnehmend betrachtet, der tiefgehenden, frommen Unterhaltung gelauscht, ward Einem unwillkürlich zumute, als ob die sonnbeschienene, reine Umgebung schönes, stimmungsvolles Spiegelbild eines reinen Herzens sei, das der Herr selig preist; denn es wird Gott schauen. Die Leidende liebte sehr das tiefempfundene Lied: ich hab' von Ferne, Herr, Deinen Thron erblickt und hätt' so gerne mein Herz vorausgeschickt.

An der dem Kopfende gegenüberliegenden Wand hing als ihr einziger Schmuck das Psalmwort in seiner schönen Ausführung. Unwillkürlich war das Auge der Leidenden darauf gerichtet, zumal wenn die Sonnenstrahlen auf die Wand fielen und die einzelnen farbenglänzenden Buchstaben aufleuchten machten. Eines Tages, als wieder während des Besuches die Sonne hell und warm auf dem Psalmwort lag, fragte ich meine liebe Kreuzträgerin, ob sie um deswillen gerade diesen Spruch sich ständig vor Augen habe malen lassen, weil in ihrer Heimsuchung seine Forderung besonders schwer falle, die Seele lieber vergessen wolle, um nicht ins Hadern mit Gott zu verfallen. Sie sah mich eine kleine Weile ernst, schweigend an; ich konnte bemerken, daß sie eine Träne unterdrückte, dann aber leuchtete rasch das tiefe Auge auf. Wie ein Wettkämpfer von heiß erstrittenem Siege redet, erwiderte sie: „Nein, lieber Herr Pastor, nicht zur ständigen Mahnung habe ich mir das Wort des Psalmsängers dort an die Wand hängen lassen, sondern erst von dem Augenblick an, wo ich nach langem Ringen auch in dem mir widerfahrenen Geschick dennoch die Güte meines Gottes und Vaters erkannt und mit dieser Erkenntnis meine Seele voll Lobens und Preisens des Herrn ward. Von ganzem Herzen habe ich durch Gottes Gnade gelernt, mit meinem Herrn Jesus allem Zagen mit der Frage zu begegnen: soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gibt? Wie lange es gedauert, bis ich zu diesem Siege durchgedrungen, welche

heiße Kämpfe es zu bestehen galt, ziemt nicht zu sagen. Das hat auch Jakob nicht getan; von seinem nächtlichen Kampfe ist uns nur das Wort mitgeteilt: ‚Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.‘ Der Vater hat mich gesegnet. Darum ist in allem Leide — mag auch die Hüfte in dem Ringkampf verrenkt sein — meine Seele voll Lobens; der Herr hat auch in dem auferlegten Kreuz mir nur Gutes getan.“ Das war ein köstliches, unvergeßliches Privatissimum, das die liebe Leidende dem Pastor gehalten. Weil sie den tiefen Eindruck dieses Kollegs auf das Gemüt des jugendlichen Zuhörers wohl merkte, darum ließ „die Täterin des Wortes“ ein genaues Abbild des meisterhaft ausgeführten Spruches anfertigen und überraschte damit den Diener am Worte am Tage der Einweihung seiner Kirche.

Wiederholter und eingehender Unterhaltung mit der in der Nachfolge Christi bewährten Kreuzträgerin entnahm ich, daß sie nicht erst durch die folgenschwere Heimsuchung zu dem Herrn geführt worden. Von Jugend auf war sie seine Jüngerin, die in der geordneten Leidensschule nur zu dem köstlichen Dienste ausreifte. Wir wissen, daß der heilige Kreuzträger, unser einiger Meister, das große, geheimnisvolle Wort: „will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir“ nicht an solche richtet, die noch ferne von ihm stehen; er sagt es seinen auserwählten Jüngern. Den Kindern der Welt dünkt die Rede eine harte, unmöglich zu leistende Forderung. Sie können sie kaum verstehen; darum nicht, weil sie den Hohen und Heiligen nicht kennen, der das Kreuz zimmert und den Seinen als ein ihnen Gutes zu eigen gibt. Meine unvergeßliche Leidende hat als lautere Trägerin ihres lieben Herrn mit weltüberwindender Glaubenskraft das ihr von dem Vater im Himmel zubereitete Kreuz auf sich genommen und ist getrosten Mutes, festen Schrittes ihrem Meister auf dem gewiesenen großen Leidens-

weg gefolgt. Der Weg, auch wenn er durch ein dunkles Tal geht, führt dennoch nicht in klösterliche Weltabgeschiedenheit, in verbotene (Joh. 17, 15) Weltflucht. Auch nicht bei dieser Jüngerin. An das Schmerzenslager in der dem Weltgetriebe entrückten, stillen Kammer gefesselt, nahm der rege Geist innigen Anteil an dem Geistesleben zumal ihrer teuern evangelischen Kirche. Sie war in der ihr gewordenen langjährigen Leidensschule Meister geworden, wie der Hebräerbrief sagt, in der Lehre des göttlichen Wortes, daß sie auch starke Speise vertragen konnte. Scherzend nannte ich sie oft einen weiblichen Theologen. Gleich im ersten Jahre seiner Wirksamkeit hatte der junge Pastor apologetische Vorträge über das Christentum gehalten, die als Erstlingsgabe bald darauf im Drucke erschienen waren. Sie hatte mit Aufmerksamkeit die Vorträge gelesen; ihr Inhalt bildete oft den Gegenstand unserer Zwiesprache und bot reichen Anlaß zu tieferem Eindringen in die im „Nathanael" nur angeregten Fragen. Ich entsinne mich noch, wie dadurch veranlaßt die Leidende das gedankenreiche, tiefe Büchlein Tholucks über die Sünde durcharbeitete. Im weiteren Fortgang las sie mit ernstem Bedacht Schleiermachers Reden über die Religion; schreckte selbst nicht vor dem Studium seiner „Glaubenslehre" zurück. Die wissenschaftlich-theologischen Werke zogen sie nicht ab von der Lebensquelle der Offenbarung in der heiligen Schrift, die allein den Durst der Seele nach Gott stillt, auch nicht von der Nachfolge Christi im Geist und in der Wahrheit. Unentwegt hielt sie fest an den hohen Artikeln göttlicher Majestät unserer evangelischen Kirche, des heiligen Evangeliums in der vollen, ungetrübten Glaubenseinfalt eines echten Kindes Gottes.

Dies alles war doch nun nicht die ausschließliche Macht, die ihre Gedankenwelt beherrschte und das Herz bewegte. Auch in der Einsamkeit des Krankenzimmers nahm die Kreuzträgerin regen Anteil an den Vorgängen des öffentlichen

Lebens. Durch ihr Leiden und wie sie es als Jüngerin des Herrn still und gottergeben trug „himmelan“ wie auf Adlersflügeln gehoben, betrachtete sie die Dinge hier auf der Erde wie aus der Vogelschau. Das Kleinliche, Niedrige und Gemeine des Alltagtreibens lag tief unter ihr in nebelgrauer Ferne; auch die verletzenden, kläglichen Mißtöne aus den Niederungen des Erdenlebens drangen nicht bis zu der Höhe empor, über welche ihr Leidensweg in die Nachfolge Christi führte. Sie sah es nicht, sie hörte es nicht; ihr lag über all dem milder Verklärungsschein. Dagegen sah sie mit geschärftem Auge, vernahm sie mit offnem Ohre das Elend ihrer Mitbrüder und Mitschwestern und hatte gelernt mitzuleiden und mit opferwilliger Hand Tränen zu trocknen. Sie ließ sich gern von Notständen in ihrer Gemeinde erzählen und ruhte dann nicht, bis sie durch die gleichgesinnte Tochter unbemerkt zur Linderung der Not ihr vollgerüttelt Maß beigesteuert. Das geschah alles als fröhliche Geberin still, freudig, von Herzen dankbar, daß sie es tun konnte. Von keinem apostolischen Sendschreiben war im seelsorgerlichen Zwiegespräch häufiger die Rede als von dem Briefe an die Philipper. Meine liebe Leidende konnte nicht genug von dem unerschöpflichen Tiefgehalt dieses „Schwanenliedes“ Pauli hören, der auch wie sie selbst einen Pfahl im Fleische trug, den trotz allen Bittens der Herr nicht von ihm genommen. Er hat vielmehr den getreuen Knecht geheißen: laß dir an meiner Gnade genügen. Auch sie fand an der Gnade volles Genüge; darum stimmte sie dem Apostel von ganzem Herzen bei, wenn er seiner Lieblingsgemeinde in weltüberwindender Glaubenskraft zuruft: freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: freuet euch. Auch das andere Wort des Briefes hatte es ihr mächtig angetan und sie suchte es an sich zu reißen zur Tat, in dem der gefesselte, der Willkür eines Nero preisgegebene Apostel von seiner Lust redet abzuscheiden und bei Christo zu sein und

dennoch in seinem armen Fleische bleiben will, um für seine Gemeinde mehr Frucht zur Förderung und Freude ihres Glaubens zu schaffen.

Die Stunde des Abscheidens war meiner lieben Leidenden nicht mehr fern. Leise, fast unbemerkt löste Gott den gelähmten Körper von dem Schmerzenslager, an das er solange gefesselt, und rief die frei gewordene Seele der frommen und getreuen Magd zu der Ruhe, die seinem Volke vorhanden ist. Der Heimgang der bewährten, auserwählten Dulderin hinterließ dem Pastor eine schmerzliche Lücke. Halte man es nicht für einen frevlen Wunsch, wenn ich mich nach einem Ersatz sehnte, nach einer ähnlich Leidenden in der eignen Gemeinde. Freudig und von ganzem Herzen glaube ich an eine Gemeine der Heiligen, wie eine solche die christgläubige Schar allsonntäglich iu ihrem Gottesdienst frei und offen vor aller Welt bekennt, und zwar in der tiefen, frommen Auslegung aus den Tagen der Reformation, daß dieser Artikel die hohen Rechte, die heiligen Pflichten jedes Gliedes dieser Gemeine bezeugt. Zu den unantastbaren Rechten der im Glauben Geheiligten und zu Heiligenden (Phil. 1, 1) zählt die Teilnahme an Christo und all seinen Gaben; zu den ebenso unantastbaren Pflichten, die herzliche Willigkeit und Bereitschaft jedes gottbegnadeten Gliedes dieser Gemeine, die ihm verliehene Gabe, das ihm anvertraute Pfund zum Nutz und Heil der Brüder anzulegen. Unter den mannigfaltigen Gaben aus der Hand unsres himmlischen Vaters befindet sich — und zwar nicht an letzter Stelle — der uns zugewiesene Leidenskelch. Unbestreitbar ist gleichermaßen dem Weltkind wie dem Kinde Gottes Erdenleid ein rätselhaftes Ding, wenn auch für beide Menschenarten das Geheimnis aus unterschiedlicher Quelle entspringt. Seitdem Christus, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, die Leidtragenden selig gepriesen und selber das größte Erdenleid getragen, gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am

Kreuze, seitdem birgt und offenbart das geheimnisvolle, rätselhafte Leid seinem Jünger eine wunderbare Gotteskraft, wird auch ihm zu einer guten Gabe, deren Wohltat auf dem Menschenauge verborgenen Wegen der Gemeine zu Nutz und Heil, wie jene Bekenntnisschrift tief und wahr andeutet, anzulegen ist. Das Kranken- und Schmerzenslager eines sich selbst verleugnenden Nachfolgers Christi wandelt sich, soll und will sich für die Hausgenossen und durch sie für die Gemeinde wandeln in eine Predigtstätte. Und welch eine! Still und gottergeben getragenes Leid — so lehret alte, wohlbewährte Erfahrung — ist meist ein wirksamerer, erbaulicherer Prediger des Evangeliums und der weltüberwindenden Gotteskraft seines Glaubens als begeistertes Reden, vielgeschäftiges Tun. Die Gemeine der Heiligen, ihre bekannten und unbekannten Glieder, bilden nach der Weisung des Apostels, weil desselben Brotes im heiligen Mahle teilhaftig geworden, einen Leib. Alle Glieder dieses Leibes sind derart zusammengefügt, daß wenn eins leidet, sie alle mitleiden; wird aber eins herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Die wunderbaren, geheimnisvollen Zusammenhänge von Leid und Freud der Einzelnen und der ganzen Gemeine entziehen sich unserem Auge; aber wir glauben daran mit der gleichen Kraft und Treue wie an die Gemeinde der Heiligen selbst. Darf ein kostbarer Erwerb langen seelsorgerlichen Lebens an dieser Stelle verlauten? Auch das weltverborgene Gebet eines leidenden Jüngers, auch sein stiller, ergebungsvoller „Wandel" in der von Gott bestimmten Fessel eines Schmerzenslagers ist keine „vergebliche Arbeit im Herrn". Sie gleicht dem in den regungslosen Teich geworfenen Stein, der leise seine Ringe bis zum nahen oder fernen Uferrand zieht. So breitet sich „Gebet und Wandel" eines leidenden Christen, wenn auch dem Blicke der Welt entzogen, „wellenatmend" über die Gemeine der Heiligen aus und zieht auf sie den Segen eines von Gott erhörten Gebetes, eines ihm wohlgefälligen, opferwilligen Wandels herab.

Genug des Allgemeinen zur Rechtfertigung des Wunsches, dessen Erfüllung mir nach ein paar Jahren ward.

II.

Aus dem Auslande wurde schwer und unheilbar leidend die achtzehnjährige Tochter eines reichen Kaufherrn ins Elternhaus heimgebracht. Mehrere Jahre zuvor hatte sich das lebensfrohe, kerngesunde Mädchen auf einem ihr zum Sommervergnügen geschenkten Esel im ausgedehnten Park des Landhauses, wie sie es gern und oft tat, allein herumgetummelt. Nach einer Weile kehrte das Grautier ohne seine junge Reiterin zum Stall zurück; man fand nach ängstlichem Suchen das Mädchen auf einem Gartenweg liegend, ohne große Schmerzen, aber nicht imstande sich zu erheben. Der Hausarzt fand keine Verletzung, gab aber doch vorsichtshalber den Rat, den Wildfang längere Zeit auf ein Ruhebett zu legen, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der störrische Esel, nachdem er die Reiterin abgeworfen, ihr mit dem Hinterbein einen bedenklichen Tritt in den Rücken gegeben haben könne. Die Kleine erholte sich bald von dem Falle; die Bewegungsfreiheit kehrte, wenn auch nicht völlig, zurück; die kurzen Sommertage waren so lockend: kurz das vierzehnjährige, gesunde Mädchen hielt das Stilliegen auf dem Streckbette nicht länger aus und auch die Eltern redeten nicht drein, als sie wieder an den Spielen der Geschwister im Freien teilnahm. Freilich nicht mehr so ungebunden wie früher. Eine gewisse Unbeholfenheit, Steifigkeit war zurückgeblieben, die zunahm, als der früh einbrechende Herbst zum Umzug in die Winterwohnung nötigte. Ängstlich und besorgt geworden, folgten die Eltern dem Rate des Arztes, die leidende Tochter der Unbill eines nordischen Winters nicht auszusetzen, sie vielmehr in einem wärmeren Himmelsstrich an und einem kräftigen Kurort ihre

Schuljahre vollenden zu lassen. Der Vater brachte sein Kind nach Wiesbaden in eine berühmte Erziehungsanstalt. Die Zeit, in der das Mädchen zur Jungfrau heranreifte, verlief besorgniseinflößend für den leidenden Zustand. Bald nach der von einem tüchtigen, gläubigen Pastor vollzogenen Konfirmation steigerte sich bedenklich die unmittelbar nach dem Fall eingetretene Unfreiheit der Bewegung, die überwunden zu sein schien, und zwar fortschreitend bis zur Lähmung des Gehwerkes. Hinzu traten, offenbar ebenfalls vom Rücken ausgehend, rasch sich wiederholende Schwindelanfälle, Ohnmachten bis zu länger anhaltender Empfindungslosigkeit und scheinbarem Stillstand der Herztätigkeit. Eines Tages verfiel die Jungfrau in völlige Gefühllosigkeit. Das Atmen hörte auf, die Glieder wurden steif und kalt, das Auge war geschlossen, die Gesichtsfarbe marmorbleich: sie schlief offenkundig den Todesschlaf. Auch der Arzt bestätigte den eingetretenen Tod, nachdem er brennenden Lack auf die Haut geträufelt, ohne daß dieselbe ein Zeichen von Empfindlichkeit gegeben. Sie hat mir später wiederholt von dem rätselhaften, unheimlichen Zustand erzählt, wie sie als scheintod aus dem Bette gehoben und im leichten Totenhemd auf harte Unterlage gebettet wurde, wie dann der Sargmacher das Maß nahm, ihre Mitschülerinnen weinend an die Leiche herantraten. Sie hörte jedes von ihnen gesprochene freundliche Wort, von der einen oder anderen auch ein unholdes. Sie erkannte die einzelnen Stimmen; aber war völlig unvermögend den furchtbaren Bann zu brechen, bis sie endlich nach langen, langen Stunden zum freudigen Schreck der Umgebung aus der Erstarrung wieder zu sich kam.

Der Vater holte sein armes, schwer leidendes Kind heim; es sollte im Elternhause fortan in dem als unheilbar erkannten Zustand reiche, sorgsame Pflege erhalten. Die berühmtesten Ärzte der Hauptstadt wurden um Rat angegangen; der durch seine staunenerregende, in den meisten Fällen erfolgreiche Be-

handlung von Verkrümmungen des Körpers, auch der Wirbelsäule, weithin anerkannte Hessing aus der Nähe von Augsburg wurde nach Petersburg geladen: alles vergeblich. So fand ich mein liebes Gemeindeglied, das ich seit Jahren nicht mehr gesehen: ein ergreifender Anblick! In dem großen, hohen Zimmer der prächtigen, nach Süden gelegenen Wohnung, dessen vier Fenster einen freien Blick nach dem herrlichen Newastrom gewährten, stand das Bett, in dem die Leidende regungslos die langen Tage und noch längeren Nächte Jahre hindurch verbrachte, eine bildschöne Jungfrau! Das marmorbleiche, fast blutleere Antlitz von schwarzen, nach hinten in reichen, glänzenden Locken herabfallenden Haaren wie eingerahmt; unter kräftig gezogenen Wimpern große, dunkle Augen, die wie aus einer anderen Welt in eine ihr fremdgewordene, fremdgebliebene Welt schauten; der Mund mit seinen bleichen Lippen meist geschlossen; alle Züge des jugendlichen Gesichtes von ergreifendem Liebreiz, ernst und doch friedevoll, schmerzbewegt und doch sogar nicht mißmutig, ungeduldig, launenhaft, vielmehr je und je das schöne Abbild einer Seele, die kaum ins Leben getreten der Welt und ihren Freuden entsagt hat und gottergeben und stille ein unendlich schweres Geschick wie eine Heldin trägt. „Meines Vaters im Himmel Wille ist: ich soll dies leiden. Wohlan denn, so will ich seinen Willen leiden.“ So lag sie, allzeit in feines, schneeweißes Linnen gehüllt, Sommer und Winter jahrelang, zwölf lange bange Jahre bis zu ihrem Heimgang auf ihrem einsamen Schmerzenslager, meine liebe, fromme Luise, in ihrem ohne Murren, ohne Klage getragenem Leide eine unvergeßlich teure Erscheinung. Ich habe sie herzlich lieb gewonnen wie nur ein Vater sein Kind; auch sie hing mit rührender, treuer Liebe an ihrem Seelsorger und trug bei, sein nicht leichtes Amt zu einem köstlichen zu gestalten.

Luise litt noch mehr, dazu in jungen sonnigen Lebens-

jahren, als meine heimgegangene mütterliche Freundin. Ihr Leiden war rätselhafter, qualvoller. Tag und Nacht mußte eine Pflegerin an ihrem Bette Wache halten; keine fünf Minuten durfte sie unbeobachtet bleiben. Auf dem Tischchen am Bett stand fortwährend eine kleine Flasche mit stärkstem englischem Riechsalz. Zwei-, dreimal stündlich sank die Leidende mitten im Zwiegespräch lautlos zurück in die Kissen. Dann galt es rasch den Stöpsel von der Flasche zu entfernen und das Riechsalz der Ohnmächtigen unter die Nase zu halten, bis sie aus der Betäubung, ebenfalls lautlos, wieder zu sich kam. Ein paarmal hatte ich in der Eile ungeschickt das Salz meinem Riechorgan etwas nahe gebracht und bekam die Wirkung alsbald zu spüren; die Augen gingen mir über. Bei ihr der Leidenden dauerte es oft zwei, drei Minuten, bis dieses stärkste Reizmittel sie ins Bewußtsein zurückrief. Der Faden der Unterhaltung war ihr während der Bewußtlosigkeit nicht abgerissen oder entschwunden. Ich konnte den unterbrochenen Satz unmittelbar nach der Erholung fortsetzen; es fehlte ihr nichts am Verständnis. Um ihr während der Nacht ein paar ruhige, schmerzensfreie Stunden zu verschaffen, erhielt meine arme Leidende von Zeit zu Zeit, fast täglich Chloroform-Einspritzungen; an beiden Armen war kaum mehr eine heile Stelle, die nadelspitze Glasröhre mit dem giftigen Betäubungsmittel unter die Haut zu bringen. Und dabei war die Kranke regen, teilnehmenden Geistes und so dankbar für jedes Wort der Erbauung, für jede Mitteilung aus der Gemeinde, aus dem Leben!

Der einzige unbesetzte Abend der Woche gehörte regelmäßig meiner lieben Leidenden. Die Predigt des vergangnen Sonntags bildete den Hauptgegenstand der Unterhaltung; wenn auch abwesend, nahm die schwergeprüfte Kranke im Geist und im Gebet an dem Gottesdienst der Gemeinde teil. Das Glockengeläute der Kirche drang vernehmbar an ihre einsame Leidens-

stätte; der regelmäßig am ersten Adventssonntag zur Verteilung gelangte Kirchenzettel gab nicht nur die von dem Pastor für jeden Sonntag des kommenden Kirchenjahrs bestimmten Predigttexte, sondern auch die von der Gemeinde zu singenden Kirchenlieder an. Um halb elf Uhr wie drüben in der heimischen Kirche wurde zunächst von meiner jugendlichen Kreuzträgerin und ihrer Pflegerin das angegebene Gesangbuchlied gelesen, darauf mit frommem sinnendem Auge der bestimmte Schriftabschnitt, aus ihm den Labetrunk der Erbauung zu schöpfen, getröstet in dem Bewußtsein von der Nähe des Herrn, der zugegen ist, wo auch nur zwei oder drei in seinem Namen sich versammeln. Das Predigtwort war der Leidenden nicht fremd. Im Feuer der Trübsal früh gereift war das schriftkundige Auge für den heiligen Tiefgehalt des Evangeliums viel geschärfter als das der meisten lebensfrohen Altersgenossen; aber doch bat sie den Diener am Worte an gar mancher schwierigen, dunklen Stelle um Aufklärung und sehnte sich im innigen Zusammenleben mit ihrer Gemeinde nach der ihr am Tage des Herrn in der Kirche gebotenen erbaulichen Auslegung. Sie war so froh und dankbar, wenn der Pastor das gute Wort Gottes ihr dann noch insbesondere in das leidende und doch zur Ruhe in Gott gelangte Herz legte. Häufig und mit Vorliebe des Pastors und auch der Gemeinde wurden größere Schriftstücke in einer Reihe von Predigten behandelt. So auch einmal wieder in jenen Jahren die Auferweckung des Lazarus, für meine liebe Luise eine unerschöpfliche Trostquelle in ihrem Leide. Wie mußte da jedes Wort in warme Beziehung zu ihrer Heimsuchung gerückt werden; wie begehrte sie mehr und mehr zu hören, daß Krankheit und Leid bei denen, die Jesus lieb hat, dienen will und soll zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehrt werde. Solch ein Wort bleibt dem Weltkinde ein unbegreifliches Geheimnis; aber mit welch inniger Tröstung riß die in langer schwerer Krankheit gereifte Jüngerin das große, heilige Wort

des Sohnes Gottes an sich, bis sie Amen dazu sagen konnte: „mein Herr und mein Gott, hier bin ich, laß mein Leiden dienen zu deiner Ehre.“ Ihr zu lieb habe ich die sieben Betrachtungen über die Auferweckung nachträglich niedergeschrieben und das Büchlein ihr gewidmet.

Selbstverständlich, daß sich unsere Unterhaltung, das trauliche Geplauder wie zwischen Vater und Tochter nicht auf das Wort Gottes beschränkte. Meine liebe Leidende nahm regen Anteil an allem, was der Pastor aus seinem reichen Seelsorgerleben, von den Vorgängen in der Gemeinde erzählte. Da war keine Sammlung, zu der sie nicht ihr Scherflein beisteuerte; da verlautete von keinem Notstand in der Gemeinde, an dessen Linderung sie sich nicht beteiligte. Sie hatte ihren kleinen Kreis Hausarme, für deren Kinder zumal sie treulich sorgte; nicht nur mit Geldgaben, sondern, soweit nur die Hände gestatteten, mit kleinen, selbst gefertigten Näharbeiten. Ganz besonders gern hörte sie von Leidensgefährten, und wollte wissen, wie sie ihre Heimsuchungen ertrügen. So hatte sie erfahren, daß in Heidelberg an ähnlichem schwerem Leiden die Tochter des (damaligen) Vorsitzenden des preußischen Oberkirchenrats seit Jahren an das Schmerzenslager gefesselt sei, still und gottergeben ihr Kreuz trage, ja selbst in aller Trübsal ihrem Herrn und Heiland „Lieder singe“. Sie ruhte nicht, bis sie mit der fernen Leidensgefährtin in brieflichen Verkehr getreten. Die zitternde Hand, die nicht mehr mit Tinte und Feder umgehen konnte, schrieb mit dem Stift „unbekannt und doch bekannt“ an die Genossin der Leiden, aber auch der Tröstung in Christo, und erhielt Antwort und auch die Lieder der wie sie von Gott Heimgesuchten. Der Pastor mußte berichten, was er von ähnlichen Leidenden wußte. Keine Erzählung machte einen tieferen Eindruck, hatte er öfter zu wiederholen, als die ihm einst aus reichem Seelsorgerleben sein Freund Bonnet, Pfarrer der französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt am Main,

mitgeteilt. Sie ist wohl wert, nicht dem Vergessen anheim zu fallen. Darum sei sie auch in Erinnerung, wie sie meiner lieben Luise wohlgetan, an dieser Stelle von vielleicht dem Letzten, der um sie weiß, erzählt.

„Vor nun etwa achtzig Jahren kamen zwei Schwestern, die achtzehn- und sechzehnjährigen Töchter eines reichen, hochangesehenen schottischen Edelmannes, nach Frankfurt, um ihre letzte Ausbildung in Deutschland zu erhalten. Für ein Jahr war der Aufenthalt in der Fremde, fern den Eltern, angesetzt. Die Zeit verstrich rasch; aus Edinburg trafen Briefe ein, daß Vater und Mutter sich entschlossen, ihre beiden einzigen Kinder in Deutschland abzuholen und mit ihnen vor der Heimkehr eine längere Reise durch Italien und die Schweiz zu machen. Je näher der Tag der Ankunft kam, desto ungeduldiger wurden die zwei Schwestern. Sie hatten zusammen mit ihrer Gesellschafterin eine größere Wohnung inne; alle Räume waren zum feierlichen Empfang der heißgeliebten Eltern festlich geschmückt. Nun mußte das Schiff, mit dem die Meerfahrt von Leith, der schottischen Hafenstadt, angetreten war, nach ihrer Berechnung in Hamburg eingelaufen sein; nun konnten die Eltern auch mit der Schnellpost in Frankfurt anlangen. Aber sie trafen nicht ein, auch nicht am zweiten und dritten Tag. Die anfängliche Enttäuschung machte steigender Besorgnis Platz; in jenen Tagen konnte weder Eisenbahn noch Drahtnachricht aufkommende Unruhe bannen. Endlich nach Ablauf einer langen, bangen Woche lief aus Hamburg die Meldung ein, daß das von den Eltern benutzte Schiff während eines heftigen Sturmes an der englischen Küste mit Mann und Maus untergegangen sei. Die unerwartete, erschütternde Nachricht wirkte auf die Schwestern verschieden. Die jüngere verfiel in Lach- und Weinkrämpfe und war wie außer sich; mehrere

rasch herbeigerufene Ärzte hatten stundenlang zu tun, die Unglückliche wieder zu sich zu bringen. Die ältere Schwester war lautlos, tränenlos zusammengebrochen; man hob sie auf eine Lagerstätte; da lag sie in vollem Bewußtsein, mit offnen Augen, aber ohne sich bewegen zu können. Die Ärzte entdeckten mit Schrecken, daß durch den furchtbaren Schmerz eine Lähmung eingetreten; die Ärmste konnte fernerhin nicht mehr stehen noch sitzen; sie war voraussichtlich bis zu ihrem nahen oder fernen Lebensende an ein einsames Schmerzenslager gefesselt. Die jüngere Schwester erholte sich bald. Nach ein paar Monaten kehrte sie nach Schottland zurück, das reiche Erbe anzutreten und auf dem alten prächtigen Familiensitz zu hausen. Nicht lange allein. Der Freier waren viele; sie trat in eine glückliche Ehe. Die ältere Schwester war in Frankfurt zurückgeblieben; ihr beklagenswerter, hilfloser Zustand gestattete keinen Ortswechsel. Nach kurzer Zeit wünschte sie nicht einmal einen solchen mehr. Die alte Heimat war ihr nach dem Verlust der Eltern, an denen sie mit warmer Kindesliebe gehangen, öde, vergällt; dazu kam, daß sie in ihrem einsamen Leid einen Seelsorger an Bonnet gefunden, wie ihr tiefes, frommes Gemüt ihn bedurfte. Mein Freund war der schwergeprüften Dulderin bald von Herzen zugetan; er verstand wie wenige Genossen des köstlichen Amtes, lässige Hände und vor Schmerzen müde Kniee aufzurichten und mühselige und beladene Seelen mild, tröstend zu dem zu geleiten, der sie alle zu erquicken verheißen.

Zehn Jahre solch treuen Verkehrs eines evangelischen Seelsorgers mit einer in schwerem Leid gereiften Jüngerin waren vergangen. Am Jahrestag des furchtbaren Ereignisses richtete Bonnet an die noch immer an ihr Schmerzenslager gefesselte fromme Dulderin die Frage: „liebe Mary, eine törichte Frage, weil sie von Unmöglichem ausgeht! Wenn heute der allmächtige Vater vor Sie hinträte, bereit, die damalige Heim-

suchung ungeschehen zu machen, dabei aber ihnen die auf dem Schmerzenslager in all der langen Zeit gemachten Erfahrungen unangetastet ließe und nun in Ihre Wahl den Lebensweg stellte, den sie voraussichtlich als Lieblingstochter eines reichen gefeierten Weltmannes eingeschlagen oder den er Sie in langer, heißer Trübsal geführt, wie würde Ihre Entscheidung ausfallen?" Die Leidende sah den väterlichen Freund eine Weile schweigend an, bis sie ins volle Verständnis der Frage gedrungen. Eine Träne trat in ihr tiefes, schönes Auge; sie reichte dem Seelsorger die magere, bleiche Hand und sagte: „lieber Herr Pfarrer, Sie wissen und waren Zeuge, wie lange und schwer mit Gott hadernd ich gerungen, das mir auferlegte Kreuz zu tragen und auf dem gewiesenen großen Leidensweg meinem Herrn Christus zu folgen. Sie gingen mir zur Seite — ich habe es Ihnen zeitlebens zu danken — und halfen und halfen immer weiter, mein trotzig und verzagtes Herz stille zu machen zu Gott. Und nun kann ich von ganzem Herzen sagen: Vater, dein Wille geschehe; ich will den Weg einschlagen, den Du mich geführet." Als die Leidende bemerkte, daß ihr Pastor über die Antwort doch etwas stutzig ward, fuhr sie fort: „Herr Pfarrer, auch mein lang getragnes Leid schützt mich vor der Mutmaßung, mit solchem Bekenntnis nicht meine tiefste, innerste Überzeugung gesagt zu haben. Wäre jene Heimsuchung nicht geschehen, dann würde ich voraussichtlich unter den glücklichsten äußeren Verhältnissen ein heiteres, sorgenloses Leben in der Welt geführt haben, von ihr voll befriedigt und der Gefahr preisgegeben, das Heimweh, Gott zu schauen, einzubüßen. Nun aber auf dem mir von der Liebe Gottes, der dennoch über den Seinen nur Friedensgedanken hat, gewiesenen Leidensweg bin ich — Sie wissen nach wie langem Ringen und auch Widerstreben — zu dem Siege gedrungen, daß ich, wie Sie mich gelehret, meinen einigen Trost im Leben und Sterben darin gefunden habe, meinem Herrn Christus zu eigen zu sein.

Ich habe in den langen, schmerzensreichen und entsagungsvollen zehn Jahren erfahren, im Grund meiner Seele erlebt und weiß es nun mit unerschütterlicher Gewißheit, daß dem Worte meines Heilandes, seiner Gnade eine Gotteskraft innewohnet, in der wir alles vermögen, auch das schwerste Kreuz auf uns nehmen und willig, ja freudig in seiner beseligenden Nachfolge tragen können. Das ist aber ein so wunderherrliches Wissen, daß man selbst die schwerste Leidensschule, in der uns der Meister darin unterwiesen, segnet und den Vater im Himmel lobet, uns in diese Schule und ihre Trübsalshitze geführt zu haben."

Auch von dem einsamen Schmerzenslager meiner lieben Luise ging eine im ganzen Hause spürbare Weihe aus. Ihre Leidensstätte war abgelegen von den Gesellschaftszimmern und ihrem reichbewegten, weltlichen Geräusch. Von den vielen Gästen, die da aus- und eingingen, hatte niemand Zutritt in den stillen, friedevollen Raum; die wenigsten wußten überhaupt, daß und welch ein Leid am Ende der langen Zimmerreihe gottergeben getragen wurde. Hätten sie darum gewußt, wären die weltfrohen Leute solch schwerer Heimsuchung eines jungen, schönen Lebens gegenüber verlegen gewesen, der Leidenden ein Trostwort zu sagen. Und auch sie selbst, die fromme Dulderin, hatte nicht Lust, die leichten, sorglosen Gesellschaftsmenschen zu sehen, sich von ihnen mit schalen, inhaltleeren Worten, billig wie Brombeeren, bedauern zu lassen. Ihr war in der ungestörten Zurückgezogenheit wohl. In dem großen, sonnigen Zimmer lag für sie der warme Sonnenschein aus einer andren Welt; in seinem Lichte schaute sie auch in dem dunklen Tale, durch das ihr Lebens- und Leidensweg führte, die heilige Gestalt ihres guten Hirten, der selbst mit seinem Stecken und Stab die Seinen noch zu trösten weiß. Von der Familie und den Hausinsassen sah ich am häufigsten den Vater bei

dieser seiner leidenden Lieblingstochter und bemerkte zugleich an ihm auffällig die Weihe und heiligende Kraft gottseligen „Wandels“ einer an das Schmerzenslager gefesselten Jüngerin des Herrn, stark und mächtig wie die stille Wirkung der Frühlingssonne auf winterliche Erde. Der reiche Kaufherr stand der Kirche und Gemeinde kühl gegenüber, ein sorgenfreies Weltkind, das in seinem behaglichen Leben und Treiben unbehelligt und ungestört bleiben will. Und nun sah er an seinem lieben Kind und wie es das unheimliche Leid gottergeben zu tragen lernte, die ihm bis dahin in seiner Umgebung und auch an sich selbst fremdgebliebene Kraft der göttlichen Wahrheit des Evangeliums. Er bewunderte staunend sein Schmerzenskind, sein Herzenskind. Er wurde wohlwollend zu denen, die seiner Tochter wohlwollten; er wurde im Laufe der Zeit auch wohlgesinnt dem, was seinem lieben Kind die ihm unbegreifliche Heldenkraft des Ertragens eines ihm unerträglich denkenden Leides verlieh. Er hatte diese Kraft täglich unter den Augen. Rührend war zu sehen, wie er aus seinen reichen Mitteln Tausende und Tausende dahingab, die schwere Last seiner Tochter durch alle Kunst der Ärzte und ihre kostspieligen Versuche in etwas zu erleichtern. Er freute sich der Besuche des Seelsorgers, weil er sah, daß sie seiner lieben Luise wohl taten. Manches Mal habe ich den herzensguten Vater mit der fast geflissentlich hervorgekehrteu rauhen Außenseite scherzend als einen Juwel bezeichnet, aber einen noch ungeschliffenen.

So waren ein paar Jahre für meine Leidende daheim verstrichen. Da trat aus dem Wunsch, ihr nun doch, koste es, was es wolle, eine kleine Erleichterung zu verschaffen, eine Änderung ein. Dem Vater erschien es fast grausam, wenn er in den kurzen Sommermonaten mit seiner Familie draußen im schönen Landhaus am Meeresstrand wohnte, die Lieblingstochter in das einsame Krankenzimmer der leeren Wohnung

gefesselt zu wissen, den ganzen Tag der heißen Sonne und dem Lärm von den löschenden und ladenden Schiffen preisgegeben. Und dann der endlos lange Herbst und Winter bis in den Mai hinein, während dem durch die verkitteten Doppelfenster kein frischer, freier Luftzug an die Kranke gelangte. So wurde denn mit Gutheißen des Arztes beschlossen, die Tochter mit der treuen Pflegerin in die alte, deutsche Heimat zu schicken. Es war eine schwere und auch recht kostspielige Fahrt in einem Sonderwagen, irre ich nicht, außer dem Vater auch in Begleitung eines eignen Arztes Die ersten paar Jahre verbrachte die Kranke in dem vornehmsten, prächtig am Elbufer gelegenen Gasthaus Dresdens; dann wurde sie nach Wiesbaden übergesiedelt, wo sie in dem altberühmten Gasthaus unmittelbar am Kochbrunnen eine Wohnung bezog. Der Vater, der sich fast völlig aus dem Geschäft zurückgezogen, besuchte mehrmals im Jahre wochenlang an beiden Orten seine Tochter. Ab und zu traf von meiner lieben, leidenden Luise ein mühsam mit dem Stift geschriebener, immer herzlich willkommen geheißener Brief im fernen Pastorat an der Newa ein: es war gar köstlich, immer und immer wieder ihm zu entnehmen, daß die heimgesuchte Kreuzträgerin unentwegt in der Nachfolge ihres lieben Herrn „wandelte". Zwei Mal war es mir möglich, die jugendliche Freundin in Dresden und auch in Wiesbaden zu besuchen. Ich fand sie unverändert in dem alten Leid an das Schmerzenslager gefesselt, wenn auch die unheimlichen, entsetzlich häufigen Ohnmachten nur noch in Zwischenräumen von ein, zwei Stunden sich wiederholten. Ich traf aber auch meine liebe Leidende jedesmal in dem friedevollen Gemütszustand eines begnadeten Kindes Gottes, das still, ohne eine leiseste Klage sein Kreuz trug von einem Jahr ins andre, nun wohl schon vierzehn Jahre lang, weltabgeschieden und doch nicht in ihrer Seele und auch in ihrem Wohltun weltflüchtig. Der Vater hatte ihr reiche Mittel

des Wohltuns zur Verfügung gestellt. Als ich sie das letzte Mal in dem großen Wiesbadener Gasthaus aufsuchte, sah ich sie zwar im Bette liegend, aber doch trotz solch unbequemer Lage mit einer Näharbeit für eins ihren armen kleinen Kinder beschäftigt. Die Pflegerin erzählte mir, daß sie allmählich die Sorge für 23 Kinder übernommen. Das Jahr zuvor habe sie im großen Krankenzimmer einen Weihnachtsbaum herrichten müssen, unter dem die reichlichen Gaben für die Kinderschar ausgebreitet lagen, alle die nützlichen Gaben in sinniger und wohlüberlegter Weise von der Leidenden ausgewählt. Am Christabend dann, als der Baum brannte, wurden die 23 kleinen Pfleglinge mit ihren Müttern in das Krankenzimmer geführt. Da haben sie der lieben, so leidenden Wohltäterin Weihnachtslieder gesungen, ihr am Bette Weihnachtssprüche aufgesagt und mit inniger, neidloser Freude hat die Gefesselte teilgenommen an dem von ihr bereiteten jubelnden Glück der kleinen Trabanten.

Nicht lange nach diesem letzten Besuch rief der Herr über Leben und Tod die fromme Dulderin heim. Sie hatte gebeten, ihrem Seelsorger als letzten Gruß ein goldenes Medaillon zu senden, auf dessen einen Innenseite das starkverkleinerte Lichtbild der nun von allem Erdenleid erlösten Dulderin angebracht ist, während die andre Seite eine schwarze Haarlocke birgt, die man auf ihren Wunsch von dem entseelten Haupte abgeschnitten. Seit nun fast einem Vierteljahrhundert hängt das teure Andenken als einziger Schmuck an der Taschenuhr. Ein größeres Lichtbild der Heimgegangenen in sprechender Ähnlichkeit des schönen Antlitzes steht auf dem Schreibtisch unter dem Psalmwort, beide wertvolle Andenken zur ständigen Erinnerung an zwei christliche Leidensstätten, von denen auch in das köstliche Amt eines evangelischen Seelsorgers unvergeßliche, dankenswerte Weihe gedrungen ist.





In'n Himmel hinein.

Von Elisabeth Freiin von le Fort.

Durch die große Tür des Krankensaales auf der Frauenstation bringen sie auf einer Bahre eine neue Kranke.

In einigen Betten heben sich die Köpfe, und verschiedene neugierige Augenpaare blicken nach dem Ankömmling.

„Hier," sagt Schwester Margarete, eine große stattliche Erscheinung mit einem frischen freundlichen Gesicht, und sie weist die Träger nach dem leeren Bett, das erst am Abend vorher frei geworden ist, wo dieselben ihre Last niedersetzen.

Dann wird die Kranke ausgezogen. Es ist ein älteres Mädchen, auf deren verblühtem Gesicht ein traurig-schmerzlicher, ein wenig bitterer Ausdruck liegt.

Die Schwester fragt, was ihr fehle.

„Stiche — hier — und Kopfschmerzen — so sehr — und dabei friert mich."

Es wird ihr eine Eisblase auf den Kopf und eine Wärmflasche an die Füße gelegt, und die kleine schlanke Pflegerin Emma mit dem weichen sanften Kindergesicht sagt dabei einige freundliche Worte zu ihr.

„Nun sollen Sie auch gleich eine Überschrift bekommen,"



und sie nimmt die leere schwarze Tafel herunter, „wollen Sie schreiben, Erna?“

„Ja, liebe Pflegerin Emma,“ ruft ein junges Mädchen, und die Pflegerin bringt ihr Kreide und Schablone ans Bett.

„Hier haben Sie gleich zwei Tafeln, die Frau von gestern Abend hat auch noch kein Schild.“

„Nun, liebes Fräulein, wie heißen Sie denn?“ fragt die Kleine mit den beiden blonden Zöpfen die neue Nachbarin.

„Klara Hackert.“

„Und wie alt sind Sie, wenn man fragen darf?“

„Fünfunddreißig Jahre.“

„Und doch evangelisch?“

„Lutherisch.“

„Ja, das nennt man hier evangelisch. — So, nun Sie, neue Frau dort drüben, wie heißen Sie denn?“

„Frau Weine,“ antwortet die schmalwangige Frau mit dem blassen leidenden Gesicht.

„Schön, aber jeweint wird hier nich, Frau Weine, hier wird nur jelacht,“ ruft ihr die lustige Kleine zu, „das merken Sie sich auch jleich, Fräulein Klärchen,“ fährt sie zu der andern gewandt fort.

Aber die antwortet nicht, und während Erna das Verhör fortsetzt, liegt sie still und regungslos da. Nicht einmal nach ihren Nachbarinnen sieht sie sich um.

Nachher kommt der Doktor, ein junger Mann, mit schwarzem Spitzbart und sehr dunklen forschenden Augen. Er setzt das Hörrohr an, Klara wird befühlt und beklopft, aber die Hände des Arztes sind sehr weich und sehr klein, wie Frauenhände.

Dann macht ihr Schwester Margarete einen Umschlag um Brust und Rücken.

Und wieder kurze Zeit darauf erscheint eine andere Schwester, eine jener alten, deren gebeugtem Rücken man es

ansieht, daß sie fast ein ganzes Menschenleben im Dienst der Nächstenliebe hinter sich haben. „Die Bureauschwester," flüstert die kleine Erna der Neuen zu, und die wird noch einmal abgefragt: Name, Geburtstag, Geburtsort. „Wöbbelin in Mecklenburg."

„Mekelnborg," sagt Klara.

„Sind Sie schon lange in Berlin?"

„Zwei Monate."

„Stand? Sie waren in Stellung?"

„Bei Herrn Rittmeister von Bülow."

So, nun hat das Fragen ein Ende, nun hat sie endlich Ruhe. Die kleine Erna möchte noch eine Unterhaltung anfangen.

„'Ne feine Stelle, was?" fragt sie. Aber als Klara nur müde mit dem Kopf nickt, läßt sie sie in Ruhe, und setzt das Gespräch mit ihrem Gegenüber, einer älteren Person, deren törichtes regelmäßiges Gesicht einst hübsch gewesen sein muß, fort.

„Eine feine Stelle, sagen Sie, Erna," erwidert diese in ihrer feierlichen Sprechart, „ja, eine Stelle, so wie die meinen waren. Sie müssen nämlich wissen, ich bin unter Fürsten un Jrafen un Königliche Kommerzienräte jewesen."

„Wie hieß denn der letzte Fürst, Fräulein Amanda?" ruft's von drüben her.

„Ach, was wollen Sie fragen, Lotte? Sie kennen diese Leute ja doch nich, zuletzt war ich bei einem Pulverrat in Spandau."

„Noch lange keen Fürst," meint Lotte schnippisch, „aber doch 'n schöner Titel."

Und die Unterhaltung spinnt sich weiter. Aus den verschiedenen Ecken tönen die Stimmen, dazwischen hier und da lautes Lachen, wenn eine einen recht guten Witz gemacht hat, und das übertönt das Stöhnen einer schwer leidenden Frau, und stört auch nicht den Schlaf der Müden, die an den Lärm gewöhnt sind.

Aber Klara kann nicht schlafen. In ihrem Kopf klopft es, und die Gedanken wandern, — wandern — wandern. —

Hierhin und dorthin, bis zurück in das Heimatdörfchen in der Heide, und dann in die kleine Residenzstadt Ludwigslust, in der sie fast ihre ganze Jugendzeit verbracht hat, und weiter, in das Treiben der Großstadt, in die elegante Wohnung in der Brückenallee, dann wieder zurück in das gemütliche Haus aus roten Backstein in Ludwigslust. Aber immer hier wie dort ist einer bei ihr: ein kleiner blonder braunäugiger Knabe — das Kind ihrer Herrschaft.

Wie hatte sie an ihm gehangen, an diesem Kind! Er war ihr Alles gewesen, der einzige Mensch, den Klara Hackert geliebt, seit sie Eltern und Geschwister verloren, seit sie ihren Jugendtraum begraben hatte, ihr Alles, an dem das einsame, vom Leben ein wenig hart und bitter gewordene Herz wieder aufgewacht war zur Freude und zur Freundlichkeit. Er hatte noch in der Wiege gelegen, als sie in das Haus des Rittmeisters kam, nur zur Aushilfe in der Verlegenheit, hatte die elegante junge Frau damals das ungeschickte Landmädchen, das bisher nur bei kleinen Leuten gedient hatte, und so gar nicht in einen herrschaftlichen Haushalt zu passen schien, genommen. Aber sie war länger geblieben, als zuerst ausgemacht war, und sie hatte sich mehr und mehr eingelebt und in den neuen Verhältnissen zurecht gefunden. Sie war fleißig, strebsam und zuverlässig, und diese Eigenschaften ersetzten doch alles was ihrem äußeren Menschen an Manieren und Schliff fehlte. Sie war geblieben, schließlich ein Jahr und noch ein Jahr, bis man nicht mehr daran dachte, daß sie wieder fortgehen könnte. So hatte sie den kleinen Bertold aufwachsen sehen.

Und auch er hatte an ihr gehangen, viel mehr als an der Pariser Bonne, deren Pflege er und sein Schwesterchen, das ein paar Jahre später zur Welt kam, anvertraut waren.

Er mochte die schnelle Sprache der Französin nicht, und vor ihrer lebhaften Art zog er sich im Gefühl der Abneigung zurück. Das Fremde an ihr war ihm unsympathisch, auch als er noch gar nicht wußte, daß sie der Nation des Erzfeindes entstammte.

Auf den Spaziergängen ging sie ihm auch viel zu langsam mit der kleinen Schwester und blieb immer vorn am Schweizerhaus im Schloßgarten, wohin die andern Kinderfrauen und Bonnen kamen. Er mochte nicht die vielen Kinderwagen und die vielen kleinen Mädchen, die da spielten. Und dann bettelte er immer: „Geh' du mit mir, bitte, geh' du mit mir, Klaring." „Klaring" nannte er sie, weil er wußte, daß sie das gerne hörte. So hatte ihre Mutter gesagt, und später auch — der andere, ihr Schatz, der ihr untreu wurde, und den sie solange doch nicht hatte vergessen können.

Und so gingen sie manchmal zusammen, wenn es die gnädige Frau erlaubte: weit aus dem Schloßgarten in den Wald, und dann hinaus aufs Feld und vorüber am Rennplatz, wo der Herr Rittmeister seine Pferde tummelte, denn er besaß einen großen Rennstall, und die Ausübung dieses Sportes kostete ihm viel Zeit und Geld. Er mußte auch viele Reisen deswegen machen, auf denen ihn seine schöne junge Frau meist begleitete. So waren die Kinder oft den Leuten überlassen.

„Wenn du groß büst, wirst du auch so viele Pferde haben," sagte Klara, „un wirst den ganzen Tag reiten."

Er schüttelte den Kopf. „Eins, Klaring, wo ich drauf reiten kann, aber nicht so viele wie Papa, einen Ponny krieg' ich wenn ich zehn Jahre alt bin, und da freu ich mich d'rauf, aber ich will nich den ganzen Tag reiten, ich will so viel tun, Klaring, so viel, wenn ich groß bin."

„Was denn, mein lütt' Jung?"

„O, ich weiß noch nich so, Klaring, das muß ich erst lernen. Wenn ich erst lesen kann. . . . ."

Auf den Spaziergängen mußte Klara dem Kleinen immer Lieder aufsagen, denn nichts liebte er so. Sie wußte eine Menge Gesangbuchverse, und einige Volkslieder, und so kramte sie ihren ganzen Schatz vor ihm aus.

Als er zur Schule kam, lernte er sehr schnell lesen, und nun war er es, der ihr vorlas: Gedichte, immer Gedichte. Meist wählte er die aus, die recht schwungvoll waren, und von viel Kanonendonner und Kriegsgeschrei handelten, und er las sie so oft, bis er nicht mehr an den langen schweren Worten stolperte.

Nun erfuhr er auch, daß die Franzosen unser Erzfeind sind, und er ging jetzt noch weniger gern mit Mademoiselle und mit Schwesterchen-Baby, die noch so klein und dumm war.

Es klang so rührend, wenn sich die feine Kinderstimme bemühte, einen recht pathetischen Ton anzuschlagen.

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen. . .“ und „Vater, ich rufe dich, brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze. . .“

Klara ließ ihr Strickzeug wohl sinken und lauschte andächtig, und sie waren beide so eifrig, obgleich sie beide manche Worte gar nicht verstanden.

„Nee, wer sich das Allens ausgedacht hat!“ sagte Klara wohl bewundernd.

„Das weiß ich, er hieß Theodor Körner,“ erwiderte der Kleine „und er ist im Krieg totgeschossen worden.“

„O, das war der!“ Klara wurde ganz lebhaft „mein lütt Jung, das ist wol derselbigte Theodor Körner, der in Wöbbelin begraben liegt. Nee, so'n Mann!“

Und dann erzählte sie dem Kleinen, daß immer viele Fremde kämen, um das Grab von diesem Körner zu sehen, und daß ein alter Mann alles erklärte, und auch das Körnermuseum zeigte.

Des Kleinen Augen leuchteten. „Klaring, da muß ich

hin.“ Und sie war mit ihm hingewandert, auf der Schweriner Chaussee durch die Heide, bis zu dem Dörfchen Wöbbelin.

Sie hatten unter der großen Eiche gestanden, und der kleine Bertold hatte der langsamen Rede des alten Mannes gespannt zugehört, und es war ihm ganz feierlich zumute geworden, als der Alte sagte: „Und dieser Zweig von der Eiche, der ist nun gerade wie ein Engel, der seinen Flügel über das Grab ausbreitet.“

Und in der kleinen Halle hatten sie gestanden, wo all die Kränze hingen, und die vielen Bilder und Erinnerungen an Körner. Auch von seinen Sachen war noch so mancherlei da, unter anderem seine Stiefel, die eigentümlich neu und blank aussahen, weil der Dorfschuster sie vor einigen Jahren, als er das auseinanderfallende Leder zusammenhalten sollte, frisch besohlt und nach Möglichkeit neu hergerichtet hatte.

Zum Schluß schenkte der Alte dem aufmerksamen Kinde eine Eichel vom Körnergrabe und sagte: „Tu' die in dein Portemonnaie, und du wirst nie ein leeres Portemonnaie haben.“ Und dazu lachte er über sein ganzes freundliches Gesicht.

Auf dem Rückwege durch die Dorfstraße hatte Bertold viel zu sprechen und zu erzählen gehabt. Und Klara hatte zugehört, nur als sie an dem einen alten rohrgedeckten Haus mit dem hohen Tor vorbeikamen, sagte sie: „Da haben meine Eltern gewohnt, und da drüben“ — sie wies auf ein kleines neueres Haus — „da war ein Jung' wie du, mit dem ich gespielt hab'.“

„Wo ist der Jung jetzt?“

„Er is in die Welt gezogen.“

„Hattest du ihn gern?“

Eine Pause, dann sagt sie kurz: „Damals ja, als er noch solch'n Jung' war, nachher is er 'n slechten Kerl geworden.“

„Und er kommt nicht wieder?"

„Nee."

„Wenn du ihn jetzt nicht mehr magst, dann schadet es ja nicht."

„Nee, wenn er jetzt käme, da würd' ich ausspucken vor ihm."

Aber sie sah sich noch einmal um nach dem Fliederbusch, unter dem Jochen sie einst geküßt hatte.

Dann wurde sie still. Und Bertold wurde auch still, wie gewöhnlich, wenn er erst sehr lebhaft gewesen war. Und sie blickten beide über die Heide, auf der einzelne große gelbe Büsche weithin leuchteten, „Brim" nannte Klara sie, aber Bertold sagte, sie hießen „Ginster".

Und weiter sahen sie nach den fernen rosa Wölkchen am Abendhimmel. Und der Kleine sagte langsam: „Nun ist er da oben und singt weiter."

„Wer?"

„Theodor Körner."

„Singt man da auch, mein lütt Jung?"

„Und viel viel schöner," sagte Bertold, und seine Augen strahlten. Und dann fuhr er fort: „Jetzt weiß ich, was ich werden will, ich will ein Dichter werden, Klaring."

Sie waren oft diesen Weg gegangen seitdem, wenn der Ginster leuchtete, oder die Heide blühte, oder die schwere Sommerhitze über den Landen lag. Und Klara hatte des Kindes Geplauder mit angehört, und immer nur an der Ecke hatte sie sich noch einmal umgeschaut nach dem Fliederbusch, unter dessen schützenden Zweigen jetzt am späten Abend ein anderer Bursche ein anderes Mädchen küssen würde.

Einmal hatten sie auch einen Kranz für Körner gebracht, der Kleine hatte sich das ausgedacht. Lange hatten sie damals überlegt, Klara riet zu einem dauerhaften Kranz aus Samtblumen und schwarzen Perlen, aber Bertold schüttelte den Kopf.

„Pfui, das ist häßlich, das gefällt mir nicht, und Theodor Körner wird das auch nicht gefallen, wenn er vom Himmel heruntersieht. Nein, wir wollen einen Kranz machen aus dem goldenen Ginster, Klaring.“ Und so war es geschehen. Bertold hatte die Zweige herbeigetragen, und Klara hatte den Kranz geflochten, den sie dann voll Stolz auf das Grab des Dichters legten

Manchmal, wenn sie auf dem Heimweg in die untergehende Sonne sahen, oder wenn sie am Wegesrand lauschten, wie der Wind in der Kiefernschonung rauschte, oder wenn sie heimkehrend all die vielen roten Lichter am Bahnhof zu Ludwigslust begrüßten, dann sagte Bertold irgend ein kleines Verschen, keinen so wilden Schlachtengesang, sondern ein ganz stilles, liebes, träumerisches Verschen.

Und wenn Klara fragte: „Is das auch von Theodor Körner?“ dann erwiderte er: „Nein, Klaring, aber so sagt der Wind,“ oder: „Nein, das singen die kleinen Wolken da oben.“

„Er wird wahrhaftigen Gott noch'n Dichter,“ dachte Klara dann in ihrem Herzen voll Stolz.

Im Herbst wurde der Rittmeister nach Berlin versetzt. Die Herrschaften reisten zuerst allein hin, und ein Paar Wochen später kam Klara mit Bertold nach, während die Bonne mit Baby noch zu den Eltern der gnädigen Frau aufs Land geschickt wurde. Bertold aber mußte Anfang Oktober in Berlin sein, denn er sollte das Gymnasium dort besuchen.

Sie waren beide sehr still beim Abschied. Es war Klara so schwer um's Herz, als sie zum erstenmal im Leben die Heimat verlassen mußte, und sie fürchtete sich vor der großen Stadt. Und Bertolds Augen sahen auch ganz dunkel und traurig aus, als der Zug sich in Bewegung setzte.

„Nun können wir nie wieder nach Wöbbelin gehen, Klaring.“

„Nee, mein lütt Jung. In Berlin da soll ein Garten sein, in dem Löwen un Tigers sind, un lauter so'ne wilden Biesters, da gehen wir denn hin."

„Aber ob der Wind in Berlin auch so viele Lieder singt?" fragte Bertold, als das letzte ein wenig höher gelegene Haus auf der Grabower Chaussee sie grüßte, und sie hinausblickten auf die heimischen Kiefern.

Nachher gab es doch allerlei Neues zu sehen, so daß sie beide wieder ganz vergnügt wurden. Und dann sprang der Kleine immer auf den Polstern der Sitze hin und her, und dazu summte er: „Nun fahren wir leise in'n Himmel hinein, wie werden wir beide dann lustig sein,"

„Wer sagt das, Bertold?"

„Das sagt der Zug. Hör' doch, Klaring, und weißt du, es sah immer so aus, wenn die Eisenbahn fuhr, nun sieh mal jetzt hinaus, es geht gerade in den Himmel."

„Süh, was du Allens weißt! Aber im Himmel is man nich lustig, Bertold, da is man selig, sagt der Pastohr."

Unermüdlich hopste der Kleine weiter, und nun summte er:

„Wie werden wir beide dann selig sein,
Wir fahren nun leise in'n Himmel hinein."

Sechs Wochen waren sie in Berlin, und Bertold war zur Schule gegangen, nicht sehr gern, denn er war ein kleiner Einsiedler, der es nicht liebte, unter vielen anderen Kindern zu sein, und die hohen Häuser und endlosen Straßen bedrückten ihn. Doch das gestand er nur Klara, zu seinen Eltern sagte er nichts davon.

„Es ist so laut, Klaring, darum hört man nie, was der Wind singt."

Einmal nahm ihn sein Vater mit, in ein großes Haus, man nannte es das Zeughaus, da waren viele Waffen und Uniformen. Er erzählte Klara nachher viel davon, denn es hatte ihn

sehr aufgeregt, aber am Schluß meinte er doch, daß es im Körnermuseum in Wöbbelin schöner wäre.

Ende November war sein Geburtstag, und er wollte sich von seinen Eltern ein Buch wünschen, in dem alle Lieder von Theodor Körner stünden.

Sein Vater lachte dazu: „Junge, du bist eigentlich noch zu klein dafür." Aber Klara merkte es ihm an, daß er es ihm doch wohl schenken würde. Sie selbst kaufte auch ein schönes Buch, auf dessen Deckel riesige Kerls im Kampf mit Bären abgebildet waren, das sah sehr vielversprechend aus.

Aber noch lange, ehe sein Geburtstag da war, wurde Bertold krank. Er hatte es sich wohl in der Schule geholt, es herrschte so viel Diphtheritis unter den Kindern.

Klara pflegte ihn treu und unermüdlich, eine Krankenpflegerin hätte es nicht besser machen können.

Aber nach sechs bangen qualvollen Tagen, in denen sie mit der Krankheit gekämpft hatte, sagte sie sich unter Schluchzen: „Es is nix zu machen gegen uns Herrgott. Er will den lütten Jung' nu doch bis in'n Himmel fahren lassen, wie er ümmer gesungen hat, Berlin sollte nur so 'ne kleine Statschon sein. Es is ja vielleicht auch ganzen gut so für ihm, weil daß er doch man 'n klein swachen Jung' is, wer weiß, wie ihm das sonsten noch mal gegangen wär im Lebent, un wenn er erst bei's Militär war."

Sie hatte sich das alles gesagt, damals, als es so weit war, und seitdem hundertmal, wieder und wieder. Und doch konnte sie den Schmerz nicht verwinden, und ihr Herz konnte sich nicht darein ergeben, daß sich nun fern auf dem großen Kirchhof draußen ein kleiner Hügel wölbte über dem einzigen Menschen, den sie geliebt, den einzigen, der „Klaring" zu ihr gesagt hatte. —

Alles, alles ist wieder an ihr vorübergezogen in diesen Stunden, vergessen ist, daß sie selbst krank ist, daß sie sich in

den großen fremden Hospital befindet. Sie denkt nur an ihren „lütten Jung,“ und zieht ihr Taschentuch hervor, und unaufhaltsam rinnen wieder die Tränen.

Plötzlich beugt sich eine Gestalt über sie, und als sie erschrocken das Tuch von den Augen nimmt, sieht sie in das Gesicht einer jungen Frau, in ein sehr liebes und sehr weiches Gesicht, und ein Paar sanfte braune Augen, die unter einem schwarzen Spitzentuch, das die Frau ein paarmal um den Kopf geschlungen hat, hervorschauen, blicken sie freundlich an.

Und dann sagt eine Stimme mit einem Anflug von Thüringer Dialekt: „Sie weinen wohl gar, aber das müssen Sie nich duhn, haben Sie denn so viel Schmerzen?“

Klara schüttelt den Kopf.

„Nun ja, es gibt noch manch anders Leid, ich weiß wohl, aber weinen dürfen Sie nich so, da machen Sie sich ploß kränker.“ Und sie streicht tröstend und freundlich über Klaras Hand.

„Un sagen Sie, was is denn? Vielleicht kann ich Ihnen helfen?“

„Nee, nee,“ erwidert Klara, „mich kann niemand mehr helfen.“

Aber sie fühlt plötzlich ein Bedürfnis, sich mitzuteilen, und fährt fort: „Ich wein' ja um den lütten Jung, den Jung' von mein' Herrschaft, ach es war so'n süßen lütten Jung', un is nu tot.“ Sie zieht das Bild des Kleinen, das sie unter ihrem Kopfkissen hat, hervor. „Da sehen Sie.“

„Gott ja, was für ein herzig's Bübchen,“ sagt die andere, „da glaub' ich wol, daß Sie an ihm gehangen haben. Un hat schon schderben müssen. Aber weinen Sie nich so. Er is schnell herausgekommen, un denken Sie: was hat man schließlich auf der Welt? Sorge un Leid — freilich, so'n Jungchen findt wol mehr, der hat's ja wohl pesser wie unsereins,“ und sie seufzt.

„Sind Sie auch krank?“ fragt Klara.



„Ja freilich, ich hab's im Kopf, schon lange, so ein Reißen und Stechen, das kann ich niemand beschreiben. Mal is es ja'n pischen pesser, aber oft mein' ich, ich soll verrückt werden. Un denn hab' ich Angst, daß mir's geht wie meiner Mutter, denken Sie, die hat man uns geholt, als wir kleine Kinder waren, un wir haben sie nich wiedergesehen, obgleich sie erst vor drei Jahren geschdorben is. Ach Gott, wenn's mir nur nich auch so geht!"

„Sie haben auch Kinners zu Hause?"

„Nu freilich, vier Kleine, da darf ich ja gar nich dran denken, was die jetz die Mutter schon vermissen. Ach Gott, un mein Mann hat's ja auch gar zu schwer! Da kommen so viel Rechnungen, ich hab' ja nach der Kleinsten auch schon neun Wochen gelegen. Un mein Mann, der hat auch nich immer seinen regelmäßigen Verdienst. Nein, da darf ich ja gar nich dran denken!"

Und wie sie das alles erzählt, zittert auch der jungen Frau Stimme, als lauere ein Tränenstrom nur darauf, daß er hervorbrechen könnte. „Ich will mich nur auch niederlegen, ich pesuch Sie bald wieder, ich lieg ja nur zwei Petten von Ihnen. Un nu werden Sie bald pesser, Fräulein. Ja, sagen Sie, was fehlt Ihnen eigentlich?" fragt sie noch im Weggehen.

„Ich hab' mich wohl verkühlt," antwortet Klara in ihrer langsamen mecklenburgischen Sprechart. „Den Husten hatt' ich ja schon lange, un denn hab' ich den lütten Jung gepflegt. Ich war da oft die Nacht auf. Der Doktor sagt, da wär' ich wol 'n büschen kalt geworden."

„Ja, so jeht dat!" ruft Lotte vom schräg gegenüberliegenden Bett, die schon lange dem Gespräch drüben aufmerksam zugehört hat. „So sind de feinen Herrschaften! Ihre Kinder dürfen wir pflegen, un wenn wir denn selbst krank werden, denn können se uns jar nich schnell jenug weg-

schaffen, da heißt's jleich: ‚dat Mädchen muß in's Krankenhaus!‘ Nich wahr, Fräulein?"

Aber Klara antwortet nicht. Und die junge Frau sagt verweisend: „Schreien Sie doch nich so, Lotte! Sehn Sie denn nich, daß die Frau Ohrtmann gerad 'n pischen eingeschlafen is nach der Morphiumschbritze? den ganzen Morgen hat sie geschdöhnt, ja die is auch zu beklagen!" Und dann geht sie seufzend zu ihrem Bett zurück, während Lotte ihr nachruft:

„Sein Se man nich immer so aufs Kommandieren, Frau Schmidt! Ich stör keinen Menschen un jönne jedem seine Ruhe. Wenn einer 'ne Morphiumspritze hat, dann hört er jar nichts. — Sehn Sie mal, Frau Weine," fährt sie fort, „ich hab' 'n Photojrafenkasten jekriegt, soll ich Se photojrafieren?" Und sie deutet lachend auf das verhangene Drahtgestell, das zum Schutz ihren schlimmen Fuß umgibt. „Eins, zwei, drei, bitte recht freundlich!"

„Aber Lotte, was Sie auch immer für Witze machen," meint Amanda. „Immer Unsinn im Kopp!"

„Na, soll ich etwa ooch weinen? Nee, ich verlier meinen Humor nich so schnell, obgleich das ja ooch nich leicht für mich is; denn nächste Woche sollte meine Hochzeit sein."

„So, Sie sind verlobt?" fragt die blasse Frau Weine, die immer so apathisch daliegt, nun doch neugierig.

„Bin so frei. Sie können meinen Bräutijam am nächsten Besuchstag sehen; wenn er Zeit hat, kommt er immer."

„Haben Sie man Jeduld, Lotte, die Hochzeit läuft Ihnen ja nich fort," nimmt Amanda wieder das Wort. „Denken Sie an andere, die ihr Jlück für immer bejraben mußten. Als ich siebzehn Jahre alt war, war ich auch verlobt. Er war ein Leutnant, un auf Kaisers Geburtstag lernten wir uns kennen. Da sagte er zu mich: „Fräulein, Sie jefallen mich, weil Sie so ehrbar sind." Denn das war ich auch, immer ehrbar. Und er wollte mir ausbilden lassen; denn er war

ein reicher Junge. Aber er is nich wieder aus'm Manöver zurückjekommen. So hab ich denn mein Lebenlang in Stellung sein müssen, un wenn ich auch unter Fürsten un Jrafen un königlichen Kommerzienräte jewesen bin, es war doch nich wie'n eijener Herd."

„Jott, dat is ja der reine Roman!" ruft Lotte.

Klara hört nicht auf das Schwatzen um sie her, sie denkt auch nicht mehr an die freundliche Frau Schmidt. Ihre Gedanken kreisen wieder ruhelos durch den Kopf, und als sie endlich einschläft, sieht sie den „lütten Jung", wie er sie anlacht aus lauter leuchtendem Brim heraus. So im Halbschlaf liegt sie den ganzen Tag, sie merkt kaum, daß ihr die freundliche Pflegerin Emma Essen bringt, und erst als diese sie nötigt, doch ein wenig zu nehmen, schlägt sie die Augen auf und schüttelt mit dem Kopf. Dann denkt sie weiter, — daran, daß nun sein Geburtstag gleich da ist, und er die Gedichte von Theodor Körner nicht mehr bekommen wird, und nicht mehr ihr schönes Buch, auf dessen Deckel die riesigen Kerls im Kampf mit den Bären abgebildet sind; daß er nie mehr ein Pferdchen sein eigen nennen wird, denkt sie, und nie mehr ein Dichter werden, — daß nun alles aus ist. Endlich schläft sie ein, und sie fährt erst wieder in die Höhe, als Schwester Magarete vor ihr steht, um ihr, wie allabendlich allen Kranken, den Thermometer zum Temperatur-Messen einzulegen. Die große Gaslampe brennt schon im Saal, und in ihrem Licht sieht alles so verändert aus. Und Klara muß sich erst die Augen reiben und sich besinnen, wo sie sich befindet. In der Nacht kann sie nicht schlafen. Die Stiche in der Brust sind heftiger geworden, und es stört sie das Husten, Schnarchen und Stöhnen der vielen Kranken um sie her, und wenn dann und wann eine die Klingel zieht, fährt sie erschrocken zusammen. Dann erscheint die wachhabende Pflegerin an ihrem Bett.

Es ist nicht Pflegerin Emma, sondern ein anderes junges Mädchen, rund und rosig, deren frisches Gesicht einen seltsamen Kontrast bildet zu den blassen leidenden Frauen in dem halbdunkelen Krankensaal. Aber es ist, als ob ihre lachenden Augen unwillkürlich Lebensmut und Hoffnung ausstrahlten, darum freut sich manche Kranke, wenn sich Pflegerin Frieda's Kopf mit dem schweren blonden Haarknoten über ihr Bett beugt.

Sie tritt auch ein paarmal an Klaras Bett heran und fragt sie, ob ihr etwas fehle. Dabei lachen ihre Augen sie freundlich an. Klara schüttelt immer mit dem Kopf, aber es tut ihr doch jedesmal wohl, wenn ihr Pflegerin Frieda die Eisblase auf ihrem Kopf von neuem füllt. —

Am nächsten Morgen scheint die Sonne zu den großen Fenstern des Saales herein, und wie immer, wenn die Sonne scheint, sind alle Kranken froher und gesprächiger.

Das Lachen und Scherzen berührt Klara so eigen. Die schnoddrigen Redensarten der Berlinerinnen, ihre Schlagfertigkeit und Zungengewandtheit sind der schwerfälligen Mecklenburgerin fremd, die nur mit dem viel stilleren, viel langsameren, aber auch viel innigeren Humor ihrer Heimat vertraut ist. Sie mag auch der anderen Sprache nicht gern, viel lieber hört sie den eigen gemütlichen liebenswürdigen Tonfall der kleinen Thüringer Frau.

Frau Schmidt kommt oft zu ihr, sie fühlt sich wohl auch zu dem stillen, ruhigen Mädchen hingezogen, und manchmal sagt sie: „O nein, wie Sie schbrechen, das erinnert mich so an meinen Mann, der is ja auch aus Mecklenburg, freilich is er schon lang fort, aber solch Dialekt der schleift sich nich so leicht ab, mir wollen sie auch noch die Düringerin anmerken, obgleich ich schon mit vierzehn Jahr von Haus fortgemußt hab.“ —

In das Scherzen und Sprechen hinein tönt an diesem

Morgen plötzlich ein Röcheln und Stöhnen, so daß Alle erschrocken zusammenfahren. Und als Schwester Margarete einen Blick in das Gesicht der alten schon lange kranken doch nicht sehr leidenden Frau geworfen hat, winkt sie der Pflegerin, die großen Bettschirme zu holen: Das ist das Zeichen, daß es hier zu Ende geht. Einen Moment wird es still im Saal, und dann setzen die Frauen im Flüsterton die abgebrochene Unterhaltung mit ihren Nachbarinnen fort. Sie sind es so gewohnt, den Tod im Zimmer zu wissen. Bald wird das Stöhnen hinter dem Schirm schwächer, und dann hört es ganz auf. Und nun werden die Stimmen wieder laut, und das Lachen tönt fort. Aber kurze Zeit beschäftigen sich einige Frauen doch noch mit dem eben Erlebten.

„So'n schnellen Tod kann man nur allen wünschen."

„Die hat sich ooch rasch davonjemacht."

„Jott, un se hatte noch eben ihre Milch jetrunken, se meinte noch, sie wäre ihr zu heiß."

Und dann kommt man auf Tod und Sterben zu sprechen, und eine nach der andern erzählt, wie und woran ihre Eltern oder sonstigen nahen Verwandten gestorben sind. Schließlich denken einige auch an den eigenen Tod, und zwei Frauen fangen an, sich zu streiten, wer von ihnen am meisten vermißt werden wird.

„Ich möchte ja gern sterben," sagt eine hagere hysterische Frau, die aus Ostpreußen in die Reichshauptstadt gekommen ist, um sich operieren zu lassen, und es nicht glauben will, als die Ärzte eine Operation für unnötig erklären, „und ich werd' ja auch sterben, weil mich die Herren nich operieren wollen. Wenn nur mejn klejnes Mädchen nicht wäre!"

„So jeht's mir ooch, Frau Pabst, ich hab ja ooch 'ne Tochter."

„Aber Ihre is groß, und mejne is doch erst neun Jahr, die braucht die Mutter noch."

„Meine brauchte se wohl nich?“ fährt Frau Dehnel auf. „So 'n junges Ding von achtzehn Jahren hat die Mutter jrade am nötigsten.“

„Nejn, die kann schon allejn ihren Weg finden, aber mejne, die muß noch erzogen werden.“

„Dat kann die Jroßmutter besorgen, Jroßmütter sind oft viel besser. Aber jerade in dem Alter, wo die Versuchungen an die Mädchen herantreten, da haben se die Mutter nötig.“

„Da können Sie sie auch nich vor schützen! Aber mejne kann die Mutterliebe noch nich entbehren, so 'n klejnes Kind,“ meint Frau Papst weinerlich.

„Ich se nich vor schützen? Dat will ich doch meinen! Aber Ihre die wird die Mutter schnell verjessen, was behält denn so'n Kind von neun Jahre! Und Ihr Mann wird wol ooch wieder heiraten,“ meint Frau Dehnel.

Aber Frau Pabst fährt schluchzend auf: „Mejn Mann? Nejn, da hat er mich viel zu lieb zu, so was tut mejn Mann nich.“

„Herrjott', Se kennen wol die Männer nich? Weinen brauchen Se da jarnich über, sein Se doch man nich so jefühlvoll! 's wäre ja ooch dat Beste for Ihre Tochter, forn so 'n Kind is 'ne Stiefmutter immer jut, nur wenn die Kinder erwachsen sind, denn hat das nich Art. Ich sag drum auch zu meinem Mann, wenn's mal so weit mit mich is — denn ich bin nich so jefühlvoll — „Mann,“ sag ich, „heiraten kannste wieder, un meinen Segen sollste ooch haben, aber dat sag ich dir: noch in derselben Stunde muß die Lina aus' m Haus, dat sag ich dir, dat Mädchen soll sich nich mit 'ner Stiefmutter 'rum ärjern, dat sag ich dir.“

„Jott doch man,“ murmelt die stille Frau Weine, die so selten spricht, „was sich die zanken un für Gedanken machen. Un ich hab doch sechs, un von jedem Alter, un ich fühl ooch, daß ich se alle allein lassen werde. Aber der liebe Jott wird

ja wol für se sorgen.“ Und damit kehrt sie sich auf die andere Seite und schläft wieder, wie sie meistens zu tun pflegt. —

Frau Schmidt ist wieder zu Klara gekommen und sitzt auf ihrem Bettrand. „Sehn Sie, Fräulein,“ sagt sie, „solche Sorgen prauchen Sie sich nich machen. ’s hat doch sein Gudes, wenn man nich heiradet.“

Klara nickt. „Ja, mich wird kein Ein vermissen.“

„Haben Sie nie mal an Heiraden gedacht, Fräulein?“ fragt Frau Schmidt weiter in ihrer freundlich-vertraulichen Art.

„Doch,“ sagt Klara, „wir gingen ja zusammen, un er hatte mir auch schon ’n Ring gegeben. Aber denn machte er fort, weil daß er meinte, in ein großen Stadt wäre ein besser Verdienst zu finden, ich gab ihm noch ein Teil von mein Erspartes mit, un denn —“ sie stockt einen Augenblick — „na, erst schrieb er ja ein par nette Briefe, aber denn is er nich wiedergekommen.“

„Un Sie haben nichts mehr von ihm gehört?“

„Nee, er hat mich nich mal mein Geld wiedergeschickt, aber was ’ne Swester von mein Kosäng sein Freund is, die hat ihm ja mal wo getroffen, und da — hat er ein ander Frau gehabt. Das war aber schon vor ein Paar Jahrens. Un all mein Ersparteꝰ war fort.“

„So’n schlechder Mensch,“ sagt Frau Schmidt. „Gott, wie’n Mädchen den nehmen kann! Einen, der erst ’ner andern das Wort geprochen hat! Solchem Mann dem würd ich doch nie drauen können. Aber freilich, das Mädchen, das arme Ding wird’s nich gewußt haben. Sein Sie nur ganz froh, Fräulein, daß Sie von dem gekommen sind, wer weiß, wie schlecht ’s Ihnen sonst noch ergangen wär!“

„Gewiß wär mich das slecht ergangen,“ bestätigt Klara, „denn er war nix wert, un wenn ich ihm heute wieder vor mich sähe, denn würd’ ich mich umdrehen vor ihm.“

„Ja, da haben Sie auch ganz recht, Fräulein, aber daß Ihnen die Geschichte das Heiraden ganz verleidet hat! Sie wären 'ne gude Frau geworden, un so, wie Sie an den Kindern hängen."

„Nee," sagt Klara, „das war nu vorbei für mich. Es sind da noch ein par gekommen, die wollten mir wol sehr gern haben, aber ich wußte, es war wegen mein Geld, denn ich hatte mich wieder einiges erspart, weil daß ich keinen verswenderischen Sinn hab. Nach diesen Männern fragte ich auch nichts, das waren Wittwers, oder so 'ne Kerls, die kein nette Frau kriegen konnten. Na, ich konnt' ja auch nich mehr viel verlangen, ich war ja auch schon in die Jahrens, aber mit solchen Mann mich herumslagen, das wollt' ich nich. So blieb ich für mich un behielt mein Erspartes."

„Sie hatten sich wieder was erschbart?" fragt Frau Schmidt verwundert.

„Ja," erwidert Klara stolz, „sehen Sie," und sie zieht etwas unter ihrem Kopfkissen hervor, dann sieht sie sich zuerst scheu um, ob auch keiner der anderen Kranken zu ihnen hinsieht, und als sie sich versichert hat, daß sie unbeobachtet sind, zeigt sie der anderen ihr Sparkassenbuch.

„Gott, über fünfhundert Mark!" ruft die, und seufzend setzt sie hinzu: „Ich wünscht' mir's jetzt, ich wär als Mädchen auch schbarsamer gewesen, freilich, ich hab' auch sehr jung geheiradet." —

Sie können ihr Gespräch nicht fortsetzen, denn der Professor mit seinem „Schwanz", wie man im Krankenhaus sein Gefolge von jungen Ärzten nennt, ist eingetreten, und es entsteht sofort, wie Vorschrift ist, eine große Stille im Saal, nur die schwerkranke Frau Ohrtmann, die eine Morphiumspritze bekommen hat, stöhnt in ihrem halb bewußtlosen Zustand: „O lieber Vater, warum läßt du mich so leiden." —

An diesem Nachmittag ist, wie dreimal in der Woche

von zwei bis vier Uhr Besuchsstunde, und alle Kranken sehen in freudiger Erwartung der Zeit entgegen.

„Ich denk' doch, daß mein Mann auch kommen wird," sagt Frau Schmidt, „Sie haben wol niemand Bekanndes hier, Fräulein?"

Klara schüttelt den Kopf.

„Die feine Herrschaft hat sich wol ooch noch keen Mal nach Ihnen erkundigt?" ruft Lotte, „dat is der Dank, daß Sie ihren Jungen so jut zu Tode jepflegt haben!"

„Die Herrschaften haben nich viel Zeit über," sagt Klara in abweisendem Ton. Und sie denkt daran, daß der Junge wohl gekommen wäre, wenn er lebte, ihr Junge, dessen Geburtstag in wenigen Tagen ist. Als die freundliche junge Pflegerin einmal zu ihr kommt, sagt sie: „Kann mich hier wol mal jemand was besorgen?"

„Gewiß, ich will Ihnen gern etwas mitbringen, wenn ich ausgehe," sagt das junge Mädchen, das nie ermüdet, den Kranken diesen oder jenen Wunsch zu erfüllen; „was möchten Sie denn haben?"

„Einen Kranz," sagt Klara, „zu Ein sein Geburtstag."

„Den will ich Ihnen gern besorgen, aber hat es wohl noch etwas Zeit? Ich gehe Sonnabend erst aus."

„Ach, es is ja noch acht Tage hin, es kam mich nur grad so in 'n Sinn. Und hier steht die Adresse von mein Herrschaft, da muß denn der Kranz hin, weil daß der Kirchhof hier so bannig groß ist, daß ich nich beschreiben kann, wo sein klein Hügel is."

Die Pflegerin nimmt das Kuvert in Empfang. „Schön, schön," sagt sie, „und das andere können wir ja später noch besprechen, wie Sie ihn haben wollen, und zu welchem Preis." Und die Vielbeschäftigte, die ihren Namen schon wieder rufen hört, eilt hinweg. —

Ein Besuch nach dem andern kommt. An jedem Bett

sitzt mindestens ein Besucher, meistens aber ein ganzer Kreis von Angehörigen und Freunden, und der Saal sieht ganz verändert aus mit der Menschenmenge.

Nur Klaras Platz am Bett bleibt leer, und auch Frau Schmidt, die wieder auf ist, wartet vergeblich auf ihren Mann. Unruhig sieht sie bei jedem Öffnen der Tür auf, und immer enttäuschter wird ihr Gesicht. Sie ist eine nervöse, leicht erregbare Frau, so macht dies vergebliche Warten ihr Kopfschmerzen. Es ist so wie so immer schlimmer geworden, klagt sie Klara, und die Tränen brechen, wie sie das sagt, unaufhaltsam hervor.

Klara versucht, sie zu trösten, wenn sie auch nicht viele Worte machen kann.

„'s Leben is zu hard, is zu hard, Fräulein," murmelt die andere schluchzend. Aber als Schwester Margarete sie weinen sieht, führt sie sie von Klaras Bett fort und heißt sie, sich zu Bett zu legen oder still aufs Sofa zu setzen; denn sie dürfe die andere, die sehr krank sei, nicht so aufregen.

Klara sieht Frau Schmidt müde nach, ja, sie ist sehr matt, die Schwester hat recht, und sie liegt still im Halbschlummer bis zum Abend. Da wird sie doch wieder durch die kleine Frau aufgeweckt, die sich dicht über sie gebeugt hat.

„Schlafen Sie? Nein, Sie sin' wach. Ach Gott, Fräulein, ich will Sie ja nich schdören, aber ich hab ja niemand. Darf ich mich zu Ihnen setzen, nur 'n kleinen Augenblick, sonst wird die gude Schwester Margarete pös."

„Bleiben Sie man 'n büschen," sagt Klara.

„Ja, sehn Sie; da werd' ich eben herausgerufen, un da schdeht mein Mann vor mir. Die Besuchszeit war ja lang vorüber, so hat er nich mehr hereingedurft. Er hat ja nich gekonnt heut Nachmittag, hat er mir gesagt."

„Da hätten Sie sich garnich so 'ne Gedankens machen brauchen," wirft Klara ein.

„Ach, mit den Gedanken, das war ja kein Irrdum. Mein Mann war ja so müd und so abgeschbannt. Und sehn Sie, was er mir mitgebracht hat! Da 'ne Rechnung vom Zahnarzt, über zwanzig Mark. Die Zähne hatt' ich mir ja ausziehen lassen, eh ich herkam, sie sagten ja immer, das Reißen käme davon. Na, nachher, da war's grad so schlimm, aber bezahlen müssen wir ja nun doch. Un mein Mann sagt, ob ich ihm nicht Geld geben wollt, er wüßte nich, wie er all das andere begleichen sollt! Und nun —" ihre Stimme erstirbt wieder in aufsteigenden Tränen.

„Aber Ihr Mann weiß doch, daß Sie krank sind," sagt Klara, der die Frau leid tut, „wie kann er nur 'n paar Groschens von Sie verlangen!"

„Ach, er is ja auch sonst 'n herzensguder Mann, aber er hat's ja auch so schwer. 's war ja schon früher. Wir dachten ja, wie wir nach Berlin kamen, 's sollt' pesser werden. Aber mein Mann war so lang ohne Stellung, un die Kinder, sie waren so schnell gekommen, eins nach dem andern, und dann wurde ich noch krank dazu. Mein Mann hat schon vorher oft zu mir gesagt, 's wär das Beste, wir machten mit all unserm Elend ein End," stößt die Frau in furchtbarer Aufregung hervor.

„Er soll sich man nich versündigen," sagt Klara, „un Sie sollten auch nich so was denken. Es geht im Leben schief und geht auch wieder grade, Sie könnten wol ein büschen Mut behalten, das würde besser sein." —

Als Frau Schmidt gegangen ist, liegt sie noch lange wach. Sie muß an die Not der jungen Frau denken, und an ihr Sparkassenbuch mit den fünfhundert Mark, das unter ihrem Kopfkissen liegt. —

Am nächsten Morgen kommt die Frau Oberin an Klaras Bett. Niemand hat einen so leichten Schritt und eine so weiche Hand wie die Frau Oberin. Und niemand vermag die trau-

rigen Gesichter so aufzuhellen wie sie. Es ist, als läge auf ihrem schmalen blassen Gesicht das Lächeln eines Friedens, der seine Heimat in einer anderen besseren Welt hat.

Die Oberin spricht ein paar freundliche Worte mit Klara, fragt sie, wie es ihr geht, und woher sie gekommen ist.

„Aus Ludwigslust sind Sie? Das kenne ich ja auch. Das liebe Ludwigslust!"

Es huscht ein freudiger Schein über Klaras Gesicht, es tut so wohl in der Fremde, wenn wir hören, daß ein anderer die Heimat kennt.

„Da habe ich zuerst die Krankenpflege gelernt," fährt die Frau Oberin fort.

„In Bethlehem, ja da hat mein Kosäng auch mal gelegen."

Frau Oberin fragt, wann das gewesen ist, und es kommt heraus, daß er zur selben Zeit wie sie dort gewesen sein muß. Als Klara den Namen nennt, besinnt sie sich sogar noch auf den blassen stillen Menschen, der so lange krank war.

„Er is denn doch gestorben, das Jahr darauf," sagt Klara, „er kriegte die Infulenza, un war ganz snell weg. Er war mein einzigsten Anverwandten gewesen, den ich noch auf diese Welt hatte."

Sie unterhalten sich noch ein Weilchen über Klaras Heimat, und als die Frau Oberin geht, liegt auf Klaras stillem Gesicht zum erstenmal nach langer Zeit wieder ein froher Schimmer.

„'Ne jute Frau das," meint eine der Kranken, der Oberin nachblickend. Es ist eine der Neuen, denn die anderen, die alle mit schwärmerischer Liebe an der Frau Oberin hängen, wissen das längst.

„Un was dat Sonderbarste ist," meint Lotte, „sie is 'ne adlige Dame."

„Na, dat is doch nichts besonderes hier," ruft Frau Dehnel, „Schwester Margarete is doch ooch 'n Fräulein Von."

„Na ja, 's jiebt überall Ausnahmen, sonst is ja nich viel los mit 'n Fräuleins Von.“

„O nee so was,“ murmelt Klara, die sich sonst kaum an der Unterhaltung der anderen beteiligt, „wie kann man zu ein adligen Dame „Swester“ sagen,“ und in diesen Worten offenbart sich der ganze Respekt der Mecklenburgerin vor allem was adlig ist.

Lotte lacht sie weidlich aus. „Da jewöhnen Sie sich man dran, vorm lieben Jott sind wir überhaupt alle Brüder und Schwestern, un wenn die Sozialdemokraten erst ans Ruder sind, denn wird der janze Adel abjeschafft.“

Diese letzten Worte wollen Klara ein wenig verstimmen, und es ist gut, daß Frau Schmidt jetzt zu ihr kommt. Sie strahlt heute auch. „Nu denken Sie doch, Fräulein Klärchen, am Sonndag kommt mein Mann, ich hab eben 'ne Karde von ihm gekriegt, und die beiden Großen will er auch mitbringen. Dann sollen Sie ihn aber auch kennen lernen, mein Mann is ja auch Mecklenburger, un er freut sich immer noch, wenn er'n Landsmann drifft.“ —

Mit Klaras Befinden geht es auf und ab, sie hat abends häufig Fieber, aber zu früheren Tageszeiten, wenn die Stiche sie nicht gerade quälen, fühlt sie sich kaum krank. Sie liegt meist still da und sinnt oder schläft, und sie hat sich schon so sehr gewöhnt, daß das Lachen und Sprechen um sie her sie kaum mehr stört.

So wacht sie auch am Sonntag Nachmittag erst aus ihrem tiefen Schlaf aus, als sich das Zimmer schon lange mit Besuchern gefüllt hat. Da sitzen bei Erna ihre Eltern, bei Lotte Bräutigam und Mutter, bei Amanda ihre Schwester, sogar die Ostpreußin hat Besuch von einer Kousine aus Charlottenburg bekommen. Und dort, nicht weit von ihr am Tisch, sieht sie Frau Schmidt mit einem großen Mann, mit dem sie eifrig spricht. Dabei hält sie ein Kind auf dem Schoß,

und ein anderes lehnt sich an sie. Es will Klara einen Moment lang ein Gefühl des Verlassenseins überkommen, wie sie in dies fröhliche Treiben um sie her blickt, das einen fast vergessen lassen könnte, daß man sich im Krankenhaus befindet. Da dringt der Ton einer Stimme an ihr Ohr, sie horcht auf: unter hundert Stimmen hätte sie sie ja erkannt, die eigen singenden Laute ihrer Heimatsprache. Das ist wol Frau Schmidts Mann, der ja auch aus Mecklenburg stammen soll. Sie wendet sich nach der Seite hin, wo er sitzt und lauscht aufmerksam. Immer gespannter, immer eifriger horcht sie, es wird ihr so eigen zu Mut. Jetzt stehen die am Tisch auf, und der Mann, der ihr bis dahin den Rücken zudrehte, wendet sich halb um, so daß sie sein Gesicht sieht. Was ist das nur? Hochauf im Bett richtet sich plötzlich die sonst so stille Kranke, so daß Amanda sich erstaunt zu ihr wendet.

„Na nu, Fräulein, Sie wollen doch nich jar aufstehen?“

Klara hört die Worte nicht, immer nur sieht sie nach dem einen Punkt im Saal, starr, unbeweglich.

Nun hat Frau Schmidt ihren Blick aufgefangen, denn sie sagt ein paar Worte zu ihrem Mann, und dann nähert sich die Gruppe dem Bett Klaras.

„Sehn Sie, Fräulein,“ sagt die kleine Frau, „nun können Sie doch auch meinen Mann kennen lernen. Ich hab' Sie ja vorher nich schdören wollen, weil Sie doch so fest geschlafen haben. Aber 's tat mir schon leid, daß der Jochen un die Kinder Ihnen nich mehr „Guden Dag“ sagen konnten.“

Da stehen sie alle vor ihr, die Frau mit dem einen Kind auf dem Arm, dem sie zuredet, „der Dande“ Händchen zu geben, und daneben die Größere, und ein wenig hinter den beiden der Mann, etwas verlegen, weil er nicht recht weiß, was er sagen soll zu dem Mädchen, aus dessen magerem Gesicht ihn die kleinen scharfen Augen so eigen beobachtend anblicken.

Und Klara? Ja, sie sieht wohl in dieses Gesicht, das sie nicht gesehen seit sie von ihrer Jugend Abschied nahm, aber sie wendet sich nicht ab von ihm, es kommt auch kein Wort des Schreckens, kein Wort der Anklage über ihre Lippen.

„Du kennst mich wol nich mehr, Jochen?"

Der Mann fährt auf. Er sieht sie an, erst verständnislos, dann stutzt er.

„Ich bin's ja, Klara Hackert."

„Ach Sie — du —"

„Na nu, Ihr seid wol gar pekannt mit 'nander?" fragt die kleine Frau ganz überrascht.

„Ja, wir sind Nachbarskinner gewesen un Jugendfreunde," sagt Klara ruhig, „aber er erkennt mich nich."

„Hast dich aber auch 'n büschen verändert," bringt Jochen Schmidt jetzt endlich über die Lippen.

„Na, du aber auch. Bist hellschen dick geworden, Jochen, aber ich hab dir doch gleich erkannt an dein große Nas' un an die swarzen Augens."

„Un wie geht's dir denn, Klaring?" fragt er, der inzwischen Zeit hatte, sich zu sammeln.

Bei der Nennung ihres Namens zuckt sie doch ein wenig zusammen. „Na, du siehst ja, nich gerade schön. Nu bün ich krank un hab kein Menschen um mich. Ich war ganz allein, aber dein lütte Frau is ümmer freundlich zu mich gewesen. Du hast ein klein nüdliche Frau, Jochen."

„Ach, aber Fräulein!" wirft Frau Schmidt ein. Und Jochen wird wieder rot und verlegen.

„Sie is man auch 'n büschen krank, un swach is sie man überhaupt."

„Nu laß mich mal dein Kinners in die Augens sehen. Das is Dora? Un die Lütt' is Lenchen? Na, sie haben kein Ähnlichkeit mit dich, Jochen, sie sind wie ihr lütt Mutting, un das is auch ganzen gut so."

Frau Schmidt hat die Kleine aufs Bett gesetzt, und Klaras magere Hand fährt über des Kindes Kopf.

Da kommt der Wärter herein und meldet mit lauter Stimme, daß die Besuchszeit vorüber ist. Jochen Schmidt muß nach kurzem Abschied von seiner Frau und der so unerwartet wiedergefundenen Jugendgeliebten den Krankensaal verlassen. Er tut es mit erleichtertem Herzen.

Klara ist froh, daß Frau Schmidt auf Schwester Margaretes Gebot hin sie auch bald verläßt.

„Ach, is das schad', Fräulein, daß ich schon zu Pett gehen soll," klagt die kleine Frau, „un ich hätt' doch noch so gern 'n pischen mit Ihnen geblaudert, na, denn morgen, schlafen Sie wohl?"

Nein, schlafen kann Klara nicht, das will sie auch nicht, aber still liegen, ganz still, das niemand merkt, wie ihr Herz klopft, wie heiß ihre Stirn brennt.

Als Schwester Margarete ihr den Thermometer herausnimmt, wundert sie sich über die hohe Temperatur der Kranken. „Haben Sie sehr Kopfweh heute?"

„Nee, nee, danke, Fräulein Schwesting" — zu einer anderen Anrede hat sie sich noch nicht entschließen können.

Später, als Pflegerin Emma durch den Saal geht und an Klaras Bett tritt, hört sie sie leise murmeln: „Nee, nee, ich konnt das doch nich über die Lippen bringen von wegen der nüdlichen lütten Frau, nee, das geht nu nich, un 's is wol auch besser so." —

Frau Schmidt ist in sehr glücklicher Stimmung am nächsten Morgen, sie lacht und erzählt, daß die kleine Erna mahnt: „Frau Schmidt, sein Se nich so übermütig, nachher jeht's Ihnen wieder schlecht!"

„O die Frau Schmidt, die wird nu bald entlassen," meint Lotte, „aber dann wenn se erst nach Hause kommt, wird's was jeben!" Und sie trällert: „Frau Schmidt, Frau Schmidt, was

bringste Jule mit! Ach ja, jlücklich wer so weit is!“ fährt sie mit einem Seufzer fort. „Aber mit mir hat das noch keene Eile. Mein Bräutijam muß nach 'm Standesamt jehen un die Hochzeit abbestellen. Na, aber ich spendier' Ihnen den Tag allen Windbeutel mit Schlagsahne, dat versprech' ich Ihnen, denn seinen Humor muß der Mensch nich verlieren.“

Frau Schmidt spricht von ihrem Mann, und elastisch wie sie ist, hat sie heute wieder viele schöne Hoffnungen, daß sie bald gesund werden, ihr Mann besseren Verdienst bekommen wird, und dann wieder gute Zeiten für sie anbrechen werden. Sie schüttet Klara wie immer ihr Herz aus, und die hört still zu. —

„Hören Sie mal, Fräulein,“ ruft Amanda ihre Nachbarin leise an, als Frau Schmidt zum Mittag geht, um mit den wenigen anderen, die aufstehen dürfen, ihre Mahlzeit am Tisch einzunehmen, „ich will Ihnen mal was sagen.“ Sie beugt sich dicht zu Klara herüber und dämpft ihre Stimme zum Flüsterton: „Diese Frau Schmidt spricht doch immer von ihrem Mann, die Frau is ja so verliebt in ihn, mein Jott, ich meine, wie es sich jarnich mehr paßt for 'ne Frau, die schon vier Kinder hat. Un nu hören Se mal, was mir meine Schwester erzählt hat, die wohnt nämlich in einem Haus mit den Leuten, und sie sagt, der Mann der taugt ja jarnich, un seit die Frau krank is, soll er mit einem Mädchen, einem janz übel verrufenen Ding rumcharmieren. Un mit der jeht er aus un kauft ihr feine Sachen, un denn langt das for de Kinder kaum zu trocken Brot. Is so was wol erhört? Ob man nich der Frau mal die Augen öffnen sollte?“

„Nee, nee,“ erwidert Klara, „lassen Sie ihr man, wenn das sich so verhält, dann erfährt sie das ümmer noch früh genug.“

Dann ist sie still, und Amanda, die so gern einen kleinen Klatsch abgehalten hätte, wendet sich enttäuscht ab. —

Es geht mit Klara schlechter, das Fieber nimmt zu, so daß sie zeitweise gar nicht bei Bewußtsein ist. Die anderen hören sie dann oft reden, aber leise Sätze, meistens auf Plattdeutsch, die sie nicht verstehen.

Wenn sie klar ist, beugt sich die kleine Frau Schmidt manchmal zu ihr nieder und spricht freundlich mit ihr. Aber dann entgeht es Klaras scharfen Augen doch nicht, daß die andere so oft traurig und verweint aussieht.

„Haben Sie sich wieder Gedankens gemacht, Frau Schmidt?"

„Ach Gott, ja, Fräulein, man kann nicht immer an gegen seine Gedanken, und die kommen schon oft, wenn man so viel Zeit hat. 's is mir auch nich gud gegangen in den letzten Dagen, ich hab oft schreien mögen, solche Kopfschmerzen hab ich gehabt. Mit Ihnen geht's auch nich pesser."

„Nee, mit mich geht das ümmer slechter. Ich glaube, das wird nu überhaupt nich wieder werden mit mich."

„Ach, aber Fräulein, so müssen Sie doch nich schbrechen!"

„Warum nich? Es wäre das garnich slimm, es wäre das ganzen gut so."

Und sie schüttelt still den Kopf, als Frau Schmidt versucht, ihr den Gedanken auszureden.

„Denn wär ich allens los, Frau Schmidt, un wär wieder mit mein lütten Jung zusammen, nee, das wär ganz recht so von uns Herrgott."

Da bricht die kleine Frau Schmidt in Tränen aus. „Ja, ja, 's is auch wahr, 's wär das beste für uns, un ich wünsch mir's ja auch, daß der liebe Gott mich zu sich nimmt. 's Leben is zu hard!"

„Das is nu wieder ganzen was anners," sagt Klara, „wenn ich so sag, denn darf ich das wol tun, denn ich bün ganz allein auf die Welt, aber Sie dürfen es nich, denn Sie haben ein Mann un haben kleine nüdliche Kinners, die ihr

Mutting brauchen. Sie müssen sich auskurieren, nn denn wird das allens wieder gut für Ihnen.“ —

Aber vorläufig wird es auch nicht mit Frau Schmidt besser, und sie bleibt jetzt oft den ganzen Tag liegen und stöhnt laut vor Schmerzen.

An einem Morgen, als die Frau Oberin wie gewöhnlich in den Krankensaal tritt und Briefe verteilend von einem Bett zum anderen geht, überall ein par freundliche Worte sprechend, richtet sich Klara bei ihrem Sehen in die Höhe und sagt:

„Frau Oberin, ich hätte eine große Bitte an Ihnen.“

„Nun sprechen Sie nur,“ sagt die Frau Oberin ermunternd.

„Es is lang, Frau Oberin.“ Klara seufzt tief auf, „un es soll kein von die Annern hören.“

Die Oberin nimmt sich einen Stuhl und setzt sich dicht an das Krankenbett. „Nun erzählen Sie mir nur alles, ich habe schon Zeit,“ sagt sie; denn sie hat immer und für jeden, der zu ihr kommt, Zeit, obgleich jede Minute ihres Tages besetzt ist.

„Die Sache is nämlich die, Frau Oberin,“ beginnt Klara, „weil es doch nu wol mit mich zu Ende gehen wird, un weil ich mich was erspart hab, so möcht' ich mein letzten Willen kund tun, denn ich denk mich, das wird nu bald aus sein, meinen Sie nich so, Frau Oberin?“

„Die Zeit weiß Gott allein, Klara. Nach menschlichem Ermessen können Sie auch wieder gesund werden.“

„Hm, also doch. Nu einerlei, Frau Oberin, es heißt: „Wer weiß, wie nahe mich mein Ende,“ und „Herr, lehr mich stets mein End bedenken,“ das hab ich schon in die Schule gelernt. Un nu hab ich mich was erspart, Frau Oberin, es sind fünfhundertfünfzehn Mark, un es wären noch mehr, aber ein Teil hat mich einmal ein slechten Menschen

um gebracht, da bün ich so arm gewesen, daß ich hab sagen können, als ich nach Ludwigslust kam wie Jakob: „Ich hatte nichts als diesen Stab, da ich über den Jordan schritt." Na, aber nu sünd das fünfhundertfünfzehn Mark geworden, un weil, daß ich nu tot bleib, möcht ich die wen vermachen."

Sie schweigt einen Augenblick, und die Oberin sagt: „Haben Sie keine Verwandte?"

„Nee, die Eltern sünd gestorben, da war ich noch nich aus die Schule, un mein Geswister sünd nach Amerika eingegangen, un denn blieben sie drüben tot, un was mein letzten Anverwandten war, mein Kosäng, den Frau Oberin auch gekannt haben, der is ja nu auch all tot."

„Und wer soll Sie nun beerben, Klara?"

Klara holt, mit ängstlichem Blick umherschauend, vorsichtig ihr Sparkassenbuch unter der Decke hervor. „Da steht das von die fünfhundertfünfzehn Mark, Frau Oberin, Sie können sich überzeugen, un die soll mit mein ganzen Garderobe eine erben — das is die lütte Frau Schmidt, die dort in dem Bett liegt. Sie is nich verwandt mit mich, un wir haben uns auch sonsten nich gekannt, aber sie is freundlich zu mich gewesen, un sie kann es gebrauchen, denn sie wird doch noch mal wieder gesund werden, un," fügt sie leiser hinzu, „was ihr Mann is, der war ein Jugendfreund von mich."

Die Oberin sieht sie freundlich an. „Es ist gut, Klara, ich werde gern alles für Sie besorgen, morgen komme ich zeitig zu Ihnen, dann wollen wir zusammen das Testament aufsetzen. —"

Die anderen Kranken sind erstaunt, als am nächsten Morgen der große Bettschirm die Frau Oberin und Klara ihren neugierigen Blicken entzieht. Sie hätten gern gewußt, was hinter dem Vorhang gesprochen wird, und tuscheln allerlei Vermutungen, aber so sehr sich Klaras Nachbarinnen auch

anstrengen etwas zu verstehen: Die Beiden sprechen so leise, daß es ihnen nicht möglich ist.

Amanda schüttelt mißbilligend den Kopf. „Dieses Mädchen hat etwas verstecktes,“ sagt sie.

Und Lotte fügt hinzu: „Nee, dumm is se, so eine, die sich von der frechsten Herrschaft betölpeln läßt, solche sind immer zu ihresjleichen unjefällig un verdrossen.“

Aber Frau Schmidt tritt für Klara ein, und verhindert weitere Ausfälle gegen ihre Freundin.

Die Oberin diktiert Klara vorschriftgemäß das Testament. Es dauert lange, bis die ungelenke Hand damit zu Ende kommt. „Weil es mit mich zum Sterben geht, so vermache ich allens was ich habe, nämlich mein Sparkassenbuch mit fünfhundertfünfzehn Mark un die Zinsens davon, un mein Kleiders un mein Bibel un Gesangbuch un was da sonst noch is an klein Andenkens un so'n Kram an Frau Anna Schmidt, geborene Schlegel, hier Versöhnungsstraße 28. So, das wär nu wol allens? — An Frau Anna Schmidt, weil daß sie ümmer freundlich zu mich war, — un weil ihr Mann und ich Nachbarskinner waren“. — Schließlich sagt Klara: „Ja, un ich hätte nur noch eine Bitte an sie: sie möcht doch jedes Jahr ein Kranz kaufen un ihn auf das Grab legen —“ ihre Stimme zittert, so daß sie unwillkürlich stockt.

„Auf ihr Grab, Klara?“

„O nee, Fran Oberin, ich brauch kein Blumens, nee, auf das Grab von den lütten Jung von mein Herrschaft, am achtundzwanzigsten November, wenn sein Geburtstag is. Sie wird das ja wol tun?“

„Gewiß wird sie das tun. — So, wollen Sie nun Ihren Namen, Ort und Tag darunter setzen?“

Klara malt mit zitternder Hand in großen Buchstaben ihren Namen, und dann nimmt die Oberin das Schriftstück wieder in Empfang. „Soll ich nicht auch Ihr Sparkassen-

buch verwahren?“ fragt sie. „Wir wollen es eigentlich nicht, daß die Kranken Geld oder Wertsachen bei sich haben auf den Stationen.“

Klara wird ein wenig rot. „Sie müssen mich das nich übel nehmen, Frau Oberin, aber ich möcht' das so gern noch behalten, solange ich hier bün, weil ich es mich doch mit mein sauren Sweiß verdient hab. Dann fühl ich manchmal unter das Kissen und freu mich da über. Ich hab ümmer solch Freude an mein Erspartes gehabt, ich dacht mich ümmer, da sollt ich von leben, wenn ich alt und swach würd, aber nu is das wol besser so.“

„Nun, dann sollen Sie es behalten, ausnahmsweise,“ sagt die Frau Oberin, „haben Sie sonst noch irgend einen Wunsch?“

„Hm, was den Kranz betrifft, den will mich die lütte Dirn ja besorgen, un sonst sorgt ja Swester Margarete, was'n sehr guten Swester is, für mich, als wenn ich ihr leibhaftigen Swester wär, sie hat man'n büschen viel zu tun, drum hab ich mich an Frau Oberin gewandt mit mein Bitte. Etwas hätt ich ja nu noch gern,“ fährt sie fort, etwas verlegen, weil es sie, die sonst nie im Leben etwas für sich erbeten hat, bedrückt, daß sie nun plötzlich die Güte anderer so viel in Anspruch nehmen muß.

„Hier hab ich ein kleinen Brief geschrieben, der is an den Mann von Frau Schmidt, un da wollt ich die Frau Oberin noch bitten, daß Sie den auf die Post geben, aber erst wenn ich tot bün. Es steht das da auch noch mal drin von das Testament,“ fügt sie zögernd, als wenn sie eine Erklärung geben müßte, hinzu. Dann sieht sie der Oberin Blick eigen fragend auf sich ruhen, und da sagt sie schnell: „Nee, Frau Oberin sollen nich denken, daß ich auch nur so'n büschen Mißtrauen hätte von wegen das Testament, nee, 's is nämlich das: er hatte mal so ein kleine Schuld an mir getan,

'ſ is ſchon lange her, aber da wollt ich ihm doch noch ſagen, daß das allens vergeſſen is. Das is es, Frau Oberin."

Sie legt ſich erſchöpft in die Kiſſen zurück, und die Oberin ſieht ſie mit den tiefen forſchenden Augen der Menſchenkennerin an, und ihre Hand gleitet gütig über den ſchon ergrauenden Scheitel des Mädchens.

„Es iſt ſchön, wenn wir alles in Ordnung bringen, ſolange wir Zeit haben, ob Gott uns dann leben oder ſterben läßt, es iſt gleich für uns, und wir können ruhig und bereit ſein zu jeder Stunde. Meine liebe Klara!" und mit ihrem ſtill-ſtrahlenden Lächeln nickt ſie der Kranken noch einmal zu und geht dann hinaus.

„Solange bei dem Mädchen zu ſitzen," ſagt Lotte, „die hat ihr ſicher nur ſchön wat vorjewinſelt. Aber ſie läßt ſich von keenen umſonſt bitten, dat muß man ihr laſſen." —

Es iſt gut, daß Klara ihren letzten Willen an dieſem Tage noch verfaßt hat, denn nun wird ſie immer ſchwächer.

Aber auch Frau Schmidt geht es ſchlechter, und eines Tages kommt der Profeſſor mit ſeinem „Schwanz" wieder zu einer großen Unterſuchung.

Nachher tritt der junge Stationsarzt Doktor Kuuowski an Frau Schmidts Bett und ſagt: „Machen Sie ſich fertig, Sie müſſen herunter auf die andere Station."

Unten ſind die „äußeren Frauen", das heißt die, welche äußerlich krank ſind, die, welche ſich einer Operation unterziehen mußten.

„Operieren!" ruft die kleine Frau im höchſten Schreck, „nein, Herr Doktor, das dhu ich nich, ſchneiden laß ich mich nich, nein, da mag's denn kommen wie's will. Am Kopf ſchneiden! Daß mir's geht wie meiner Mutter, die man mit dreißig Jahren in 'ne Irrenanſchdalt gebracht hat! Nein, nein!" Tränen des Schreckens und der Erregung erſticken ihre Stimme.

Der junge Arzt sieht sie ruhig an. „Es wäre sehr unverständig, wenn Sie sich nicht operieren ließen, da Ihnen dadurch geholfen werden soll. Sie werden sich das wohl noch überlegen. Es soll Ihnen bis morgen früh Zeit gelassen werden." — —

Er geht und läßt Frau Schmidt in furchtbarer Aufregung zurück.

„Sie haben janz recht, Frau Schmidt, operieren ließ ich mir ooch nich," sagt Frau Dehnel. „Das hab ich mir jleich vorjenommen, als ich herkam, un mein Mann hat auch jesagt, als er mir herbrachte, „Weib" hat er jesagt, „daß du dir nich operieren läßt." Un ooch meine Tochter — das Kind is erst achzehn Jahr alt — aber so viel Verstand hat se doch schon; „Vater," sagt se, „du erlaubst nich, daß se die Mutter schneiden!" Nee, Frau Schmidt, da haben Se janz recht."

„Und mir wär nur bloß mit 'ner Operation zu helfen, un mich schnejden sie nich," jammert Frau Pabst, „ich sag es ja, die Herren hier verstehen nichts."

Nur die verständigeren Kranken, Frau Weine und die beiden jungen Mädchen, reden Frau Schmidt beruhigend zu.

Und Amanda sagt verweisend: „Jott, Sie stellen sich ja an, als wenn Sie ein Kind von vierzehn Jahren wären. Wenn doch der Herr Doktor sagt, daß Sie von der Operation jesund werden!"

„Wollen Se denn Ihr Lebenlang mit 'nem kranken Kopp herumlaufen?" ruft Lotte. „Un Frau Pabst, Sie sollten ooch dat Schimpfen auf die Berliner Doktors lassen. Wir haben die ersten Doktors hier," sagt sie mit dem ganzen Stolz der Berlinerin.

„Meine Mutter is wieder janz jesund jeworden," tröstet die kleine Erna, „nach der Operation, un se war schon halbtot vorher."

Aber die kleine Frau schüttelt immer den Kopf. „Nein, ich kann nich , ich kann nich. Und erst müßt ich doch überhaupt mit meinem Mann schbrechen un müßt wissen, was er dazu meint. Ach Gott, wenn doch mein Mann hier wäre!" Und Klara, die einzige Kranke, zu der sie volles Vertrauen hat, ist nun auch so krank, daß sie sich nicht an sie wenden kann, um mit ihr den Fall zu besprechen. Sie fiebert heute sehr stark und spricht manchmal ganz irre. Doktor Kunowski hat sich lange bei ihr aufgehalten, viel gehorcht und geklopft am Morgen, sie hat alles willenlos mit sich geschehen lassen, aber ihre Augen haben den Arzt groß und fieberisch angesehen. Nachher, als Pflegerin Emma ihr Tropfen eingeben will, schüttelt sie müde mit dem Kopf, und als das junge Mädchen zuredete: „Doch, doch, nehmen Sie, der Herr Doktor hat es gesagt," lächelt die Kranke ein ganz klein wenig.

„Ich weiß ja, er is ein klein netten Dokter, un er meint das sehr gut. Aber gegen uns Herrgott kann er auch nix machen."

Die arme Frau Schmidt sitzt und weint. Es hilft nichts, daß Schwester Margarete ihr in kurzen ruhigen Worten sagt, daß die Operation gar nicht gefährlich ist, und oft vorgenommen wird. Auch kein freundliches Zureden von Pflegerin Emma nutzt. „Ich will an meinen Mann schreiben," sagt sie schließlich zu letzterer, „bitte, sein Sie so lieb und schdecken Sie mir die Karde ein."

„Mein Liebling," wirft sie in ihrer aufgeregten nervösen Schrift aufs Papier, „ich muß dich sprechen. Komm, sobald du kannst. Deine unglückliche Anna."

Als die Karte abgeschickt ist, wird sie etwas ruhiger. Sie steht auf und setzt sich wartend ans Fenster. Aber mit den andern lachen kann sie doch nicht. Die feiern heut Nachmittag Lottes Hochzeit. Die junge Braut hat sich, wie sie versprochen, für alle im Saal Windbeutel besorgen lassen, die

werden nun verteilt. Dann setzt sie sich einen Kranz, den sie aus kleinen weißen Levkoyenblüten und grünen Zweiglein geflochten hat, aufs Haar.

„Seht mal, meinen Hochzeitskranz!“ lacht sie. „Na, nu wollen wir mal verjnügt sein!“

„Kommt denn Ihr Bräutijam nich?“ fragt die kleine Erna.

„Nee, wissen Sie, Ernecken, wir haben uns das überlegt. Was soll er hier? Er verliert 'nen halben Tag Arbeitslohn, na un denn — so is man ja lustig un läßt sich nichts merken, aber wenn er denn so hier bei mir säße, ick jlobe, denn würde uns beiden doch'n bisken plümerant zu Mut werden. Nee, so wat muß der Mensch vermeiden, ich bin nich for die Jefühle!“

Lotte hat Klara auch einen Windbeutel vors Bett stellen lassen, aber die Kranke merkt es gar nicht. Und auch Frau Schmidt schüttelt mit dem Kopf, als man ihr einen Kuchen anbietet. „Sie müssen nich pös sein, Fräulein Lotte, aber ich kann heut nich, ich kann nich!“

Mit immer steigender Ungeduld erwartet sie ihren Mann, doch die Stunden vergehen, und er kommt nicht. Ach Gott, wenn sie doch nur ein Wort mit der Klara hätte reden dürfen, die ruhige verständige Art des Mädchens hat ihr immer so wohl getan, aber das darf sie nicht. Immer größer wird die Aufregung der kleinen Frau. Da — es ist bereits spät am Nachmittag — wird sie heraus gerufen, weil ihr Mann draußen ist.

„Endlich,“ ruft sie, „o Jochen, wie hab ich gewardet den ganzen Dag!“

„Ja, ja,“ sagt er etwas ungeduldig, „ich kann auch nicht ümmer auf jeden Wink hier sein, ich hab zu viel auf mir, sollt ich meinen, wo ich nu auch noch für die Kinners sorgen muß.“

„Ach, Jochen,“ meint sie, schon wieder etwas besänftig-



ter, „ich weiß das ja wohl, aber ich hab dich doch so nödig schbrechen müssen. Ach Gott, so hör doch nur, sie sagen, ich soll oberiert werden, ach, so denk doch ploß an!“

„Die Doktors sünd ümmer gleich for's Sneiden,“ ist seine etwas ärgerliche Antwort, „das wird wohl nich nötig sein.“

„Ja, sie sagen ja, ich würd' sonst immer das Reißen behalten. Ach, ich bin 'ne zu unglückliche Frau!“ schluchzt sie.

Er sieht kühl auf sie nieder. „Na, denn laß dir's doch machen. Sie haben schon so viel mit dir angestellt, da können sie das ja denn auch noch versuchen.“

„Ach Gott, Jochen, ich hab doch solche Angst, ich kann's ja nich machen lassen, nein, ich kann's nich!“

„Denn laß es sein. Tu denn doch was du willst. Ich hab jetzt kein Zeit mehr.“ Er zieht seine Uhr. „Ja, es is schon spät, ich muß nu fort.“

„Aber was soll ich denn machen, Jochen? Ach, so pleib doch bei mir!“ bittet sie, und ihr liebes trauriges Gesichtchen sieht zu ihm mit hilfeflehendem Ausdruck auf.

Aber der Mann bleibt hart. Indem er sich zum Gehen wendet, sagt er: „Das werden sie dir hier ja sagen, was du machen sollst, ich kann da nichts bei helfen, un denn mußt du selbst wissen was du tust.“ Er sieht sie nicht mehr an, und sie hört seinen schweren Schritt die Treppe hinunterstapsen. Da schlägt die arme kleine Frau die Hände vor das Gesicht und schluchzt: „O lieber Gott, nu bin ich ganz allein.“

Pflegerin Emma, die aus der Küche kommt, sieht sie stehen und weinen, da geleitet sie sie freundlich in den Saal zurück in ihr Bett. Sie wäre gern bei ihr sitzen geblieben, um ihr beruhigend zuzusprechen, aber sie hat keine Zeit. Als sie gehen will, bringt Frau Schmidt stockend hervor: „Könnt ich denn nich — könnt ich nich einmal — die Klara Hackert schbrechen?“

Pflegerin Emma schüttelt den Kopf. „Es geht leider nicht, die ist sehr krank.“

Aber bei Nennung des Namens fällt dem jungen Mädchen plötzlich ein, daß sie ja der Kranken neulich ein Versprechen gegeben hat, daß sie bis dahin noch nicht erfüllte: sie sollte ihr einen Kranz besorgen zum achtundzwanzigsten, und der ist morgen. Das gewissenhafte Mädchen ist sehr bestürzt, als ihr ihre Versäumnis einfällt. „Es war vielleicht,“ murmelt sie, „ihr letzter Wunsch, nein, den soll sie nicht vergebens getan haben!“

Eine Stunde später kommt Pflegerin Frieda, dieselbe, die die Nachtwachen hat, in den Saal, und geht auf Klaras Bett zu. Das blonde Mädchen mit den lustigen Augen beugt sich über die Kranke.

„Pflegerin Emma sagt mir, Sie wollten zu morgen einen Kranz besorgt haben. Ich gehe nachher aus, die andern haben am Tage nicht Zeit dazu, aber ich will Ihnen gern den Kranz mitbringen. Sie müssen mir nur sagen, welche Blumen Sie haben möchten, und wieviel er kosten darf.“

Die Kranke macht die kleinen jetzt so glänzenden Augen weit auf.

„Aus was für Blumens? Ja kein Perlens und kein samtnen Blumens, die mag der lütt Jung nich. Aber Brim mag er, flechten Sie ihn aus Brim, ein großen Kranz aus Brim, möcht ich Sie bitten, Fräulein.“

„Brim? Die Blumen kenne ich aber gar nicht, wie sehen denn die aus?“

„Gelb sind sie wie Gold, un es is ja allens voll, Fräulein, an der Wöbbeliner Chaussee, überall zwischen die Tannens, das leuchtet wie die liebe Sonne. Ach, aber nee,“ besinnt sie sich plötzlich, „Sie können doch nich hin, nu fällt mich allens wieder ein, un in Berlin wird es wol kein Brim geben.“

„Vielleicht nehmen wir Chrysanthemum,“ schlägt die Pflegerin vor, „die sind doch immer recht hübsch und halten sich so schön.“

Klara nickt. „Diese Blumens kenn ich nu wieder nich, aber nehmen Sie ihnen man, wenn sie schön sünd. Un einen Taler darf er kosten.“ Sie will sich aufrichten und ihr Portemannaie aus der Schublade holen, aber kraftlos sinkt sie zurück. Pflegerin Frieda kommt ihr zu Hilfe.

„Hat der Mensch Töne! Sie scheinen dat Jeld doch nur so auf der Straße jefunden zu haben!“ ruft Lotte. „'N janzen Taler for'n Kranz, un noch dazu for'n Kinderjrab.“ —

Die Pflegerin ist längst hinausgegangen, und Klara denkt immer noch an ihren Kranz.

Nee, nee, in Berlin gibt es kein Brim, da gibt es nur hohe Häuser un viele Wagens un so'n Lärm. Nee, nee, sie will fort von Berlin, nach Hause, nach Ludwigslust, un weiter, nach Wöbbelin, in das alte strohgedeckte Haus mit dem hohen Giebel. Ja, da is das so still, da tut Ein der Kopf nich mehr weh, denn das kommt nur von den großen Spektakel. Nu is das viel schöner zu Haus. Wie das leuchtet von all dem gelben Brim! Da steht ja Jochen un hat in jeder Hand ein großen Busch, un er is wieder ein lütten Jung. „Gib mich 'n Kuß, Klaring,“ sagt er, „so, nich wahr, nu is allens wieder gut?“ „Allens gut, ja,“ erwidert sie. „Komm,“ sagt er, „hier is 's fein!“ Und sie stellen sich auf die Zehenspitzen un gucken über die Mauer zum Kirchhof, wo Körners Grab is. Was ein heimlichen Platz das is! Un wie das da glänzt von lauter Blumens!“ „Kumm man rin,“ sagt der lütte Jung, „die hab ich alle für dich vom Himmel heruntergeworfen.“ Und er sieht sie an, un da is das mit einmal nich mehr Jochen, da is das ihr lütt Jung Bertold, un sein Augens die strahlen so hell, wie sie es nie zuvor gesehen hat, un er lacht über sein ganzen nüdliches kleines

Gesicht. Wie sagte doch der alte Mann? „Der Zweig von die Eiche is grade wie'n Flügel von ein Engel, den er über das Grab ausbreitet." Ach, was ein Engel doch für helle Flügels hat! Mach man 'n büschen fix," sagt Bertold, „so sieh, nun sitzen wir beide auf den Zweig von die Eiche, un er schaukelt, auf un ab, hin un her." Ach, ja, un nu fliegen sie durch all das Licht, durch all die glänzigen Blumens, — lauter Brim! Was ein schönen Tag das doch is! „Nu wollen wir singen," sagt der lütte Jung, „singen, singen, im Himmel singen wir immer, Klaring." Un er fängt an, ganz leise, ganz sachting:

„Nu fahren wir leise in 'n Himmel hinein,
Wie werden wir beide dann selig sein.
Nu fahren wir leise in 'n Himmel hinein,
Nu fahren wir leise — leise — — —

Als die Nachtwachen am Morgen in das Zimmer der Frau Oberin kommen, um Bericht über die Nacht zu erstatten, meldet Pflegerin Frieda, daß Klara Hackert abends um halb elf sanft eingeschlafen ist.

Drei Stunden später hält Jochen Schmidt einen Brief in den Händen und liest die wenigen Zeilen, die in großer zittriger Schrift mit Bleistift hingemalt sind.

„Ich will dich wissen lassen, daß ich dich allens vergeben habe, un dann vergibt dich uns Herrgott das auch. Wenn du aber zu dein nüdliche lütte Frau nich gut büst, dann wird dich das nich vergeben werden, auf Erden nich, un nich in die annere Welt.

Klara Hackert.

Ich tue dich diese Zeilen zu wissen, wo ich schon tot bün."

Lange sieht der Mann auf das Blatt nieder, und es bebt eigen in seiner Hand.

Er hat diese ganze Nacht hindurch keine rechte Ruhe gehabt. Er weiß nicht, wie es kam, aber immer mußte er an

das traurige angstvolle Gesicht seiner kleinen Frau denken, die er so eilig und unfreundlich verließ, nur um des Mädchens willen, dem er einen vergnügten Abend versprochen hatte. Es war doch kein vergnügter Abend geworden, er konnte nicht recht lustig sein, so daß sie ihn ein paarmal spöttisch angelacht und einen „langweiligen Peter“ genannt hat. Und jedesmal ist es ihm gewesen, als spräche dahinter seine kleine Frau mit ihrer weichen Stimme: „dhu mir die Liebe un pleib bei mir!“

„Du bist mir zu schlechter Laune heute, wir wollen nach Hause gehen,“ hat das Mädchen zu ungewöhnlich früher Stunde gesagt, und dann nachher auf dem Hausflur hat sie einen verdrießlichen Abschied von ihm genommen.

Das hat ihn diesmal gar nicht bekümmert, aber schlafen hat er doch nicht können in der folgenden Nacht. Immer wieder mußte er an seine Frau denken, und — seltsam! — manchmal tauchte in seinen Gedanken neben ihrem Bild ein anderes auf: Das von seiner einstigen Braut, Klara Hackert, wie sie ihn ansah mit dem forschenden tiefen Blick mit dem sie ihm wohl bis auf den Grund der Seele schauen konnte, so war es ihm neulich, als er vor ihr stand, erschienen.

Und nun hält er einen Brief von ihr in Händen.

Am selben Nachmittag macht er sich auf den Weg ins Hospital. Als er bei einem Blumenladen vorbeikommt, tritt er ein und kauft einen Veilchenstrauß.

Auf dem Flur der Frauenstation trifft er Schwester Margarete und fragt, ob er seine Frau sprechen könnte.

„Es ist eigentlich nicht Besuchszeit,“ erwidert diese, „aber Sie dürfen zu ihr herein, es ist ganz gut, daß Sie kommen, Sie können Ihre Frau dann gleich mit nach Hause nehmen, da sie sich ja nicht operieren lassen will — unvernünftigerweise,“ setzt sie hinzu.

„Ist das — ist das eigentlich,“ fragt Jochen, „eine slimme Operatschon?“

„Ach bewahre, wir haben es Ihrer Frau immer gesagt, aber sie wollte ja nicht hören. Da, sprechen Sie mit Herrn Doktor Kunowski darüber.“ Sie muß in den Saal zurück, und Jochen tritt dem eben die Treppe heraufkommenden Arzt entgegen und wiederholt seine Frage noch einmal.

„Der Fall liegt so:“ erwidert der junge Doktor in seiner ruhigen Weise, „bei der Operation ist keine Lebensgefahr vorhanden, und nach unseren ärztlichen Erfahrungen können wir Ihnen mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß dieselbe Ihrer Frau die Gesundheit wiedergeben, sie ohne eine Operation jedoch ihr Leiden behalten würde. Sie täten gut, Ihrer Frau vernünftig zuzureden.“ Und mit diesem Bescheide geht er davon.

Als Jochen in den Saal und an das Bett seiner Frau tritt, sieht er nur ein wenig ihre braunen Haarflechten hervorgucken, so tief hat sie den Kopf in den Kissen vergraben.

„Anna!“ ruft er. Da fährt sie in die Höhe und sieht ihn erstaunt an, dann leuchtet es ein klein wenig in ihren verweinten Augen auf.

„Ich —“ beginnt er verlegen, „ich war gestern so snell weggegangen, un sei man nich bös, daß ich wol 'n büschen kurz angebunden war. Ich bün drum nu wiedergekommen.“ Und er legt, wie um sie zu versöhnen, den Veilchenstrauß auf ihr Bett.

„Ach, Jochen, ich hab so viel geweint,“ sagt sie traurig, „un heut früh hab ich nich aufschdehen können vor Schmerzen, obgleich ich doch hätt gleich nach Haus gemußt, weil sie mich hier nich mehr haben können. Un die Klara Hackert is ja geschdorben in der Nacht. . .“ Bei den letzten Worten kommen ihr wieder die Tränen in die Augen.

„Ich — ich weiß schon,“ sagt er.

„Und, Jochen, und — ach Gott, sie war so gud, sie war viel zu gud, Jochen! — denk doch, was mir die Frau Oberin gesagd hat: — all ihr Erschbartes hat sie mir hinder-

lassen, nu können wir all unsre Rechnungen pegleichen, aber ich, — ich kann mich noch nich drüber freuen, sie war viel zu gud, un daß sie nun dot is!" Sie muß schon wieder nach dem Taschentuch greifen, und Jochen steht ganz still da und vermag nichts zu sagen.

„Das — das haben wir — hab ich — garnich verdient," stammelt er endlich leise.

„Nein, 's haben wir auch nich. Daß ich 'n pischen mal 'n freundlichs Wort mit ihr geschbrochen hab, das war doch nadürlich, un du hast dich doch auch nich um sie gekümmert, wenn ihr auch von früher pekannt mitnander ward. Un so viel, Jochen, soviel Geld auf einmal! — Da, pring ihr die Plumen," und sie greift nach den Veilchen, die ihr Mann auf ihr Bett gelegt hat. „Pring sie ihr, ich könnt sie nich mehr sehn, obgleich sie ganz schdill ausgesehn hat, un so zufrieden. Geh hin, eh du mit mir nach Haus fährst."

„Ja," nickt er, „ich will hingehen. Aber ich hab mich das noch mal bedacht, Anning, von wegen die Operatschon, un ich hab mit dem Doktor gesprochen, un der sagt ja, das wär nich slimm, un du würdst denn doch wol wieder ganzen gesund werden. Du hättst man bloß unnötig so'n bannige Angst davor. Willst das nich doch versuchen, mein Anning?"

Sie sieht ihn ganz erstaunt an, er hat lange nicht mehr in solch zärtlichem Ton mit ihr gesprochen. „Mein Liebling, du bist ja so gud," sagt sie, „ja, meinst du's denn wirklich? Ach Gott ja, wenn du's denkst! Ich hab ja auch schon mal gedacht, warum ich mich eigendlich so furchtbar geängstigt hab, wenn's denn aus is, un man is so zufrieden wie die Klara, das is garnich hard, so wie die geschdorben is, aber freilich, lieber pleib ich ja noch bei dir un bei den Kindern. Un wenn du denn meinst, ich werd noch gesund, dann will ich ja auch nichts dagegen haben. Dann sag du's der Schwester, un komm, gib mir noch einen Kuß!"

Er beugt sich über sie und streicht ihr noch einmal übers Haar. „Nun hab man kein Angst mehr, lütt Deern. Un morgen denn komm ich un frag, wie's dir geht."

„Un nu geh zu ihr un pring ihr die Plumen!" ruft sie ihm noch nach.

Mit seinem Veilchenstrauß, wie er gekommen ist, verläßt er den Saal.

„Mein Gott, wie zärtlich der Mann heut war!" flüstert Amanda Lotte zu und sieht dem Davongehenden erstaunt nach. „Sollte der Mensch noch mal in sich jegangen sein?" Oder ob ihn das Mädchen verlassen hat?" —

Jochen geht über den Hof des Krankenhauses, und auf dem schmalen Fußweg, auf dem das letzte welke Laub raschelt, hin zur Leichenhalle.

Und wie er in das blasse stille Gesicht der Toten schaut, das einen so zufriedenen Ausdruck trägt, da überkommt es den Mann, daß ihm die Tränen in die Augen treten. Er legt in die kalten Hände den Strauß der duftenden kleinen Blumen und murmelt leise: „Ja, du warst gut, Klaring." Und in seinen Gedanken fährt er fort: „Wenn wir uns da doch noch mal treffen sollten, — oben, wie das der Pastohr sagt, denn werd ich dich allens danken."

Still lächelt die Tote, als schwebten noch um die kalten Lippen die Worte:

„Wie werden wir beide dann selig sein!" —





Krankenpflege.

Ihr, die ihr eine Liebe tragt,
des Heilands Liebe,
ihr, die ihr nach der Welt nicht fragt,
all ihren süßen Freuden still entsagt
und ihrem schönsten Hoffen;
die ihr euch selber überwunden
in manchen schweren, schweren Stunden,
dem Todfeind höhern Menschentums
in euch die gier'ge Räuberhand gebunden:
Ihr sorget nicht um Künder eures Ruhms
und doch — dem Volke sei es Schande,
das Eurer Dienste je vergißt
und nur mit rechnendem Verstande
wie feile Ware eure Opfer mißt!
Wenn ihr in mancher bösen Nacht
dem Graun des Tods entgegenwacht
und wenn sein letzter Schrei
grass klingend euer Herz durchschneidet,
wenn ihr die höchste Angst mitleidet,
daß ihr in dunstigen Lüften nicht zu atmen wagt
und ihr am Leben schier verzagt;
wenn Tag für Tag

die Leiden euren Blicken kehren
und Tag um Tag
an euren Jugendkräften zehren,
so wißt,
daß Einer eure Dienste nicht vergißt
und, ob die Menschen eurer auch vergäßen,
mit goldner Wage tät'ge Liebe mißt.

O. Wentorf.





Ravenna.

Von Oberkonsistorialrat D. von Hase.

Der Reisende, der von Italien etwas haben will, muß etwas mitbringen, und nicht etwa nur Geld. Ganz besonders gilt dies für Ravenna. Landschaftlich reicht es an keine der vielbesuchten Städte Italiens: Genua, Florenz, Rom, Neapel, heran. Die Fruchtbarkeit der Ebene, die den von den Alpen Kommenden zuerst im Boden von Bozen, dann bei Verona, erfreut, hört jenseit Ferrara auf. Weithin breiten sumpfige Grasflächen sich aus. Langsam schleichen Flußläufe und Kanäle durch die Ebene, die im Winter, wenn der Regen keinen Abfluß findet, wochen- und monatelang überschwemmt ist. Schilf, auf morastigem Boden gewachsen und an der heißen Sonne getrocknet, verbreitet einen üblen Geruch. Transport von Rüben zeigt die neue Industrie der großen, von einem Deutschen geleiteten Zuckerfabrik bei Rimini. Immer leerer wird die Sekundärbahn; zumeist nur noch Arbeiter und Priester. Fast unheimlich, erst gelb, dann glutrot wie von einer Feuersbrunst, leuchtet der Abendhimmel. Bei Dunkelwerden lief der Zug in Ravenna ein.

Dem Reisenden wird abgeraten, in Ravenna zu übernachten. Im Albergo Europea e San Marco werden ihm

gleich beim Betreten des Zimmers Räucherkerzen gegen die bösen Mücken, die Zanzaren, gegeben. Wehe, wer es versäumt, vor Anzünden des Lichtes die Fenster zu schließen; er wird eine schlechte Nacht haben! Dabei zeigt das Thermometer 25 Grad R. Günstiger scheint Hotel Byron. Auch Sammlungen von Kunstschätzen wie in Florenz, Rom und Neapel darf der Reisende in Ravenna nicht suchen. Das Altertum ist gering, die Zeit der Renaissance nur schwach vertreten. Aber eins hat Ravenna vor allen Städten Italiens, selbst Rom nicht ausgenommen, voraus: es birgt in seinen Mauern Bauwerke eines Zeitalters, dessen Monumente sonst fast spurlos verschwunden sind. Nirgends wie in Ravenna finden sich Bauten aus der Zeit der Völkerwanderung. Hier sind aus der Verbindung antiker Kunst mit dem Christentum Kunstwerke hervorgegangen, zu welchen die Wandgemälde der römischen Katakomben sich nur wie schwache Anfänge verhalten, während das Prachtwerk Justinians, die Hagia Sophia in Konstantinopel, bereits unter byzantinisch-orientalischem Einfluß entstanden ist.

Auch von dem, was im 5. und 6. Jahrhundert in Ravenna Großes geschaffen worden, ist vieles verschwunden, anderes hat die folgende Zeit entstellt. Furchtbar zerstörend ist die Geschichte auch über diese Stadt hingeschritten. Wer diese Geschichte kennt, weiß vom Ringen germanischer Kraft mit römischer Kultur, rücksichtsloser Gewalttat mit byzantinischer Arglist. Für Deutschland, wie für Italien, weckt sie eine traurige Erinnerung. Hier hat die gefangene Thusnelda bald nach ihrer Ankunft den Thumelikus geboren, der als Gladiator, als „Fechter von Ravenna“ seinen Vater und sein Vaterland vergessen hat. Hier ist Dante in der Verbannung gestorben. Was an Monumenten in der Zeit der Völkerwanderung in Ravenna entstanden und übrig geblieben ist, weist zurück auf zwei geistesmächtige Persönlichkeiten: Galla Placidia und Theoderich den Großen.

Im alten römischen Reiche war Ravenna ein unbedeutender, am Meere gelegener Ort. Erst Augustus ließ in seiner Nähe, wenige Kilometer südöstlich einen Kriegshafen, Classis, d. h. Flotte, anlegen und machte ihn zum Standorte der adriatischen Flotte. Welche Bedeutung solche Anlage für einen Ort hat, zeigt in unseren Tagen Kiel. Bald verband eine Kaiserstraße, die Caesarea, Hafen und Stadt. Werkstätten, Kasernen, Tempel, Privatgebäude wurden gebaut, eiu neuer Stadtteil entstand. Ein Kanal, die Fossa Augusta, stellte die Verbindung des Kriegshafens mit dem Po her; kleinere Kanäle durchzogen die auf sumpfreichem Boden liegende Stadt. Kaiser Trajan hat für die Stadt einen Aquädukt bauen lassen, der von Forli, mehr als 30 Kilometer weit, gesundes Wasser brachte. Diese ganze Hafenstadt ist bis auf wenige Trümmer und eine Kirche, San Apollinare in Klasse, verschwunden. Angeschwemmtes Land hat den Hafen versandet, der Kanal ist verschüttet, die Stadt, die einst ganz nahe am Meere lag, ist jetzt ähnlich wie Adria, das dem Meere den Namen gab, über eine Meile von der See entfernt. Für mehr als dreihundert Jahre, etwa 100 bis 400 christlicher Zeitrechnung, schwindet die Stadt fast aus der Geschichte. Nur die Kirche füllt diese Zeit aus mit ihren Erinnerungen und Legenden. Schon 44 n. Chr. soll Apollinaris, ein Schüler des Petrus aus Antiochien, hier eine Christengemeinde gesammelt und das Bistum begründet haben. Nach seinen Märtyrertode um das Jahr 75 ist er zum Heiligen der Stadt geworden. Im Jahre 439 wurde Ravenna Sitz eines Erzbischofs. Die Zeit seiner weltgeschichtlichen Bedeutung war angebrochen.

Rom war bedroht von den Germanen. Kaiser Honorius, der Sohn Theodosius' des Großen, fühlte sich nicht mehr sicher in der Welthauptstadt. Er verlegte seine Residenz nach Ravenna, denn dort war er vom Lande her durch Sümpfe geschützt, von der See her war Verbindung mit Konstantinopel, dem Sitz

des oströmischen Reiches, im Notfall Flucht dahin, möglich. Für den Kaiser wurde ein Palast erbaut, er ist verschwunden; eine neue Kirche erstand in der Kaiserstraße, sie ist später zu Festungsbauten verwendet worden. Seinen Feldherrn Stilicho, der das Reich vor den Westgoten geschützt hatte, hat der Kaiser, der den Großen nicht ertragen konnte, ermorden lassen. Als er selbst 423 kinderlos starb, hinterließ er den wankenden Thron dem Sohne seiner Schwester, Valentinian, einem vierjährigen Knaben. Für diesen führte seine Mutter, Galla Placidia, die Regierung.

Viel und Schweres hat diese Frau erlebt, ehe sie die Regierung in ihre Hand nahm. In Konstantinopel war sie geboren als Tochter Kaiser Theodosius' des Großen. Mit ihrem Bruder Honorius war sie in jungen Jahren nach Rom gekommen. Als Honorius die Stadt verließ, ist sie dort geblieben. Bei der Erstürmung Roms 410 durch die Westgoten fiel sie als Gefangene in Alarichs Hände. Dessen Nachfolger Ataulph warb um die schöne Frau, und die Kaisertochter reichte dem Germanen die Hand. Mit ihm zog sie nach Südfrankreich und Spanien. Nach einem Jahr gebar sie einen Sohn; er starb in Barzelona; unmittelbar darauf ihr Gemahl, den sie liebte, durch Mord. Der neue König behandelte sie schmachvoll. Als dieser schon nach wenigen Tagen gestürzt wurde, gab sein Nachfolger für eine hohe Lösesumme, die Honorius bot, sie frei. Auf Wunsch ihres Bruders hat sie im folgenden Jahre mit dessen Feldherrn Constantius sich vermählt. Ihm gebar sie zwei Kinder, Valentinian und Honoria. Nach vier Jahren starb ihr Gemahl, nachdem ihn Honorius eben zum Mitregenten ernannt hatte. Zwischen den Geschwistern kam es zum Streit. Der Kaiser verbannte seine Schwester mit ihren Kindern nach Konstantinopel. Fast unmittelbar darauf starb er. Der Thron war in Gefahr. Da kehrte Galla Placidia über die See zurück und rettete ihrem Sohne den

Thron. Ohne Kaiserin zu sein, hat sie 25 Jahre das weströmische Reich regiert. Sie war beides, eine Römerin und eine Christin, und beides hat sie in den Bauwerken, die unter ihrer Herrschaft in Italien, vor allem in ihrer Residenz Ravenna, entstanden sind, zum Ausdrucke gebracht.

Das erste Bauwerk, das sie errichten ließ, war eine Kirche. Schwerer Seesturm hatte ihre Überfahrt von Konstantinopel nach Ravenna bedroht. Damals hatte sie für ihre Rettung S. Johannes, dem Evangelisten, eine Kirche gelobt. In der Apsis der Kirche ließ sie in Mosaik den Seesturm darstellen; dazu Bilder von Gottvater und Christus, auch ein Bild des Erzbischofs von Ravenna, Petrus Chrysologus. Wenig ist von dieser Kirche S. Giovanni Evangelista in ihrer ursprünglichen Gestalt übrig geblieben, die bis zum Barockstil verändert worden ist. Nur vierundzwanzig Säulen im Mittelschiff, die einst wohl schon einem römischen Tempel angehörten, haben die Zeit überdauert.

Auch im übrigen Italien hat Galla Placidia manches Bauwerk aufführen lassen, in Ravenna aber ist es ein Komplex, der zu ihrer Person in engem Verhältnisse steht. Hier ließ sie für sich einen Palast, die Kirche Sta. Croce und, unmittelbar anstoßend, ihr Grabmal bauen. Auch das Taufhaus, das Baptisterium S. Giovanni in Fonte, ist unter ihrer Regierung und ihrem Einfluß entstanden. Vom Palast ist, ebenso wie von dem des Honorius, nichts erhalten. Auch die Kirche Sta. Croce ist in ihrer ursprünglichen Form zerstört. Nur ihr Grabmal und das Baptisterium, an dem nach dem Tode der Regentin weiter gearbeitet wurde, ist erhalten.

Wer die Dome des Mittelalters im Sinn hat oder auch nur an Kirchen im reichen lombardischen Stile denkt, wie der Dom von Ferrara solch reichgeschmückte Fassade zeigt, der muß vom Äußeren der Kirchen in Ravenna enttäuscht werden. Er darf nicht vergessen, daß das Altertum, und ebenso noch

heute das Morgenland, das Haus, und auch das Gotteshaus, nicht von außen, sondern nur von innen schmückte. Die Bauten Ravennas sind von außen meist unscheinbare, wenig gegliederte, nur mäßig verzierte Ziegelbauten. Innen ist ihre Schönheit und ihr Reichtum.

Auch das Grabmal der Galla Placidia ist ein kleiner, von außen schlichter Ziegelbau in Kreuzesform, im Scheitelpunkte durch einen Aufbau erhöht, flach gedeckt, mit kleinen Lichtöffnungen, der nichts ahnen läßt von seinem Innern, kaum von der inneren Wölbung der fünf Architekturteile. Aus dem blendenden Licht italienischer Sonne kommend, findet das Auge nur allmählich in dem halbdunklen Raume sich zurecht. Dann wirkt die Farbe: die niedrigen Wände sind mit gelbrotem Marmor belegt, die Wölbungen zeigen tief dunkelblauen Grund mit Goldranken in Mosaik. Allmählich treten die Gestalten der Mosaikgemälde gleichsam aus ihrem Rahmen. Links und rechts im Kreuzesarm nach christlicher Symbolik zwei Hirsche, die zur Quelle streben, das Sinnbild der nach der Taufe verlangenden Seele. In der mittleren Kuppel zwei Apostel, die anbetend die Hände zum Himmel erheben. Gegenüber der Tür ein Bild, das bisher die rechte Erklärung noch nicht gefunden hat. Links ein offener Schrank, darin die vier Evangelienbücher liegen; rechts ein Heiliger, vielleicht Christus, mit einem offenen Buch in der Hand und einem Kreuz über der Schulter; in der Mitte brennendes Feuer unter einem Rost. Ein aus Frankreich vertriebener, archäologisch gebildeter Jesuit, der mit mir das Grabmal besichtigte, gab die gewöhnliche Erklärung: der heilige Laurentius verbrennt die ketzerischen Bücher der Arianer. Doch dieser Heilige ist vielmehr selbst verbrannt worden. Ist es aber Christus, der jene Bücher verbrennt, warum gerade diese Darstellung im Grabmale der Galla Placidia? Wäre das Bild erst nach ihrem Tode geschaffen, so hat gerade damals der Arianismus

in Ravenna seinen siegreichen Einzug gehalten. Mehr hat dem Sinne der frommen Frau gewiß das Bild über der Eingangstür entsprochen, die Darstellung, welche die älteste ist in der christlichen Kunst, das Bild des guten Hirten. Aber wie eigenartig ist hier die Darstellung! Das ist nicht mehr der Hirt der Katakomben mit dem Lamm auf der Schulter; hier sitzt eine mächtige Gestalt, statt des Hirtenstabes ein Kreuz in der Hand, umhüllt mit königlichem Mantel, das Haupt umgeben mit einem Heiligenschein, mitten in reicher Landschaft zwischen Lämmern, die unter Palmen lagern. Noch ist darin keine Spur vom byzantinischen Christusbild, noch überragt der antike Typus. Christus ist jugendlich dargestellt, königlich, schön wie Apoll. Auch sonst trägt das Grabmal bei aller Feierlichkeit des Raums, darin ähnlich den Katakomben, nichts von dem Schreckhaften des Todes an sich, das spätere Jahrhunderte bevorzugen. Wunderbar leuchtend sind die Farben. Hier ist eine Verbindung von Christentum und antiker Kunst, würdig der Tochter Theodosius' des Großen. Im Raume selbst, in den drei Kreuzesarmen, stehen drei mächtige Sarkophage. Ob Galla Placidia in dem mittelsten, einfachsten bestattet ist? Sie ist in Rom gestorben. Aber die Überlieferung hält an diesem mittelsten Sarge fest. Gerade weil er so einfach ist, denn über ihn war, wie der gelehrte erzbischöfliche Archivar uns zu berichten wußte, einst eine schwer silberbrokatene Decke gebreitet. Jedenfalls aber birgt und erhält dieser Raum die Erinnerung an eine Frau, die wert ist, nie vergessen zu werden.

Um das Grabmal her hat im Laufe der Jahrhunderte der Boden sich erhöht, und dementsprechend ist im Innern der Fußboden höher gelegt worden. Auch die Türe ist in späterer Zeit verengert worden. Jetzt wird zunächst der innere Fußboden wieder tiefer gelegt. Unter der Leitung des verdienstvollen Konservators Ricci in Mailand wird die Arbeit von geschickten Händen ausgeführt.

Wie nahe diese Zeit, um das Jahr 450, unbefangen in der christlichen Kunst dem Altertum gestanden hat, dafür gibt das Battisterio S. Giovanni in Fonte, dessen Entstehung durch das Monogramm des Erzbischofs Neon (449—452) bezeichnet wird, noch ein Beispiel. Seinem Zwecke entsprechend, stellt es in der Decke des einheitlich gewölbten Kuppelbaues die Taufe Christi durch Johannes dar. Dabei wird der Jordan in echt antiker Weise durch einen alten bärtigen Mann, den Flußgott, aus dessen Urne der Fluß strömt, bezeichnet. Vielleicht ist das Battisterio einst eine Therme, ein römisches Bad, gewesen. Jedenfalls war das geräumige Taufbecken zum völligen Untertauchen des Täuflings bestimmt.

Aus jener Zeit stammt auch noch die kleine, in dem in nächster Nähe des uralten, aber ganz erneuten Domes und des Battisterios gelegenen erzbischöflichen Palaste befindliche Kapelle San Pier Crisologo. Sind auch die Mosaiken, mit denen sie geschmückt ist, ein jugendlicher Christus, Apostelköpfe und die Bilder der ersten Erzbischöfe Ravennas, später eingefügt, die Kapelle selbst, in welcher der Erzbischof täglich die Messe liest, ist wohl eine der ältesten, welche ununterbrochen dem christlichen Kultus gedient hat.

Als Galla Placidia starb, war ihr Sohn Valentinian 31 Jahre; längst hätte er regieren können, aber er war entnervt. Wie Honorius seinen Feldherrn Stilicho, so ließ er nach vier Jahren aus Eifersucht seinen staatsmännischen Ratgeber Aetius, der seiner Mutter treu gedient hatte, ermorden. Im nächsten Jahre ward ihm selbst das gleiche Geschick. Dann sind innerhalb 21 Jahren, durch Palastrevolution erhoben und gestürzt, neun Kaiser einander auf dem Throne gefolgt, bis der Heruler Odoaker 476 dem ein Ende und sich zum König Italiens machte. Aber noch einmal ist für Ravenna eine neue Blütezeit gekommen, wieder durch eine mächtige Persönlichkeit, gewaltiger als Galla Placidia, durch König

Theoderich den Großen. Er war Gote nicht nur von Geburt, sein Herz hing an seinem Volke. Seit 474 war er König eines Teiles der Ostgoten, seit 481 Führer des ganzen Stammes. Aber seiner Bildung nach war er ein Römer. Zehn Jahre seiner Jugend hatte er als Geisel am oströmischen Kaiserhofe zu Konstantinopel gelebt. Er bot dem Kaiser an, mit seinen Ostgoten Italien von Odoaker zu befreien. Bei Verona hat er diesen geschlagen, dann drei Jahre in Ravenna ihn belagert und besiegt in der großen „Rabenschlacht", die fortklingt in der Sage „Dietrichs von Bern". Von seinen Goten zum Könige ausgerufen, war er der Herr Italiens und Siciliens, aber er war es unter Anerkennung der Oberhoheit des oströmischen Kaisers und mit dem festen Willen, den römischen Staat zu erhalten durch die Verbindung germanischer Kraft mit römischer Kultur. Er selbst, der gotische Held, trug römische Tracht. Doch eines hielt er fest, sein arianisches Glaubensbekenntnis. Daraus entstand für ihn in Ravenna selbst sofort eine bauliche Aufgabe, die er in reichem Maße erfüllt hat. Er konnte für sich und seine Goten die orthodox-katholischen Kirchen nicht benutzen, so ließ er neue bauen für den arianischen Kultus. Der Palast, den er für sich errichten ließ, ist verschwunden, denn das Gebäude, welches heute als solcher bezeichnet wird, stammt aus späterer Zeit; nur ein Mosaikbild des alten Palastes ist in einer der Kirchen erhalten. Belisar hat ihn 539 geplündert, dann haben byzantinische Statthalter, Exarchen, und ein longobardischer König darin gewohnt; zuletzt hat Karl der Große Säulen und Marmor für eigene Bauteu weggeführt. Aber die Kirchen, die Theoderich bauen ließ oder die unter seiner Nachwirkung entstanden, sind zum größten Teil, wenn auch im einzelnen verändert, erhalten und geben zusammen ein vollständiges Bild der ursprünglichen Bauten.

Nur eine der schon bestehenden Kirchen scheint Theoderich

dem arianischen Kultus eingeräumt zu haben: San Theodoro, im Mittelalter und noch jetzt San Spirito genannt. Eine andere Kirche, die er bauen ließ, San Andrea dei Goti, ist ganz verschwunden. Vor allem brauchten die Arianer ein eigenes Taufhaus, das Theoderich bauen ließ; jetzt ist es die Kirche Sta. Maria in Cosmedin. Es gleicht in seiner achteckigen Form mit Kuppelgewölbe fast ganz dem der Orthodoxen. Auch die Darstellung der Taufe Jesu durch Johannes mit der antiken Andeutung des Jordans in der Kuppel in farbiger Mosaik ist die gleiche. Noch ist Christus jugendlich bartlos dargestellt, zu einer Zeit, als in Rom und Byzanz schon das bärtige, ernste, alt- und strenggewordene Angesicht Christi das herrschende war.

Der größte Reichtum an Mosaiken ist in der jetzt San Apollinare Nuovo genannten Kirche erhalten. An den Seitenwänden der durch zwei, Rundbogen tragende, Säulenreihen gebildeten dreischiffigen Kirche ziehen sich in drei Reihen übereinander bildliche Darstellungen. Zu oberst über den kleinen lichtspendenden Fenstern zum teil in kindlicher Weise Geschichten aus dem Leben Jesu; zwischen den Fenstern stehen, wie Philosophen anzusehen, Heiligengestalten; unter diesen zieht sich auf beiden Seiten ein langer Zug, rechts von Märtyrern, links von heiligen Jungfrauen, die alle die Siegeskrone in ihren Händen tragen. Die unterste Reihe gehört einer späteren Zeit an. Diese scheint Erinnerungen an den arianischen König getilgt und dafür jenen Zug gesetzt zu haben. Geblieben ist von der ursprünglichen Reihe zunächst dem Altar links Maria mit dem Jesuskind umgeben von vier Engeln, rechts von dem Altar Christus auf dem Himmelsthron, in gleicher Weise von Engeln umgeben. Außerdem zunächst dem Eingange links ein Bild der Hafenstadt Classis, rechts die oben erwähnte Darstellung des Palastes Theoderichs. Das Ganze im Zusammenwirken der Säulen und Mosaiken ist wunderbar schön. Wie feierlich auch die Gestalten stehen, sie treten doch lebens-

voll aus ihrer Umgebung hervor. In einzelnen Darstellungen, in der der drei Könige, die dem Christkind ihre Gaben bringen, ist der Typus der Katakomben streng festgehalten, aber durch den Farbenglanz zeigt auch dieser die Siegeszeit.

Was unter Theoderichs Herrschaft an Kirchen gebaut worden ist, zeigt römische Art, nur **sein Grabmal**, von ihm selbst angeordnet, versetzt gleichsam in eine andere Welt. Einsam liegt es draußen vor Porta Serrata, rechts der Strada Romea, in ergreifender Einfachheit. Abseits von der Landstraße führt ein Weg hin zwischen hohem Gesträuch. Es gleicht einem mächtigen steinernen Hünengrab. Ein zehneckiger niedriger Rundbau aus ohne Mörtel aufeinandergefügten Hausteinen birgt unten gleichsam eine Krypta, darüber eine Kapelle, auf Theoderichs Anordnung überdeckt mit einem einzigen gewaltigen, flachgewölbten istrischen Felsblock im Gewichte von 9400 Zentner. Im Sinne des Vaters mag Amalasuntha den Bau vollendet haben. Vielleicht daß die noch vorhandenen Ansätze oben Gitterwerk trugen. Ganz eigenartig, vermutlich gotischer Art, sind die in Stein gehauenen Friese und Ornamente. Jetzt führt zum Oberbau von außen eine Strebepfeilern gleichende doppelte Treppe, obwohl fremdartig, doch wenig störend. Frei ist das Ganze von jedem Schmuck innen und außen. Aber auch leer ist das Grabmal. Der Sarkophag des großen Königs ist nachmals entfernt, die Asche des arianischen Ketzers verstreut, das Grabmal zu einer Kapelle der Santa Maria della Rotonda geweiht worden. Jetzt wieder, allem Streit enthoben, erinnert es in seiner erhabenen Schlichtheit an einen der größten Männer seines Stammes.

Nach dem Tode Theoderichs am 30. August 526 hat die gotische Herrschaft in Ravenna nicht lange mehr gedauert. Aber ehe Belisar 539 die Stadt für den oströmischen Kaiser wieder in unmittelbaren Besitz nahm, sind, gleichsam als Erbe der Herrschaft Theoderichs, noch in seinem Todesjahre von

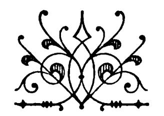
einem seiner höchsten Beamten, Julianus Argentanus, der Bau der Kirche San Vitale und 534 der von San Apollinare in Classe begannen worden, die zu den schönsten Bauten Ravennas gehören, der erstere ein Rundbau, der andere eine Basilika. So sind damals diese beiden Formen christlichen Baustils, die noch heute als die wahrhaft kirchlichen empfunden werden, dort gleichzeitig in gleicher Reinheit zur Ausführung gekommen. Durch seinen Innenschmuck, der erst einige Jahrzehnte später naturgemäß zur Vollendung kam, macht San Vitale den Eindruck eines byzantinischen Baues, nicht als Nachbildung der Hagia Sophia in Konstantinopel, die erst später erbaut ist, aber wie ein Vorbild für San Marco in Venedig, nur höher und heller. Acht starke, nach oben sich verjüngende Pfeiler tragen die Kuppel; zwischen den Pfeilern stehen je zwei von einem Bogen überspannte Säulen, welche die Verbindung des Innenraumes mit einem Umgang in zwei Geschossen vermitteln, nur nach Osten für Altarraum und Apsis Raum offen lassend. So ist der einheitliche Zentralbau reich gegliedert, mit einem Blick übersichtlich und doch von einer Mannigfaltigkeit zierlicher Architekturteile, an denen das Auge sich nicht satt sehen kann. Bekleidet sind die Pfeiler mit dunkelrotem und grauem Marmor, die Säulen von glänzend gelblichem Marmor, die Kapitelle von fast phantastischer Entfaltung, zumeist mit dem Kreuz im Blattwerk. Den reichsten Mosaikschmuck hat der Altarraum. Sinnvoll stellt er das Opfer dar, dazu den Besuch Gottes durch die Engel bei Abraham. Im Triumphbogen erscheint Christus, zur Seite Bildnisse der Apostel. An den beiden Seitenwänden des Altarraumes ist links Kaiser Justinian in feierlicher Umgebung seines Hofstaates, rechts Kaiserin Theodora mit ihren Frauen in glänzenden Gewandungen dargestellt; beide tragen goldene Schalen in ihren Händen, wohl zum Zeichen der Spenden, die sie für den Bau der Kirche gebracht haben.

Auch dieser Bau ist im Laufe der Zeit nicht verschont geblieben. Äußerlich war er durch Anbauten verdeckt, innen und außen der Fußboden durch Schutt fast zwei Meter erhöht, so daß die Säulen verkürzt aus dem Boden wachsen. An den Wänden hat Unverstand architektonische Malereien hinzugefügt. Jetzt sind die Arbeiten zur Freilegung in vollem Gange. Schon ist der ursprüngliche Boden teilweise wieder hergestellt. Die Anbauten sind abgebrochen. Sind erst die Arbeiten vollendet, so wird San Vitale eines der schönsten Bauwerke Italiens sein.

Ganz anders geartet ist die Kirche San Apollinare in Classe. Man erreicht sie mit der Eisenbahn als erste Station von Ravenna nach Rimini zu; verlassen liegt sie zwischen Feldern. Auch hier gibt der erste Blick volle Klarheit über die bauliche Anordnung. Ein hohes, langes Mittelschiff mit offenem Dachgebälk, durch 24 Säulen getrennt von zwei niedrigeren Seitenschiffen, das Ganze hinstrebend zum Altarraum, zu dem eine breite, langsam aufsteigende Treppe führt; im Gewölbe der mächtigen Apsis auf dunkelblau und goldenem Grunde in Mosaik ein mächtiges, den Raum füllendes Kreuz als Siegeszeichen, darüber das Bild Christi mit den vier Evangelisten, darunter S. Apollinaris, der einst hier den Märtyrertod gestorben ist, inmitten seiner Herde zwischen Palmen stehend mit betend erhobenen Händen. Rechts vom Altar ist wiederum das Opfer dargestellt durch eine Zusammenstellung Abels, der das Lamm, Melchisedeks, der Brot, und Abrahams, der den eigenen Sohn darbringt. Links sind kaiserliche und kirchliche Gestalten zu einer Gruppe vereint: die Verleihung von Privilegien durch den Kaiser an den Erzbischof von Ravenna. Noch wäre viel zu sagen von den in allen Kirchen Ravennas stehenden Sarkophagen aus dem 4., 5. und 6. Jahrhundert mit ihren christlichen Symbolen. Im Mittelalter ist ein Grab hinzugekommen, an dem jeder still

steht, das Grab des in der Verbannung gestorbenen und bestatteten größten Dichters und Patrioten Italiens, Dantes.

Das heutige Ravenna wird Wenige anziehen. Wer aber in ihm das alte gesehen und verstanden hat, dem bleibt es ein Gewinn und eine unvergeßliche Erinnerung.





Die Christrose.

Ein Weihnachtsmärchen.

Von M. v. Bodelschwingh.

Es war einmal ein schöner kleiner Garten. Rosen und Lilien, Nelken und Astern blühten darinnen. Alle Blumen, die je auf Erden Menschen erfreuten, gab es in dem Garten. Wenn der Lenz zögernd kommen wollte und die Sonne wärmer schien, dann fing das Blühen an. Schüchtern und doch mutig durchbrachen kleine grüne Spitzen das braune Erdreich, und bald läuteten weiße Schneeglöckchen im Frühlingswinde. Mit süßem Duft bargen sich im März die Veilchen demütig unter ihren Blättern und kleine Marienblumen begannen den Rasen zu schmücken. Dann kamen Vergißmeinnicht, — dem hohen Himmel so ähnlich mit ihrem sanften Blau, — farbenprächtige Nelken, reine Lilien und auch die Rosen, — die Rosen! — Wenn sie blühten, war der kleine Garten am schönsten, ein Paradies schien er dann zu sein. Einmal nun, gerade zur Rosenzeit, hatte sich ein himmlischer Engel verirrt, konnte die Himmelstüre nicht wiederfinden. Sein Flug führte ihn an dem kleinen Blumengarten vorüber, und weil er so lieblich und so paradiesesschön war, meinte das Englein ein Stückchen Himmelreich gefunden zu haben. Es senkte die weißen

Schwingen und rief den Blumen „Grüß Gott" entgegen. Solch einen lichten himmlischen Gast hatte der Garten noch nie geschaut. Die kleinen Monatsrosen erröteten vor Freude, kerzengrade richteten sich die Narzissen auf ihren Stengeln auf und Lilien und Rosen strömten stärker süßen, berauschenden Duft aus. Die Vögel aber flogen hin und her, riefen und lockten einander, und dann begannen sie zu singen in wunderbarem Chor, — jubelnde Loblieder! Der Engel rastete auf dem grünen Rasen und lächelte froh. „Ich war so müde, hier darf ich ruhen," sprach er, — „ihr lieben Vögel singt fast so schön, wie wir Engel im Himmel. Wo bin ich nur?" — „Diesen Garten pflanzte Gottes Hand," antwortete die Lilie, „wir sind die Blumen, die auf den Wegen der Menschen blühen." — Da wurden dem Englein die klaren Augen noch heller, und es schaute alle Blumen in ihrem innersten Wesen, las auf den Blütenblättern den Gottesgedanken, der sie zum Leben rief. Tief blickte es der Lilie in den weißen Kelch. „Du reine Unschuld," sprach es, „bist eigentlich eine Himmelsblume." „Ich blühe in Kinderherzen," erwiderte die Lilie. Von Blüte zu Blüte gehend durchwandelte der Engel im weißen Himmelskleid die Gartenwege, hell lag der Sonnenschein auf seinen glänzenden weichen Schwingen. Da blühten plötzlich vor seinen Füßen alle Blumen des ganzen Jahres auf; es war eine Pracht! Das Schneeglöckchen schaute neben sich die Aster, und hohe Sonnenblumen blickten auf das fröhlich-bunte Krokusbeet hernieder. Mit jeder Blume hielt das Englein Zwiesprache, pflückte sich einen wunderbaren Strauß und empfand in seiner Seele alle reinen Freuden der Erdenkinder. „Wie reich die Menschen sind und wie gesegnet!" rief es aus, „viel Blumen streute der Herrgott auf ihren Lebensweg." Sein himmlisches Herz ertrug es, eine solche Fülle der Freuden zu empfinden, wie sie uns Menschen zugleich zu fassen und zu fühlen unmöglich wäre. Als

letzte und schönste der Erdenblumen fügte der Engel die Mutterliebe in seinen Strauß. Dann aber flogen seine Augen suchend durch den Garten, und wie sie nicht fanden, was sie suchten, wurden sie traurig. Ein paar heilige Engelstränen fielen schimmernd in den Kelch der roten Rose. „Ihr armen Menschen!“ rief klagend in Mitleid das Englein, — „euch fehlt die kostbarste Blume! — Dem Herrgott will ich es sagen!“ — — Die weißen Schwingen hebend entschwebte der Himmelsgast. Mit dem Blumenstrauß der Erde fand er den Himmel wieder. —

Es war Herbst geworden. Kalter grauer Nebel senkte sich auf Wälder und Felder. Er drang auch ein in den schönen Garten. Da ging ein Schauer durch Blüten und Blätter. Tief hinein in die Blumenseelen zog ein frostiger Todeshauch. Immer dichter wurde der feuchte, trübe Schleier. Er verbarg die Sonne, die Wärme, das Licht. Stetig und eintönig tropfte es bald von allen Zweigen. Der graue Nebel hatte sich selbst in mitleidige Tränen verwandelt, weil er Leid und Todesweh in allen Poren der Blätter und Blüten fühlte. Hin und wieder klang noch eine zagende Vogelstimme durch das Dunkel, dann kam die Nacht. Am andern Morgen schien die Sonne, aber ein scharfer, böser Wind wehte von Nord-Osten. Er zauste an Bäumen und Sträuchern und streifte die welken Blätter ab. Ohne Klage legten sie sich auf dem feuchten Erdboden zum Todesschlaf nieder. Eins folgte still dem anderen, nach letztem kurzem Tanz im Sonnenschein. Von aller Blütenpracht war nur noch das blaßblaue Immergrün geblieben. Wie stillverborgene Treue ließ es seine Blüten zwischen glänzenden Blättern hindurchblicken. Nur das Immergrün? ach nein! die kleinen Monatsrosen trieben auch immer aufs neue Knospen trotz Nebel und nordischem Wind. Etwas bleich waren sie geworden, aber sie blühten dennoch,

fröhlichem Kinderlachen gleichend, das nichts von Tod und Leid ringsum versteht. Dann aber kam ein Morgen, da legte der Tod seine eisige Hand auch auf die Rosenknospen, daß sie sich sterbend neigten. Mit lautem Klagelaut floh die Amsel über den Weg, es war bitter kalt geworden. Bald deckten weiße Flocken das Immergrün und den Garten mit weichem Leichentuch. —

So waren alle Blumen verblüht, alle Erdenfreuden dahin. Erlegen unter der furchtbaren Macht des Todes lag kalt und starr die Erde. —

Es kam eine sternenklare Winternacht. Stolz und hoch ragte die Tanne gen Himmel. Ihre Zweige waren mit Rauhreif bedeckt, aber die glitzernde Kälte konnte den Lebenssaft in den dunkelgrünen Nadeln nicht ertöten. Still und trauernd hatte die Tanne das Sterben ringsum mit angeschaut, und Abschied genommen von ihren Lieblingen, den Rosen. Ihre stolze Spitze hatte sie leise geneigt und den Wind willkommen geheißen, der brausend und klagend durch ihre Krone fuhr. Die Tanne empfand viel bittres Weh in diesen Herbsteswochen. Vergeblich erschien ihr alles Mühen und Blühen und grausam der Tod. Dem ersten Frost und Schnee folgten graue Regentage, immer öder und häßlicher wurde der kleine Garten. Das gelbe Laub lag modernd auf dem feuchten Erdboden, tagelang schien kein Sonnenstrahl durch die grauen Wolken. Es kam die Stunde, in der auch die Tanne verzagen wollte. Bis ins Mark drang ihr schwermütige Todesfurcht und Trauer. Gab es denn keine Hoffnung mehr, kein Erbarmen über soviel Leid und Klage? Da fühlte der Baum in die trüben Gedanken hinein eine heiße Lebenswelle aus seinem Stamme aufsteigen, durch alle Äste und Zweiglein, durch alle Nadeln flutete ein guter hoffnungsreicher Lebenssaft. Mit neuer Kraft richtete der Baum seine

Spitze empor, und als nun der würzige Duft seiner Nadeln zum Himmel aufstieg, nahm er gleichsam alle tief verborgene Hoffnung, alle im Schlummer liegende Lebenssehnsucht der Erde mit empor.

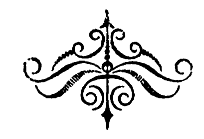
Nun war die Nacht gekommen, in welcher die Sterne so hell vom Himmel winkten und die Erde die Antwort gab durch glitzernden Rauhreif. Feierlich und still war die Nacht, geheimnisvoller denn alle Nächte bisher. Ganz wunderbar wurde es dem Tannenbaum zumute. So nahe und leuchtend waren die Sterne, so nahe der Himmel der Erde! Und nun — — —? Löste sich nicht ein Sternlein dort oben und glitt hernieder wie ein silberner Streifen? Ertönte nicht leises Singen von ferne aus himmlischen Höhen?! — — Der Baum erbebte in heiligen Schauern, denn ein weicher Engelsfittich hatte seine Zweige gestreift. Der Himmelsgast aus der Rosenzeit war zurückgekehrt auf die arme Erde, im bleichen Mondlicht erkannte ihn der Tannenbaum. O, daß die Blumen nicht blühten, die Vögel nicht sangen, um ihn zu grüßen! — In dem kalten, erstorbenen Garten ließ der Engel seine Blicke umherwandern. Dann wendete er sein himmlisch-klares Auge der Tanne zu. „Du allein lebst und hoffst," sprach er milde, „und in deinem Schutz soll meine Blume blühen." In großer freudiger Erregung vermochte der Baum nichts zu erwidern, er zitterte von der Spitze bis zu den Wurzeln. Das Englein aber kniete nieder auf dem reifbedeckten Rasen. Vor der Berührung seiner heiligen Hände wich die hartgefrorene Erde zurück, und tief in ihren Schoß hinein senkten sich die zarten Wurzeln einer Pflanze aus dem Paradiesesgarten.

„So blühe von nun an auf Erden, Christrose, reine Himmelsblüte! Erblühe als seligste Freude in sündigen Menschenherzen, du Blume der Barmherzigkeit Gottes!" So sprach der Engel. Dann breitete er seine Schwingen und

kehrte in die himmlische Heimat zurück. — Den Tannenbaum aber grüßte unter schmalen dunklen Blättern hervor eine reine weiße Blume. Durch ihr stilles Blühen lag über dem öden Garten ein milder Friedensgruß. Über dürres Laub und kahle Zweige hinweg strahlte der weiße Blütenstern eine selige Gottesbotschaft von Leben und Gnade. —

. . . .

Zur selben Stunde aber sangen himmlische Heerscharen über dem Gefilde der Hirten vor Bethlehem. —





Dein Kind.

Von R. Pfannschmidt-Beutner.

Genieße die Tage, genieße die Stunden,
Da fest noch dein Kind deinem Herzen verbunden,
Genieße die selige, sonnige Zeit,
Bald wird es mit eigenem Denken und Können
Vom mütterlich heimischen Boden sich trennen
Und läßt dich in bitterer Einsamkeit.

Genieße das süße, das tiefe Vertrauen,
Holdseliger Augen gläubiges Schauen,
Genieße das Glauben, das Glauben an dich,
Bald wächst ihm Erkennen und scharfes Verstehen,
Auch dich, auch dich wird es anders einst sehen
Wenn goldene Kindeseinfalt verblich.

So ringen vom Baum sich die Früchte, die reifen,
Das flügge Vöglein will weltwärts schweifen,
Es hat ein Recht an des Lebens Wert!
Dann stehe abseits und falte die Hände
Und bete, daß Gott einst zur Heimat wende
Den Flug des Lebens, das dir gehört.





Die Stadt des Frauenregiments.

Von Elisabeth Lorentzen.

Es ist jetzt mehr denn ein Jahrhundert dahingegangen, seit das freiweltliche Frauenstift Quedlinburg aufhörte, reichsunmittelbar zu sein.

Als Ausgleich für die jenseits des Rheins an Frankreich verlorenen Besitzungen kam es mit anderen Reichsständen 1803 an Preußen, durch Hauptschluß der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg.

„Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neuen Geschichte erscheinen so scheußlich, so gemein und niedrig wie diese Fürstenrevolution von 1803," sagt Heinrich von Treitschke in ehrlicher Entrüstung über den Länderschacher im Deutschen Reich, der auf Bonapartes Anordnung und unter seiner Aufsicht geschah. Dann fährt er fort. „Die harte, ideenlose Selbstsucht triumphierte, kein Schimmer eines kühnen Gedankens, kein Funken einer edlen Leidenschaft verklärte den ungeheuren Rechtsbruch. Und doch war der Umsturz eine große Notwendigkeit, er begrub nur was tot war, er zerstörte nur, was die Geschichte dreier Jahrhunderte gerichtet hatte."

Nachdem die Drangsale der Franzosenzeit überwunden, entwickelte sich denn auch Quedlinburg unter der Krone Preußens aus der Erstarrung, der es wie andere geistliche und weltliche

Kleinstaaten verfallen gewesen war, nach dem Glanz früherer Zeiten.

Wer sich heute mit dem Zuge der Stadt nähert, fährt durch blühende Blumenfelder. Samenhandel, überhaupt jede Art von Gartenbau, sind die Hauptzweige gewinnreichen Handels und Gewerbes. Die farbenreichen Fluren geben der alten Stadt ein heiteres lachendes Gepräge. Anmutig hingelagert liegt sie unweit des sagenumwobenen Harzes, im Kranz der turm- und zinnengeschmückten Städte, die dieses herbe, tannengrüne Gebirge des deutschen Nordens umgürten.

Es waren vor allen die Herrscher aus dem Sachsenhause, die Träger deutscher Kultur am Grenzwall der Wenden, die hier feste Stätten schufen.

Unweit des Dorfes Quitlingen saß einst Herr Heinrich am Vogelherd, als ihm die Krone dargebracht wurde. Und hier gründete er, der Städteerbauer, bald darauf die Feste Quedlinburg.

Eine Schutzwehr sollte sie sein für seinen nahen Königshof, das spätere Wipertikloster. Hier weilte der mächtige Herrscher inmitten seines Sachsenstammes, hier rüstete er zu neuen Kämpfen, hier rastete er und jagte im grünen Tann.

Seine Vorliebe für Quedlinburg und Umgegend bekundete Heinrich auch durch Verleihung dieses Lieblingssitzes als Wittum an seine Gemahlin Mathilde, die Fürstin aus des alten Sachsenhäuptlings Wittekind Stamm. Er bestimmte Quedlinburg zu einem freiweltlichen Frauenstift für die Töchter des Kaiserhauses und die des hohen Adels. Im Begriff dasselbe auszubauen und mit fürstlichen Privilegien auszustatten, starb Heinrich jedoch 936. In der Krypta der Schloßkirche St. Servatii ist er bestattet. Neben ihm ruht seine Gattin.

Diese vermachte die Stadt und sämtliche Ländereien dem

Stift, das ihr Sohn, der große Otto, den Anordnungen seines Vaters gemäß errichtet und bestätigt hatte.

Die Abtei stand unmittelbar unter dem Kaiser, war keinem Bischofssprengel zugeteilt und hatte nur den Papst als geistliches Oberhaupt.

Reiche Schenkungen Ottos und seiner Nachfolger hoben das Stift zu immer größerer Macht. In Thüringen, Meißen, auf dem Eichsfelde, über Magdeburg hinaus, im Havellande, war es begütert. Klöster und Kirchen waren ihm untertan. Schulen wurden errichtet, vor allem in Quedlinburg selbst. Die Äbtissinnen widmeten sich dem Unterricht der Jugend und der Erziehung adeliger Jungfrauen. Wissenschaft und Kunst entfalteten sich im Anschluß an das reiche vornehme Stift und an das glänzende Hofleben. Widukind von Korvey, der begeisterte Chronist der Sachsenkaiser, sammelt hier aus eigener Anschauung Stoff zu seinen Geschichtswerken, die Quedlinburger Annalen werden hier geschrieben, Thietmar von Merseburg, Kaiser Heinrichs II. Ratgeber, empfing hier in seinen Jugendjahren die erste Unterweisung.

Die lange Reihe fürstlicher Frauen, — gegen vierzig werden aufgezählt — die als Äbtissinnen herrschten, beginnt mit Mathilde, der Tochter Ottos des ersten. Das sächsische Kaiserhaus blieb überhaupt in enger Verbindung mit dem Stift. In Briefen und Dokumenten wird Quedlinburg Metropolis genannt. Feste und Versammlungen wurden dort abgehalten, vor allem alljährlich das Osterfest vom Kaiserhaus gefeiert.

Nach alter, guter Sachsenart ward der Verwaltung der Frauen von jeher das Erworbene vertrauensvoll anheimgegeben. So machte denn auch Otto III., als er nach Italien zog, die Äbtissin Mathilde zur Reichsverweserin. Ihr verleiht der junge Kaiser Münze, Zoll und Marktgerechtigkeit für ihre Stadt, die nun kräftig emporblühte und eine der ersten

ward, in der sich ein mannhaftes Bürgertum entwickelte, als noch Krieger und Priester fast ausschließlich die deutsche Welt beherrschten.

Nach der Äbtissin Mathilde gebot ihre Nichte Adelheid, Ottos II. Tochter, lange Zeit im Stift. Sie sah die beiden letzten sächsischen Kaiser, Otto III. und Heinrich II., in das Grab sinken und überlebte ihr Geschlecht um zwanzig Jahre. Ihr folgten die beiden Töchter Heinrichs III. des Schwarzen, aus dem Hause der Salier.

Die fränkischen Kaiser teilten die Vorliebe der sächsischen für Quedlinburg und den Harzgau und schirmten es wie jene als Stiftsvögte. Die Hohenstaufen aber waren in dem Erbe Heinrichs des Voglers nicht zu Hause. Die Weltpolitik ihres Kaiserreichs nagte an den Wurzeln seiner Kraft, dem deutschen Königtum.

Den sächsischen Herzögen verblieb jetzt die Stiftsbeschirmung Quedlinburgs. Sie übergaben die Ausübung jedoch wiederholt an die Anhalter, Braunschweiger, Regensteiner oder Blankenburger, ja sogar an den Bischof von Halberstadt, obgleich gerade vom Bischofssitz stets die Privilegien des Stiftes angetastet wurden. Die Äbtissinnen erkannten aber einmütig nur den Papst als Oberhaupt an.

Auch mit der Bürgerschaft der Stadt Quedlinburg hatte das Stift Kämpfe zu bestehen. Die Städter, häufig Verbündete des Bischofs, wurden Mitglieder der Hansa, und strebten durch Anschluß an den sächsischen Städtebund größere Selbständigkeit zu erringen; im besonderen im Verhältnis zur Stiftsherrschaft, im allgemeinen im Gegensatz zu Fürsten und Rittern.

Unter solcher Entwicklung der Machtverhältnisse wurde die Lage der Äbtissinnen selbstverständlich eine schwierigere. Andrerseits gelang es aber, gerade durch die einander widersprechenden Interessen der Gegner hindurchsteuernd, die Unabhängigkeit des Stiftes zu retten.

Rückhalt fanden die Töchter des hohen Adels, die jetzt den Sitz der Kaisertöchter innehatten, ja freilich auch an ihrer Sippe. Aber die Frühlingszeit des Stiftes war mit der des Reiches dahingegangen.

Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde die Äbtissin von Quedlinburg allerdings Reichsfürstin. Die Lage derselben wird jedoch immer bedrängter der Stadt gegenüber.

Als nun Hedwig von Sachsen, die Tochter des Kurfürsten Friedrich II. des Milden, ihr dreiundfünfzigjähriges Regiment angetreten hatte, wurde die Macht der Städter so erdrückend, daß die Brüder der Äbtissin, Ernst und Albert, die Stammväter der beiden sächsischen Linien, dieser 1477 mit Waffengewalt zu Hilfe eilten.

Von den Bundesgenossen in Stich gelassen, erlag Quedlinburg bald der Übermacht.

Das sächsische Haus bemächtigte sich nun wieder der erblichen Schutzvogtei und nahm zugleich die den Bürgern der Stadt entrissenen Einkünfte in Beschlag. Ungeschmälert verblieb der Äbtissin nur die Würde der Reichsfürstin und die Reichsunmittelbarkeit.

Unter Hedwigs Nachfolgerin, Anna von Stolberg, faßte trotz des Widerstandes des Schirmvogtes, die Reformation festen Fuß in Quedlinburg. Die Äbtissin verhalf der Lehre Luthers im besten Einvernehmen mit der Bürgerschaft zum Siege.

Den Dienst an der abteilichen Stiftskirche hatten bisher zwölf Mönche von St. Wipert als Chorherrn versehen, denen die nach Ordensregeln lebenden Stiftsfrauen zur Seite standen. Diese Verpflichtung hörte nun natürlich auf, und die ohnehin beschränkte Zahl der Inhaberinnen wurde noch geringer. Außer der Äbtissin werden jetzt nur eine Pröbstin, eine Dekanissin und einige Kanonissinnen namhaft gemacht.

Das bisherige Franziskanerkloster wurde der, nach Luthers

und Melanchthons Rat neuorganisierten Gelehrtenschule eingeräumt. Namhafte Männer berief man in den Kirchen- und Schuldienst. Theologische Zusammenkünfte und Disputationen fanden in Quedlinburg statt, das auch jetzt wieder ein Mittelpunkt geistigen Lebens ward.

Auch die Reichsfreiheit wurde aus den Kämpfen der Reformation gerettet, und die Äbtissin, trotz Bekenntnis zur neuen Lehre, nach wie vor vom Kaiser auf den Reichstag berufen.

Nach dem Tode der Äbtissin Anna 1601 besetzte jedoch Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen das Stift, als Vormund des Kurfürsten Christian II. Und von nun an erreichen die Schirmvögte eine fast ausschließliche Wahl sächsischer Prinzessinnen. Trotz Verkürzung der Hoheitsrechte gelingt aber den Damen die Erhaltung des Stiftes. Der Tradition getreu werden auch nach wie vor Künste und Wissenschaften gepflegt. Selbst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ist das berühmte Gymnasium von Ausländern viel besucht.

In landesmütterlicher Sorgfalt weiß die Äbtissin Sophie Dorothea von Sachsen überhaupt Freund und Feind entgegenzutreten, und zu retten und zu erhalten aus den wilden Fluten trüber Zeiten, was eben zu retten und zu erhalten ist.

In der allgemeinen Drangsal kamen die Konflikte zwischen Schirmvogtei, Stift und Stadt zum Schweigen. Nach dem westfälischen Frieden aber erwuchs der Selbstherrlichkeit des Stiftes ein neuer gefährlicher Nachbar in dem stolz aufsteigenden Kurbrandenburg, dem nunmehrigen Besitzer des Halberstädter Bistums.

Bald sollte denn auch Quedlinburg unter die Erbschutzgerechtigkeit Brandenburgs gelangen.

Um die neue Polenkrone mit Glanz und Pracht zu umgeben, hatte August der Starke schon mehr als ein altes Recht seines Hauses veräußert. Er verkaufte auch die Schirmvogtei für

340000 Taler an den Kurfürsten von Brandenburg, der durch schnelle Besetzung den Widerspruch der Äbtissin und anderer Zweige des sächsischen Hauses null und nichtig machte.

Die Hohenzollern, die freilich auch die Reichsunmittelbarkeit des Stiftes anerkannten, führten ein strammes Regiment ein. Akzise und Zoll wurden auferlegt und vor allem Soldatenaushebungen eifrig betrieben. Namentlich unter Friedrich Wilhelm I. machten die Werbeoffiziere die Gegend unsicher und der Besuch des weitberühmten Gymnasiums nahm daher ab.

Marie Elisabeth von Holstein, die Tochter des Stifters der Kieler Hochschule, eine gelehrte und tapfere Frau, war nach längerer Vakanz Äbtissin geworden. Es gelang ihr jedoch nicht, den Übergriffen erfolgreich entgegenzutreten. Friedrich II. aber behandelte das Stift mit königlicher Huld. Seine jüngste Schwester, Anna Amalia, wurde zur Nachfolgerin Marie Elisabeths bestimmt und trat 1756 ihre Regierung an, die dreißig Jahre währen sollte. Dann folgte ihre Nichte, Sophie Albertine von Schweden, die letzte Äbtissin des freiweltlichen Frauenstiftes.

Mehr als acht Jahrhunderte hatte die Schöpfung Heinrichs des Voglers sich erhalten, als sie 1803 uneingeschränkt an Preußen fiel.

König Friedrich Wilhelm III trat pietätvoll die Herrschaft an und suchte den Druck der Übergangszeit zu mildern.

Die Katastrophe von 1806 jedoch schwemmte alles hinweg, den Flüchtlingen von Jena und Auerstädt folgten die französischen Heere. Die Sieger faßten Fuß. Quedlinburg, zum Saale-Departement gelegt, war nun Provinzialstadt des Königreich Westfalen.

König Jérome herrschte auch hier uneingeschränkt. Noch im letzten Jahre seines Regiments ließ er die wertvolle Einrichtung des Stiftes versteigern. Kunstschätze und Raritäten

wurden für ein Spottgeld versteigert und zum größten Teil in alle Welt zerstreut. Einzelheiten gingen in den Besitz Quedlinburger Familien über.

Trotz aller Stürme und Wechselfälle hat sich in der alten Harzstadt überhaupt vieles erhalten, das als lebendiges Zeugnis ihrer reichen Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt.

Wer mit offenem Auge und Sinne ihre winkeligen Gassen durchstreift, wird von einer Reihe anheimelnder Städtebilder gefesselt. Altertümliche Holzbauten mit überragenden Oberstocken auf Schritt und Tritt, auf Toren und Mauern eine Fülle von Türmen und Türmchen, deren sieben in der Stadtumwallung Graf Albrecht von Regenstein zur Sühne erbaut haben soll, nachdem die Bürger ihn aus der Gefangenschaft entlassen hatten.

Eine Reihe von Kirchen ziert die Stadt. Von den alten Klostergebäuden ist noch manches vorhanden, freilich größtenteils umgebaut. Die Krypta des späteren Wipertiklosters, einst zur Königspfalz Heinrichs des Voglers gehörend, stammt aus den Tagen, in denen nach Thietmar von Merseburgs Bericht die geliebte Heimat der Sachsenherzöge sich aus einer Urwaldwildnis in eine blühende Paradieseshalle verwandelte.

Die Schloßkirche, dem heiligen Servatius geweiht, wurde 997 erbaut, ist aber wiederholt neu errichtet und zuletzt vor einigen Jahrzehnten restauriert. In ihrem Gemäuer befindet sich ein festes Gemach, der Citer, einst kirchliche Schatzkammer. Manche Kostbarkeiten enthält sie auch heute noch. Teppiche in künstlerischer Webarbeit, welche wahrscheinlich am Ende des zwölften Jahrhunderts die Äbtissin Agnes mit ihren Jungfrauen webte, Reliquienschreine, Kruzifixe und anderes mehr. Neben der Kaisergruft sind noch zwölf Äbtissinnen beigesetzt. Auch Aurora von Königsmark, die freilich nie zu der begehrten höchsten Würde des Stiftes gelangte, sondern sich mit der

der Pröbstin begnügen mußte, liegt dort in einem Gewölbe der Oberkirche, dessen Luft die Leichen mumifizieren soll.

Auch in den beiden Wohngemächern der Stiftsgebäude, die freilich durch weiland König Jéromes landesväterliche Sorgfalt ziemlich geleert sind, findet der Kunstfreund noch manches Beachtenswerte, Holzschnitzereien, Teppiche, besonders aber eine Reihe von Bildnissen. Zuerst die der zwölf protestantischen Äbtissinnen, von 1517 bis 1803, diejenigen verschiedener Hofprediger und das der schönen, vielbewunderten und vielgescholteten Aurora von Königsmark.

Das Rathaus, grünberankt bis zum Giebel, ist restauriert, nur ein gothischer Eckturm ist vom ersten Bau erhalten. Daneben der Roland, das Wahrzeichen städtischer Freiheit. Im alten Gymnasium befindet sich eine reichhaltige Bibliothek und Handschriftensammlung.

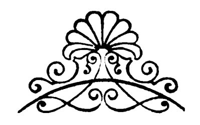
So haben das fürstliche Hofleben der Äbtissin, die Kirche, das städtische Bürgertum, die ritterlichen Nachbarn, Grafen und Herzöge, der Stadt Heinrichs ihre Zeichen aufgedrückt, Spuren von deutschem Leben, deutscher Entwicklung der verschiedensten Epochen.

Das alte Quedlinburg ist ebenfalls die Heimatsstadt manches bedeutenden Mannes. Klopstock wurde hier den 2. July 1724 geboren, Karl Ritter 1779. Julius Wolff hat seinen Geburtsort in unseren Tagen dichterisch verherrlicht. Die Kämpfe des frühen Mittelalters zwischen Äbtissin, Schutzvogt und Stadt fanden ihre dichterische Verkörperung in seinem Raubgrafen durch die Gestalten der schönen, stolzen Jutta von Kranichfeld und Albrecht von Regensteins.

Ferner wurde in der Stadt des Frauenregiments 1715 die erste deutsche Ärztin Dorothea Christine Leporin geboren. Früh von ihrem Vater in seine Wissenschaft und Praxis eingeführt, machte sie später als Gattin des Predigers Erxleben, als Mutter von neun Kindern, in allen Ehren ihren Doktor,

um den Angriffen des Kollegentums die Spitze bieten zu können. Und zwar war die Universität Halle durch Kabinettsbefehl Friedrichs des Großen veranlaßt worden, die bedeutende Frau zum Examen zuzulassen.

Auch sie gehört zu den Erscheinungen aus vergangenen Tagen, die wieder Leben und Gestalt gewinnen vor dem geistigen Auge des Betrachtenden und auffordern rückwärts zu schauen und sich zu vertiefen in die Geschichte der alten Harzstadt, zu der die blauenden Berge hinüberwinken, wie zur Zeit ihres großen Gründers, des ersten Heinrich.





Der furchtbare Blick der Mutter und ein besserer Blick.[1])

Von Otto Funcke.

„Ich kann den giftigen Blick nicht vergessen, den die N. N., die doch früher meine Herzensfreundin war, mir zugeworfen hat. Ja, wenn ich nachts erwache, kommt mir der Blick oft wieder vor die Augen und dann kann ich nicht einschlafen," — so sagte mir letzthin eine edle Jungfrau. Ähnliches hört man oft. Und durchaus nicht nur aus dem Munde sentimentaler oder nervenschwacher Leute. Nein, jeder, der nicht den Menschen gegenüber blind oder eiskalt durchs Leben gegangen ist, wird von der beglückenden oder ertötenden Macht des menschlichen Blickes zu erzählen wissen. — Als ich eine meiner Studentenpredigten hielt, saß da unter den wenigen Zuhörern ein Herr, der mich mit einem so unaussprechlichen Hohn, mit einer so vernichtenden Verachtung anschaute, daß ich ganz unglücklich und in höchster Gefahr war,

---

[1]) Nachstehende Erzählung gehört in eine Serie von „Erinnerungen aus meinem Amtsleben", die, unter anderem, in einem Buch enthalten sind, das spätestens Anfang Oktober bei Geibel in Altenburg erscheint. (Der Titel ist: „Reisegedanken und Gedankenreisen.") Ich habe nachfolgende Arbeit herausgelöst, um der Christoterpe nicht untreu zu werden. O. F.



meinen „Faden“ zu verlieren. Ich versuchte nun mit krampfhaft geschlossenen Augen weiter zu reden. Aber ich fühlte den Blick auch jetzt noch: ja, ich fühlte ihn. Schließlich rettete ich mich dadurch, daß ich meine Mutter, die stille betend unter der Kanzel saß, fest anschaute und so allein fand ich meine Fassung wieder. Was für eine Macht über Herz und Gemüt dagegen oft der teilnehmende liebende Blick eines sympathischen Menschen hat, wird jeder erfahren haben.

Kurzum, man braucht kein „Gedankenleser“ zu sein und kann doch eine ganze Flut von Gedanken und Empfindungen in einem einzigen Blicke lesen. Es gehört mit zu der Größe des Menschen, zu seiner göttlichen, aber auch zu seiner dämonischen Größe, daß er so viel in einen Blick legen kann oder auch ganz unwillkürlich legt. Es kann das eine Flut von Haß, Neid, Feindschaft, Groll, Eifersucht und Mißtrauen sein. Der Blick kann aber auch wie eine Sonne von Hingebung, Liebe, Mitleiden, Ermutigung wirken. Wie oft war es nur ein einziger Blick, der zwei Seelen fürs Leben verband. Wie oft aber sagte auch ein Blick: „Zwischen uns ist jedes Band zerschnitten; wir sind geschiedene Leute.“

Schon die Weisheit auf der Gasse spricht: „In den Augen liegt das Herz.“ Ja, Dämonen und Engel können herausschauen. Bei großen Schauspielern kann man es am meisten „bewundern“, welch einer Beredsamkeit der Blick fähig ist, und welche Wandlung sie ihm, je nach ihrer Rolle, zu geben vermögen. Was mich betrifft, so bedaure ich die armen Menschen, die innere Empfindungen der entgegengesetzten Art und dem entsprechende Blicke künstlich hervorrufen müssen. Die Kunst als Kunst ist ja staunenswert. Aber die Gefahr, alle echten und wahren Empfindungen allmählich zu verlieren, scheint mir doch sehr groß zu sein. Immerhin sehen wir hier, welch eine Sprache das Auge zu reden vermag. Lebhafte Menschen sind darin natürlich begabter als phleg-

matische. Und die beweglichere leidenschaftliche Frau ist dem schwerfälligen Manne auf diesem Gebiet weit überlegen. Daß aber eine Mutter, eine sterbende Mutter, ihrem eigenen leiblichen Kinde einen Blick zuwerfen könnte, der dieses ihr Kind bis in die Nacht der Verzweiflung trieb, einen Blick, der ihm jeden Blutstropfen vergiftete, das hätte ich doch niemand geglaubt, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte. Ich will erzählen, wie ich diese Erfahrung machte.

* * *

Lang, lang ist's her; vielleicht 20 Jahre lang. Es war in der Passionszeit. Da stand ich eines Morgens an einem offenen Grabe auf unserem schönen Rinsberger Friedhof. Erwachender Frühling ringsumher und tönender Vogelgesang von allen Seiten. Aber das kleine Leichengefolge, das sich um das Grab geordnet hatte, sah sehr kalt aus. Es handelte sich um die Beerdigung einer etwa 50jährigen Frau, der, wie es schien, niemand nachtrauerte. Ich hatte sie oberflächlich gekannt. Die sehr ansehnliche Frau war nach zweijähriger Ehe Witwe geworden. Und sie hatte sich und ihr einziges Kind, ein Töchterlein, durch Gemüsehandel gut durchgeschlagen. Die Frau war sehr ehrbar und sehr strenggläubig. Ihre Nachbarn sagten, sie sei frommer als fromm. In der Tat war sie etwas richterisch und pharisäisch. Sie war von der Art die jeden, der nicht genau so tugendhaft und genau so orthodox ist wie man selbst, sogleich bis in die Hölle verdammt. Niemand liebte sie und daher auch das so kleine Gefolge.

Ich hatte sie einmal auf diesen richterischen pharisäischen Sinn ernstlich aufmerksam gemacht, als sie sagte, man solle die „liberalen" Pastoren X. und Y. einfach in die Weser werfen. — Der Dank, den ich für mein treues Wort erntete, war, daß sie ihre 13jährige Tochter nicht zu mir in den

Unterricht schickte, sondern zu einem Kollegen, der, nach ihrer Meinung, ein „strenger Lutheraner“ war.

Wir verstehen jetzt, daß die Nachbarn der Frau an ihrem Grabe nicht gerade zerknickt waren. Aber daß die einzige Tochter, die jetzt etwa 23 Jahre zählte und, sehr elegant gekleidet, an der offenen Gruft stand, auch so eiskalt blieb wie eine Marmorstatue, — das verstand ich nicht. Tränenlos stand sie da. Keine Wimper bewegte sie, als ich am Grabe das Evangelium verkündigte; keine Wimper bewegte sie, als die schweren Erdschollen dumpf auf den Sargdeckel herabrollten; keine Wimper bewegte sie, als die Nachbarn ihr beim Fortgang vom Grabe „kondolieren“ wollten. — Ohne sie anzusehen reichte sie ihnen nur die Fingerspitzen. Ich hatte vor vielleicht zehn Jahren dieses Mädchen als ein auffallend schönes Kind gesehen; seitdem nie. Dennoch wagte ich es, sie auf das Unpassende ihres Benehmens aufmerksam zu machen, denn die Nachbarn gingen bereits verärgert und mit schnellen Schritten fort.

Sie antwortete nur, den Blick auf die Erde gesenkt, mit tonloser Stimme: „Mein Herr, ich bin tot; bei lebendigem Leibe bin ich tot. Bitte, behandeln Sie mich nicht wie eine Lebende.“ — Ich sah sie fragend an, dann fuhr sie fort: „Für mich bleibt nur Wahnsinn oder Selbstmord; und hinter dem einen und andern lodert die Hölle.“ Dem furchtbaren Worte folgte ein gelles Lachen. Sie schüttelte sich wie im Fieberfrost, obgleich sie einen warmen Pelz trug.

Ich war so betroffen, daß ich erst gar keine Worte fand. Das aber fühlte ich, daß ich dem Mädchen lästig war. Zum Überfluß verneigte sie sich noch spöttisch-kalt gegen mich, als wollte sie sagen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.“ Aber ich ging nicht. Nicht immer gilt das Wort: „Wohltaten werden nicht aufgedrängt.“ Diesmal war ich so unhöflich mich aufzudrängen. Es handelte sich

offenbar darum, ein großes Unglück zu verhüten oder ein furchtbares Geheimnis zu lüften; oder um beides.

Ich geleitete also die Unglückliche zu ihrem Wagen und fuhr mit ihr zu der bescheidenen Wohnung ihrer Mutter, die jetzt ihre Wohnung war. — Im stillen bat ich den himmlischen Vater, mir ein gutes Wort zu geben, um den Bann, der dieses junge Weib belastete, zu lösen. Aber was immer ich auch während der langen Wagenfahrt sagen mochte, — ich konnte sie nicht dazu bringen, ein Wort zu sprechen. Es schien, als wollte sie mich tot schweigen. — Vielleicht fing ich es auch ungeschickt an. Lache wer will, aber ich behaupte, der Anblick eines schönen Weibes verwirrt einen Mann fast regelmäßig. Und zumal, wenn das schöne Weib so unheimlich-unglücklich ist wie dieses hier.

Als wir im Hause waren und sie Mantel und Hut ablegte, durchzuckte mich beim Anblick der eleganten Kleider und Schmucksachen, die gar nicht zu der Tochter einer Gemüsehändlerin paßten, ein furchtbarer Gedanke: — „Dies ist ein liederliches Mädchen.“ Und als wenn sie meine Gedanken gelesen hätte, sagte sie hart und höhnisch: „Ja, Herr Pfarrer, ich bin eine Tiefgefallene. Nun wissen Sie genug. Gestern Mittag bin ich aus Hamburg hierher gekommen, weil meine hiesige Freundin mir schrieb, es gehe mit der alten Frau zu Ende. Ich kam auch noch früh genug, um sie sterben zu sehen. Kein einziges Wort hat sie mir gesagt; sie hat auch meine Hand nicht genommen, nein abgestoßen hat sie diese Hand. Aber sie hat mir einen langen — langen ewigkeitslangen Blick zugeworfen. O einen furchtbaren Blick! Und dieser Blick sagte mir: ‚Du hast dich selbst geschändet, du hast mich geschändet; du hast mir mein Herz gebrochen; du sollst verflucht sein in Ewigkeit.‘ Dann kehrte sie mir voll Abscheu den Rücken zu und bald hörte ich ihr Todesröcheln und ihren letzten Seufzer.“ — —

„So, Herr Pfarrer, nun wissen Sie alles," sagte sie noch und ich hörte es nachklingen: „Warum gehen Sie nun nicht endlich?"

Aber ich ging nun erst recht nicht. Ich konnte nicht gehen. Aber es schien, als wenn alle meine guten Worte auf die Erde fielen. Das Evangelium war für diese „Verlorene" kein Evangelium mehr. Was immer ich von der freien, allumfassenden Gnade Gottes sagte, es machte scheinbar auf das junge Weib nicht den geringsten Eindruck. Ach, wenn ein Weib einmal Zucht und Scham mit Füßen getreten hat, so ist sie viel gottloser und viel unempfänglicher für das Göttliche wie ein verbrecherischer Mann.

Spöttisch lächelte auch das Mädchen, als ich ihr sagte, daß sie ohne Zweifel viel in den Blick ihrer sterbenden Mutter hineingelegt habe, was gar nicht darin gelegen hätte. „Ich weiß, was ich weiß," sagte sie kurz und abweisend. — Vollends unglücklich war ich, als ich der Belasteten das herrliche Gotteswort aus Jesaias vorhielt: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmen sollte über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, will ich doch deiner nicht vergessen" (Jesaias 49, 15). Mir war es natürlich nur darum zu tun, sie auf die offene Gnadentür hinzuweisen. Aber ach, sie triumphierte mir gegenüber: „Sehen Sie: ‚Ob sie desselben vergäße'! Das hält also auch der liebe Gott für möglich, daß eine Mutter ihres Kindes vergißt, ja daß sie es haßt und verflucht. Und so ist's hier. Und die Frau, die einmal meine Mutter war, sie hat auch recht gehabt. Ja, Wahnsinn — Hölle! so kommt's!"

Ach, sie sah wohl danach aus, daß es so kommen könnte. Es loderte etwas von Wahnsinn und Hölle in ihren großen leidenschaftlichen Augen, als sie, hoch aufgerichtet, totenblaß und zitternd vor mir stand.

Ich war matt gesetzt. Aber ich hörte nicht auf zu seufzen: „Herr, hilf mir!" Und Er half. Eine innere

Stimme erinnerte mich nämlich in diesem Augenblicke an meine letzte Predigt über die Verleugnung des Petrus, der doch nicht in Verzweiflung versank, weil der Heiland ihn, trotz allem, mit einem Blick voll Gnade und Mitleid anschaute. Dieser Blick des Heilandes hat eine große Bedeutung in meinem Leben gehabt. Er war auch der Herzpunkt meiner letzten Predigt gewesen. So blieb ich auch jetzt, dem trostlosen Weibe gegenüber, dabei stehen. Ich hatte die innere Überzeugung: Wenn irgend etwas, so kann dieser Heilandsblick ein Gegengift werden gegen das Gift in dem Blick der Mutter. Gott schenkte mir warme tiefempfundene Worte.

Die Unglückliche saß da mit geschlossenen Augen und hörte stille zu. Zwar sagte sie einmal: „Des Petrus Verbrechen ist längst nicht so schlimm gewesen wie das meine. Er sündigte in einem Augenblick der Schwäche; ich aber habe jahrelang in der Sünde gelebt und bin so tief gesunken, so tief wie nur ein Weib sinken kann.“ Aber sie kam doch immer wieder auf den Gnadenblick des Heilandes zurück. Und ich zeigte ihr, daß dieser Blick von Mitleiden und Erbarmen selbst eine Maria Magdalena gerettet habe. Sie schüttelte immer mit dem Kopfe. Als ich aber schließlich die Bibel zuklappen wollte (denn ich mußte jetzt heimgehen), wehrte sie fast angstvoll und rief: „Bitte, bitte, nicht zumachen! Ich könnte vielleicht die Stelle nicht wiederfinden.“ Das war mir ein hoffnungsreiches Zeichen. Ich hatte lange gelernt, daß ein starker Baum nicht mit einem Schlag fällt und daß man verzweifelnde Menschen nicht mit einem Ruck zu dem Quell des Lebens führen kann. Wer nicht warten kann, soll nicht Seelsorger sein.

Zum Glück hatten wir eine ausgezeichnete Gemeindeschwester. Ich trug ihr auf, ohne viel Worte, dafür zu sorgen, daß die Unglückliche ordentliche Speise bekomme und sich bald zu Bett lege.

* * *

Ehe ich selbst anderen Tages das arme Geschöpf besuchte, ging ich zu einer vernünftigen Frau, von der ich hörte, daß sie mit der verstorbenen Gemüsehändlerin verkehrt habe. Ich wünschte, über den Lebensgang der Tochter etwas zu erfahren. Da hörte ich denn, daß die Verstorbene zwar sonst eine sehr tugendstolze Frau gewesen sei. Aber eine Schwäche habe sie doch gehabt: sie sei nämlich ganz vernarrt gewesen in die Schönheit ihrer Tochter. Und zwar schon, als diese noch ein kleines Kind war. Immer habe sie in Gegenwart der Marie, (so hieß sie also) ihre Haare und Augen, ihren Wuchs, ihre Hautfarbe usw. gepriesen. Oft habe sie gesagt: „Marie, du bist so schön, du mußt einmal dein Glück machen.“ Ja, das Mädchen sei wirklich der Abgott der sonst so ernsten und „überfrommen“ Mutter gewesen.

Da sei sie denn natürlich sehr eitel und gefallsüchtig geworden. Andere Leute, besonders lüsterne Herren, hätten sie noch viel hoffärtiger gemacht. Sie war noch nicht 13 Jahre alt, da kam sie eines Tages nach Hause und erzählte: „Ein feiner Mann hat mir diesen Taler gegeben dafür, daß ich mich von ihm küssen ließ. Und dann hat er mir zugeflüstert: ‚Du bist ein reiches Mädchen, wenn du nur deine Schönheit recht gebrauchst.‘“

Von der Zeit an sei die Marie immer wilder und schamloser geworden. Nach der Mutter habe sie bald wenig gefragt. Noch nicht 18 Jahre zählte sie, da ließ sie sich entführen. Selbst ihre Mutter habe nicht gewußt, wo sie sich aufhielt. An die Polizei wollte sie sich nicht wenden. Sie hatte Angst, daß auf diese Weise ihre Schande an den Tag komme. Aber sie grämte sich darüber zu Tode. — — —

So hatte also die pharisäisch-ehrbare Mutter selbst die Leidenschaften in ihrem Kinde geweckt. Als sie dann in lodernden Flammen umschlugen, da hatte sie ihr eigen Kind verdammt. Welche war jetzt die größere Sünderin — Mutter oder Tochter? — — —

Als ich wieder zu der Marie kam, war eine große Änderung mit ihr vorgegangen. Sie streckte mir ganz glückselig beide Hände entgegen und sagte strahlenden Auges: „Er hat mich auch angesehen. Nun kann ich an Vergebung glauben. Ja, Jesus hat auch mich angeschaut, gerade so wie den Petrus und sein Liebesblick ist stärker gewesen, wie der Verdammungsblick meiner armen Mutter.“ — —

Wer war glücklicher als ich? Das Mädchen hatte einen ganz anderen Ausdruck ins Gesicht bekommen. Gestern war sie eine versteinerte, heute eine verklärte Schönheit.

Als wir miteinander gebetet hatten, stand ihr das Wort Friede auf der Stirn geschrieben. Aber ich sah (als ein auf diesem Gebiete Erfahrener) auch etwas anderes, nämlich daß sie, infolge der furchtbaren seelischen Aufregungen, leiblich krank war. Ich täuschte mich leider nicht. Der Arzt, den die „Schwester“ schnell holte, erkannte sogleich den Anfang eines schweren Nervenleidens. — Aber selbst in ihren Fieberphantasien kam sie stets auf den Blick Jesu zurück. Und sie starb schließlich still wie ein Kind, das in den Armen seiner Mutter einschläft. „Meinen Frieden laße ich euch,“ das war das letzte Heilandswort, das ich ihr sagen konnte und das sie wohl zehnmal holdlächelnd nachsprach: „Deinen Frieden, o Jesu, läßt du mir.“

Nie habe ich eine schönere Tote gesehen wie diese. Ein glückseliges Lächeln umspielte ihren Mund, ein Abglanz des Blickes, mit dem Jesus sie angeschaut hatte.

Erwähnen muß ich doch auch noch, daß auf der Brust der Leiche eine rosafarbene Karte lag; darauf stand, mit unbeholfener Hand geschrieben:

„Ich liebte dich immer, ich lieb dich auch heut, —
Ich will dich lieben in Ewigkeit.“

Auf mein Befragen sagte die Schwester, diese Karte sei eines

Tages durch die offene Luftscheibe ins Zimmer geworfen worden. Von wem, das wisse sie nicht. Sie habe aber Marie nichts davon gesagt. — Ich aber dachte an einen jungen Mann in handwerksmäßiger Kleidung, den ich öfter mit traurigem Gesicht an dem Häuslein der kranken Marie auf und ab wandern sah. Er war es wohl, der, trotz aller Verirrungen des geliebten Mädchens, ihr treu geblieben war. Das rührte mich. Es war aber weise von der Schwester, daß sie der Hinsterbenden nichts von der Karte gesagt hatte. Den einigen Trost im Tode konnte ihr nur der Gnadenblick Jesu geben. Den suchte sie mit ganzer Seele; und dies Suchen durfte durch nichts verwirrt werden. —

Neun Tage nach der Beerdigung der Mutter senkten wir die arme und doch so reiche Marie in dasselbe Grab, an dem sie vor Kurzem so kalt gestanden hatte. Obgleich nur die Gemeindeschwester und zwei junge Nachbarinnen am Grabe standen, so redete ich doch mit hoher Freudigkeit. Natürlich über den Blick, mit dem Jesus den Petrus anschaute. — Von Ferne aber hörte ich aus himmlischen Höhen die Chöre der Seraphim und Cherubim singen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!“





Engelreigen.

Von R. Eckardt.[1])

Wenn du dich am kleinen Bette
  Beugst auf unsers Kindes Locken,
Löst sich Himmelreigens Kette,
  Engel seh' ich niederflocken.

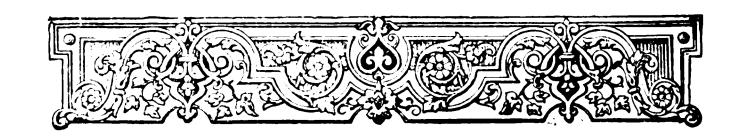
Betest du mit deinem Kinde,
  Schweben weiße Engel nieder.
Küssest du die Stirn ihm linde,
  Duftet rosenrot Gefieder.

Wenn du mit dem Kinde scherztest,
  Engelein mit schmelzbestäubten
Flügeln, die herbei du herztest,
  Gaukeln lustig ihm zu Häupten.

Lulltest du das Kind in Schweigen,
  Geben alle sich die Hände,
Und dann zieht der ganze Reigen
  In des Kindleins Traumgelände.

---

[1]) Aus Jusulinde. Eine Dichterheimat. Von R. Eckardt. Halle a. S. 1905. R. Mühlmanns Verlag (M. Grosse).



Die Himmelswanderer.

Von Dr. E. Dennert.

Ein Häuslein stand am Waldesrand, drinnen hatte das Glück Wohnung gemacht. Es lebte in ihm ein frohes Menschenpaar, und süße Kindlein erwuchsen an der heimischen Herdstatt. Frieden atmete rings Wald und Au, Berg und Tal; der Welt Geräusch, Drängen und Jagen verhallte weitab von der Stille des Waldes und nur des Bergbachs Brausen, drüben, wo er vom Felsen hinabfällt, war ein Bild vom lauten Treiben da draußen im bunten Leben der Menschenwelt.

Ja, Frieden atmete Wald und Au. Am Tage rief es Vöglein dem Voglein zu, nächtens erzählte es ein Baum dem anderen in ernstem Brausen.

Kann Glück und Frieden immer auf Erden wohnen?

* * *

Sie sind doch zu beneiden, die Wolken oben in den Himmeln: die Waldriesen drunten im friedlichen Tal gaben ihnen das Dasein, als Nebel stiegen sie leicht beschwingt empor, nun wogen sie oben fern über dem Erdengrund, unter ihnen weitet sich das Land, über ihnen der blaue Himmel, schranken-

los öffnet sich ihnen die Bahn in die weite Welt. Selige Freiheit!

Sie sehen das Hasten und Jagen der Welt, ihr Laufen und Rennen, ihr Unglück und ihren Unfrieden, — aber voll Freude blicken sie auf ihre Heimat, auf Waldwiese, Bach und Haus am Waldesrand, wo noch dasselbe freudige Glück herrscht. Gern weilen sie an dem Ort. Sie mögen sich von ihm nicht trennen, ob auch die Freiheit lacht und einladend winkt, ob auch die Schwestern rufen und rufen: kommt zum fröhlichen Tanz im weiten Luftrevier!

Da tönet von Ferne ein Brausen und Rauschen, und es klingt hin durch die rüstige Wolkenschar: nun kommt unser Freund, der lustige Wind, jetzt ade, du Heimat, du friedliche Flur, ihm müssen wir folgen, da gibt es kein Zaudern, er ruft uns fort zur weiten Reise, leb wohl du friedliches Glück, wir sehen dich wieder!

Herbraust der lustige Gesell, der Wind, nimmt all die Wolken auf seine Schwingen und trägt sie in die schrankenlose Bläue fort, fort und immer weiter.

Das Licht der Sonne sinkt golden ins Meer, dorthin geht's rasenden Flugs: „Heidi! wir müssen sie noch einmal grüßen die Holde, aber dann weiter in die dunkelnde Nacht!"

Sanfter wird das wilde Wehen, in kleine Flocken zerstieben die großen Wolken tausendfältig, gleich Schäfchen auf der Himmelsflur, goldig erstrahlen sie im Glanz der scheidenden Sonne und die Menschen blicken auf sie und klatschen in die Hände und freuen sich des himmlischen Grußes.

* * *

Nun war sie gesunken und all die Wölkchen waren erblichen und des Glanzes beraubt, da fuhr von neuem der Wind daher und trieb sie zusammen und türmte sie auf: „kommt nun mit mir zur schweigenden Nacht!"

Das war eine schaurige Reise!

Aber siehe da! tausendfältig glühte es auf in dem weiten dunkeln Ozean des Himmels, hier ein Sternlein und dort ein Sternlein, wie zum Reigen stellten sie sich aneinander und lautlos rollten die Welten durchs All. Die Wolken flohen weiter in andächtigem Schweigen, unter ihnen war längst die ruhende Erde erblichen, an den tausend glühenden Flämmchen des Himmels hing ihr Blick, flüsternd nur wagten sie sich zu sagen, was sie bewegte.

Plötzlich tauchte im dunkeln Luftmeer des Mondes strahlende Scheibe auf und warf ihr mattes Licht auf die reisende Schar, immer voller und voller entfalteten sich die Strahlen, da erblichen rings die Sterne, und siehe, unter ihnen dämmerte wieder die schlafende Erde in dem heimlichen Silberlicht. Hundertfach blitzte es neckisch wieder in den Meeren und Flüssen, weiß erglänzten die Bergriesen, dunkle Schatten warfen sie ins Tal hinab und gleich Punkten zerstreut lagen dazwischen die Stätten der Menschen mit ihrem Unglück und ihrem Schmerz, mit ihrem Sehnen und Sorgen.

Ach, so ruhig und still, so glückverheißend und friedreich lagen sie da, und der Wind blies linder daher und lautlos flogen die himmlischen Wanderer.

* * *

Und im Osten erwachte der Tag mit rosigem Glühen, sandte den Gruß empor zu den Wolken und freudig strahlten ihn diese zur Erde zurück; und die Sonne stieg auf und weckte die Schläfer der Erde.

Also ging das Leben den Seglern der Lüfte hin, Länder und Meere kamen und schwanden unter ihnen, Sonnenglanz und Mondschein leuchteten ihnen wechselnd die Bahn, heute blies sie ein Wind viel tausend Meilen fort, morgen ein

anderer wieder zurück. Wo waren sie, wo war ihr glückliches Heim, das Häuslein und die Waldwiese daneben?

* * *

Ein Wirbelwind faßte die reisige Wolkenschar, trieb sie dichter und dichter zusammen und jagte die Widerstandslosen in wilder Eile vor sich hin. Neue und wieder neue Wolken kamen herbei und türmten sich auf zu gewaltigen Bergen; sie verfinsterten die Sonne, und Dämmerung schattete die Erde, unter ihnen hin raste der Orkan, bog die Bäume des Waldes und brach ihre stolzen Kronen. Alles riß er mit sich fort, auch unsere friedfertigen Wolken ergriff die wilde Lust, das war ein höllischer Tanz im Luftrevier, wie sie ihn noch nimmer erlebt.

Unheimliche Schwüle umlagerte sie, und plötzlich durchzuckte sie himmlisches Feuer und brüllend erhob der Himmel seine Donnerstimme. Da begann es in den Wolkenbergen zu zerren und zu ziehen, und prasselnd stürzten sie nieder auf die zitternde Erde. Immer neue Wolkenmassen eilten herbei zu dem höllischen Tanz und rasten vom heulenden Sturm begleitet hinab.

Und siehe, die Wolken tobten nieder und fielen in den wilden brausenden Bach, und als sie sich von dem jähen Fall erholt — was sahen sie? — tief unter ihnen lag ihr Heim, das Häuslein, der Wald, die Wiese. Aber o Graus! Das Feuer des Himmels hatte gezündet, lichterloh brannte das Dach und händeringend umstanden die Menschen die Stätte ihres Glücks. Mitleidig wollten die Regentropfen das Feuer löschen.

Der Bach war über die Ufer getreten und brauste wild daher, mit sich reißend Brücke und Steg, immer neue Wassermassen eilten ihm vom Gebirge zu, immer höher gingen die Wellen, und als das Wasser der Wolken Hütte und Wald-

wiese erreicht, verschlang es beide mit offenem Rachen. Wohl löschten sie die feurige Glut; doch was das Feuer verschont, zerbrach nun des Wassers Gewalt, es riß die Wände auseinander und krachend stürzte die Hütte zusammen. Und die wilde Flut riß mit sich des Hauses Liebling und umfing ihn mit kaltem Arm und begrub ihn in sich mit wildem Brausen.

* * *

Der Sturm war verschwunden, in andere Länder enteilt. Der rasende Bach milderte seinen Lauf und zog seine Wasser zurück. Die Vöglein des Waldes, die sich erschrocken in die tiefsten Gründe verzogen hatten, kamen wieder hervor und ließen schüchtern ihr Lied ertönen, die Bäume rauschten wie vordem. Und doch — es war ein anderes Lied: Trauer, Wehmut und tiefes Leid war sein Grundton; denn die Stätte ringsum war zerstört, stolze Bäume waren gefallen, der Boden des Waldes war aufgewühlt, die Hütte zerbrochen, und die Menschen saßen auf den Trümmern und weinten und klagten mit dem Walde.

Von der Wiese wallten neue Nebel empor zu neuen Wolkenbildern. —

Glück und Frieden können nimmer dauernd auf Erden wohnen.





Herbstgold.

Von M. Feesche.

Leise, leise mußt du heute gehen!
Sieh, wie müd' die Erde ist, wie still.
— Müd' von allem Glanz, den sie gesehen; —
Wie sie nun vom Glücke träumen will.

Leise, leise wehen duft'ge Schleier,
Schimmernd glüht des Herbstes rotes Gold.
Reicher Herbst! Er schmückt zur Totenfeier
Noch die Braut so strahlend, wunderhold.

Leise, leise rieseln von den Zweigen
Goldne Blätter, da der Tod sie bricht.
Leise, leise mußt du gehn und schweigen,
— 's ist ein Sterben heut im Sonnenlicht.





„Dein Gott — mein Gott".

Novelle von H. von Hippel.

Sie hatten in Königsberg zusammen zwei Semester lang studiert, der eine Philologie, der andere Naturwissenschaften. Sie waren Arm in Arm durch die Junkerstraße gebummelt, hatten für dasselbe Ännchen geschwärmt und schworen beide auf Kant und die reine Vernunft, allenfalls ließen sie noch Feuerbach gelten. Im übrigen waren sie ein paar frische, unverdorbene Jungen, erfüllt von der unfehlbaren Urteilsreife, die jenes köstliche Alter zu zeitigen pflegt.

Bei dem Älteren, dem Studiosus Heinz Haselmann, der sich gern auf den Erfahrenen herauszuspielen pflegte, lief etwas Weltschmerz mit unter, das kam, weil er häßlich war und die jnngen Mädel ihn nicht so gern anschauten, wie seinen jungen Freund, den zwanzigjährigen Walter Currey. Der war schon so eine Was kostet die Welt-Natur, dem hing der Himmel voller Geigen! Er war fest davon überzeugt, ihm könne nichts fehlgehen, und Widerwärtigkeiten fochten ihn so bald nicht an. Dazu kam, daß er von daheim gut versorgt wurde, während der Ältere sich die Mittel zum Studium teilweise durch Stundengeben selbst verdienen mußte. Der andere gab aber gern und mit vollen Händen ab, und

waren die allzeit hilfsbereiten Hände schließlich leer, so lag er mit demselben fidelen Gesicht „krumm,“ wie der schöne Ausdruck lautete.

Nur einen Fehler besaß er, er war ein wenig zu fest davon überzeugt, daß ihm nichts fehl gehen könne, und da seine Begabung nach vieler Richtung hin über dem Durchschnitt stand, so bildete sich nach und nach eine gewisse Selbstherrlichkeit heraus, die zwar seinem jungen kecken Gesicht nicht schlecht stand, die aber zu Reibereien zwischen ihm und seinen Altersgenossen oft genug Veranlassung bot. Woher er dieses etwas herausfordernde Wesen hatte, konnte sich kein Mensch erklären, denn er war das Kind eines Landpfarrers und im strengen Glauben aufgewachsen. Die christliche Demut war das Alpha und Omega seiner Erziehung gewesen und wurde dem trotzigen Knaben als höchste Tugend gepriesen. Er aber kaufte sich schon als Schüler seinen Avenarius, und auf dem Heuboden des Rektor Haselmann deklamierte er mit glühenden Wangen dem aufhorchenden Heinz das Haushofersche Lied:

„Wer läßt die Wimper sinken,
Als wär' zu hell das Licht?
Die Sonnenstrahlen blinken
Ins Aug' der Demut nicht!
Es ist, wie sie kam, verschwunden
Ein streitbar stolz Geschlecht,
Und der sie hat erfunden,
Der war der erste Knecht.
Und haben eine Tugend
Die Pfaffen sie genannt:
Beim Gott der deutschen Jugend,
Ich hab' sie nie gekannt!“

Und auf eben demselben Heuboden schworen sich die beiden ewige Freundschaft.



Dann bezog man zusammen die Universität, und nun trat der große Umschwung in Walters Lebensanschauung ein.

Er studierte Strauß, er schwor auf Darwin, er belächelte den Glauben seiner Kinderjahre und glaubte dem Ursprung aller Dinge sehr nahegekommen zu sein. Dabei war er einundzwanzig Jahre alt! — Sein guter Vater hatte das alles nicht mehr erlebt; er war, noch ehe der Junge von der Theologie zu den Naturwissenschaften umsattelte, nach einem langen, ihn voll befriedigenden Leben heimgegangen. Und die Mutter? — Die lächelte, wenn der Junge ihr vom Protoplasma vorerzählte und ihr bis aufs I=Tüpfelchen klar zu beweisen suchte, daß wir gar keinen lieben Gott brauchen, daß alles was auf Erden ist, aus sich selbst heraus ist, nach einen langsam fortschreitenden Entwicklungsgesetze. Die Mutter war auch die einzige, die ihm imponierte. Sie widersprach seinen Theorien nie, sie strich ihm nur über das braune, krause Haar und lächelte ihr gütiges, kluges Lächeln. Im übrigen ließ sie ihn gewähren. Das aber ärgerte ihn gewaltig; denn er kam sich höchst gewichtig vor mit seinem Wissen und brachte es gern an. Seine Mutter aber wußte, es kam die Zeit, wo das Bewußtsein, nichts zu wissen, ihn überkommen würde, und wo das „Wunder" ihn auf die Knie zwang. Denn in jedes Menschen Leben geschehen Zeichen und Wunder.

Fürs erste überließ sie ihren Walter ruhig seinem älteren Freunde, der zwar die Torheiten des Jungen redlich mitmachte, dessen Schwerfälligkeit aber für ihn, in hundert geeigneten Momenten, das günstige Gegengewicht bildete. Vor allem freute es die Frau Pfarrerin, daß Heinz Haselmann sich nichts von ihrem Walter gefallen ließ.

Ein Jahr hatten die Freunde die schöne neue Universität auf Königsgarten besucht, hatten Sonntags die Konzerte in Julchental gehört und Donnerstags die im Börsengarten. Dabei hatten sie das Töchterchen ihrer Pensionsmutter, das schon

erwähnte Ännchen, abwechselnd in ihr Programm sehen lassen und ihr dann und wann verstohlen unter dem Zettel die Hand gedrückt, was der sechzehnjährige Schelm sich errötend gefallen ließ.

Als aber Ännchen mit siebzehn einen reichen Apotheker heiratete, dessen Brustbonbons im ganzen Kneiphof berühmt waren, wußten sie sich aufgeklärt über die Schlechtigkeit der Weiber!

Danach führte das Leben die beiden Freunde auseinander.

Der Ältere blieb noch eine Weile im guten, alten Königsberg, vollendete dort seine Studien, machte sein Doktorexamen und drehte erst dann der Heimat den Rücken, um sich als Bibliothekar in einer kleinen süddeutschen Stadt niederzulassen. Walter Currey aber zog es nach Berlin. Er habilitierte sich nach Absolvierung seines Studiums an der dortigen Universität als Privatdozent; seine Vorlesungen waren bald gesucht und seine wissenschaftlichen Arbeiten lenkten durch die Tragweite ihrer Ergebnisse die Aufmerksamkeit der Koryphäen auf ihn.

Der Freund verfolgte aus der Ferne neidlos und bewundernd seine Siegeslaufbahn. Zuerst hatten sie eine ziemlich lebhafte Korrespondenz unterhalten, aber immer länger wurden die Pausen zwischen den einzelnen Briefen; ihre Lebensbedingungen und Verhältnisse waren zu verschieden. Schrieben sie sich aber, so klang der alte, persönliche Ton immer durch, und beide bewahrten das schöne Bewußtsein, daß es nur eines Wiedersehens bedurfte, um das volle herzliche Verständnis zwischen ihnen wieder herzustellen.

Da kam für den jungen Doktor Currey der Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Straßburg und lenkte so sein Lebensschiff in einen bestimmten Strom.

Am Vorabend seiner Abreise bummelte Currey noch einmal die Friedrichstraße entlang, dieser so leidenschaftlich pulsieren-

den Verkehrsader der Millionenstadt. Die Seele geschwellt von Zukunftshoffnungen und wenig beschwert durch Abschiedsweh, ließ er sich vom Strom treiben. Er handelte gerade mit einer Veilchenverkäuferin um ihre duftende Ware, als er auf der anderen Seite der Straße inmitten der vielen leeren, blöden Gesichter, die ihm eine Eigentümlichkeit gerade dieser Stadtgegend zu sein schienen, einen viereckigen Kopf, mit aufwärts sträubender Haarbürste, einen runden steifen Filzhut, darunter ein rotes, vergnügtes Gesicht, auftauchen, und im Gewühl ebenso rasch wieder verschwinden sah. Und der schnelle Schlag seines Herzens sagte ihm „Heinz Haselmann“! So eine unglaublich ungeschickte und treuherzige Figur gab es nur einmal in der Welt! — Er warf der Veilchenverkäuferin die Mark hin, die er gerade in der Hand hielt und nahm schnell und gewandt die Verfolgung auf. Aber er rechnete nicht mit dem Schlenderschritt der vor ihm Gehenden, den unerwarteten Droschken, Reklamewagen und Straßenverkäufern, und als er sich endlich durch alles hindurchgekämpft hatte, nicht ohne die helle Eleganz seines Überziehers eingebüßt zu haben, war der Freund verschwunden. Currey nahm sich einen Taxameter und fuhr im raschesten Tempo die Friedrichstraße hinauf, bis zum Bahnhofe, dann langsam wieder hinunter bis zur Leipziger Straße, — nicht der kleinste Betteljunge entging seiner Beachtung, — aber der originelle Kopf mit der gelben Haarbürste und dem komischen kleinen Filzhut war verschwunden. Jedoch Currey war nicht der Mann, der sich in einem einmal gefaßten Vorsatz irre machen ließ, und so begann er die sämtlichen Wein- und Bierlokale der langen Straße gemütsruhig abzusuchen, denn der Heinz Haselmann war es gewesen, das wußte er! — Und je länger er suchte, desto eigensinniger wurde er, am nächsten Vormittag wollte er abfahren, jetzt war es 8 Uhr abends, er hatte also 12 Stunden Zeit, das genügte ihm. Bei Lukas Bols versuchten ihn Bekannte aufzuhalten, er

machte sich mit einen Scherzwort los und suchte weiter. Endlich landete er im Wintergarten, und, obwohl er Haselmanns Abneigung gegen derartige Lokale kannte, löste er ein Billet und trat ein. Und das erste, was er zu hören bekam, war das tiefe, herzliche Lachen seines Freundes, der, ihm den breiten Rücken zukehrend, mit zwei Damen an einem der Tischchen saß und sich scheinbar köstlich amüsierte.

Heinz Haselmann, Heinz Haselmann! dachte der Professor. Er setzte sich an einen der Nebentische, so, daß er bemerkt werden mußte, bestellte sich eine Flasche Erdener und ließ das muntere Kleeblatt nicht aus den Augen. Auf der Bühne wurde unterdessen allerhand sentimentale, auf den plattesten Geschmack berechnete Couplets abgesungen, dann folgte ein Brüderpaar mit wagehalsigen Gliederverrenkungen; Doktor Haselmann beehrte das alles dankbar mit seinem guten, harmlosen Lachen, zu dem einsamen Tisch aber warf er keinen Blick hinüber. Um so mehr beschäftigte er sich mit seiner reizenden Nachbarin, und der Professor stellte mit humoristischem Lächeln fest, daß sich beider Hände wiederholt unter dem Tisch fanden. Und als der Doktor Haselmann sein Glas erhob und den beiden Damen zutrank, da sah der Professor an der Rechten seines Freundes einen schmalen Goldreif funkeln. Also verheiratet — dachte Currey etwas betroffen: das erfahre ich erst auf diesem Wege! Natürlich noch in den Flitterwochen, und das junge Mädchen neben ihm, — in diesem Augenblick sah die junge Dame mit ihren großen ruhigen Augen zu ihm hinüber — ist die Schwester seiner Frau. Er behielt das Fräulein im Auge; es war eine zarte, schlanke Blondine, mit feinem mädchenhaften Gesicht, und er bemerkte, daß sie eifrig auf den Doktor einsprach. Der drehte sich rasch um, ein leiser Ausruf, ein energisches Zurechtrücken der Pincenez, ein nochmaliges Hinsehen und beide Herren erhoben sich gleichzeitig von ihren Tischen.

„Endlich!“ rief der Doktor Haselmann strahlend.

„Mensch, was habe ich dich gesucht!“

Gleichzeitig verneigte sich der Professor mit weltmännischem Anstand vor der jungen Frau und dem Fräulein.

„Liebes Kätchen, das ist Herr Professor Currey,“ stellte der Doktor mit frohem Stolz seinen schlanken, eleganten Freund vor, „und dies hier ist meine liebe Schwägerin Fräulein v. Hersel.“

Man schüttelte sich die Hände, der Kellner kam, dem Professor seine Flasche Erdener nachzubringen, und bald saß man in angeregtester Plauderei beieinander.

„Der Ehrgeiz ist also doch noch nachgekommen, Herr Doktor und Bibliothekar?“ scherzte der Professor, „und daran gnädige Frau, haben natürlich nur Sie Schuld.“

„War denn mein Mann jemals ohne Ehrgeiz, Herr Professor?“

„Nun, es dauerte wenigstens eine ganze Weile, bis er sich entschloß, den Doktor zu machen; ihr Herr Gemahl gehörte damals zu den Menschen, die ihre Fähigkeiten unterschätzen.“

„Laß dir nichts weiß machen, Kätchen,“ warf Haselmann dazwischen. „Der Adler hat gut reden zum Regenwurm: fliege! Ich habe mich immer mehr auf den rezipierenden Zustand beschränkt, ohne dabei viel auf den gelehrten Mann Wert zu legen; — wenn ich ein nützlicher werde, ist das mehr wie genug.“

„Ein Regenwurm aber“ — — warf die kleine süddeutsche Frau entrüstet ein — — „bist Du nie gewesen!“

Alles lachte, der Doktor am meisten. „Ihr sind die Federn gewachsen, seitdem wir hier an die Bibliothek gekommen sind,“ warf der Doktor humorvoll ein, „sie hält das für etwas ganz Außerordentliches.“

„Du bist hier nach Berlin gekommen?“ entfuhr es dem Professor.

„Freilich seit gestern, und zweimal war ich bereits in deiner Wohnung!“ Der Professor schüttelte den Kopf und versank eine Weile in Nachdenken.

„Warum hast du mir deine Verheiratung nicht angezeigt?“ frug er kurz und so leise, daß die junge Frau ihn nicht verstehen konnte. Der Doktor antwortete nicht gleich, und der Professor fuhr fort: „Daß du mich so beiseite stehen lassen würdest, hätte ich nicht geglaubt. Werdeprozesse sind inwendig, das weiß ich sehr wohl, und taugen nicht zur Unterhaltung; daß du mich aber mit keinem Wort an deinem Glück Anteil nehmen ließest, das kränkt mich wahrhaftig.“ Haselmann sah mit seinen treuen, prächtigen Augen den Freund kummervoll an.

„Daß Du es so nehmen würdest, das hätte ich nicht gedacht,“ sagt er langsam. „Du weißt, ich bin nie sehr für das Geschreibsel gewesen, und nun gar die Geschichte mit meinem Herselmädchen; — — sie gefiel mir halt gar so gut, und da habe ich sie geheiratet!“

Da lachte der Professor abermals hell auf, streckte dem Freunde die Hände über den Tisch hinüber und drückte sie.

Und in der Tat, der Doktor wußte noch immer nicht recht, wie er zu seinem Glück gekommen war, — — er der arme häßliche, figurlose Bibliothekar — und sie, dies Schmetterlingsgeschöpfchen, dies sprudelnde übermütige, süddeutsche Persönchen! Er hatte sich in ihre geistige und körperliche Grazie so gründlich verliebt, daß er eines schönen Tages — — wo er den Mut hergenommen hatte, er wußte es nicht mehr — — ganz einfach bei ihrem Vater, den Königlichen Staatsrat von Hersel, um ihre Hand angehalten hatte. Und das „Ja“, das er erhielt, war zwar ein sehr gemessenes, aber immerhin ein Ja gewesen. Nun lebten sie wie im Himmel, denn das Frauchen war nicht nur hübsch, sie war auch klug. Sie wußte sehr gut, was an ihrem Heinz Haselmann dran war,

und wenn sie sein „Topfbesen“, wie sie seinen Haarwust nannte, und die gänzlich fehlende Eleganz auch manchmal ärgerte, seine prächtigen Augen, sein tiefes Wissen und seine außerordentliche Bescheidenheit rührten sie immer wieder und ließen sie den Geschmack an der Unterhaltung anderer junger Männer bald verlieren. Wer las wie Heinz Haselmann Shakespeare vor, und wer wußte, mit so viel philosophischem Humor wie er, die Dinge dieser Welt zu nehmen!

Der Professor hatte sich unterdessen wieder des jungen Mädchens erinnert, das er über den Freund wenig beobachtet hatte, und welches an der Unterhaltung der drei nur durch ein Lächeln oder einen freundlichen Blick Anteil genommen hatte.

Sie saß ihm abgewandt, und er konnte nur ihr feines, blasses Profil sehen. Mit wunderlich ernsten Augen verfolgte sie die Harlekinsprünge auf der Bühne. Sie erschien ihm längst nicht so hübsch wie die ältere Schwester, wenigstens fehlte ihrer Erscheinung das ins Auge fallende Pikante, oder war es nur das seltsam und undefinierbar Herbe und Verschattete ihres Gesichts, das ihre sanfte Schönheit nicht zur Geltung brachte?

Das Ehepaar hatte sich in eine lebhafte Unterhaltung verstrickt, und so konnte er sie in aller Muße betrachten. Er mußte darin aber wohl die Vorsicht außer acht gelassen haben, denn mit einer unnachahmlich vornehmen Kopfbewegung streifte sie ihn für die Dauer einer Sekunde und wandte dann ihre Aufmerksamkeit der Bühne wieder zu, auf der noch immer der Clown seine Sprünge machte.

„Lieben Sie denn derlei Vorstellungen, gnädiges Fräulein?“ frug der Professor befremdet.

Sie schüttelte den Kopf, und ohne sich umzusehen sagte sie leise:

„Gestern waren wir in den „Bajazzi“, und da mußte ich über das grausame „Ah, lache Bajazzo!“ nachdenken. Und

heute fällt es mir wieder ein. Wie ich aber mit dem Heinz darüber gesprochen habe, meinte er, dies Lachen bedeute für viele die Quintessenz des Lebens. Verstehen Sie das?"

„Das wäre jedenfalls eine recht verzweifelte Quintessenz," antwortete der Professor.

Sie erhob aufmerksam den Kopf.

„Meinen Sie nicht, daß man mit einem Lächeln viel überwinden kann?" —

Der Professor schwieg einen Augenblick und dachte nach, was sie damit wohl meinen könne. Und wieder flog sein Blick zwischen den Schwestern hin und her. — Nein, sie war doch die Schönere.

„Eine Welt!" sagte er zustimmend, „aber nie mit dem harten Lachen des Bajazzo! Friedrich Theodor Vischer sagt:

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen;
Durch dieses Leben sich durchzuschlagen
Gehört ein Stück Roheit!
Wohl dem, der das hat erfahren
Und konnte sich dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit! —

In diesem Bajazzogelächter liegt ein Stück von der Roheit, und wir alle, wenigstens wir, die wir im Leben stehen, erfahren sie einmal; wohl dem, der sich aus ihr hinüberretten kann zu dem heiteren Lächeln des Weltüberwinders."

Sie sah ihn voll an, zum erstenmal — und etwas Nachdenkliches, Grübelndes lag in ihrem Blick.

„Ich möchte so vieles wissen", sagte sie rührend.

Ihm wurde heiß um das Herz und, um sein Bewegung zu verbergen, frug er scherzhaft:

„Was denn zum Beispiel?"

„Ich kann das nicht so klar sagen; — wer ist denn Friedrich Theodor Vischer?"

„Kennen Sie nicht sein „Auch Einer“, so schicke ich es Ihnen. Sein Glaubensbekenntnis möchte ich Ihnen fürs Erste nicht zumuten.“

Von der Bühne war indessen der kleine Clown verschwunden und statt seiner erschienen einige Sängerinnen. Brausender Applaus weckte die beiden aus ihrer Versunkenheit.

„Wollen wir nicht lieber gehen?“ frug der Professor nervös.

Sie hatte es überhört; mit derselben süßen Nachdenklichkeit im Gesicht blickte sie auf die Bühne.

„Mir tun sie so leid!“ sagte sie mit ihrer feierlichen, weichen Stimme. „Mir fallen immer bei ihnen die Worte ein: „Find' ich so den Menschen wieder, dem wir unser Bild geliehen?“

Der Professor nickte; und abermals dachte er: wie konnte ich sie nur mit der Schwester vergleichen!

Das Ehepaar mischte sich in das Gespräch.

„Sie bleiben nicht mehr lange hier, Herr Professor?“ fragte die junge Frau.

„Morgen fahre ich mit dem Frühzuge nach Süddeutschland,“ antwortete der Professor schwankend, wie jemand, der sich über seine Pläne noch nicht ganz im Klaren ist.

Die junge Frau klatschte in die Hände.

„Da fahrt ihr ja beide zusammen, Kinder; denn das Margaretle, Herr Professor, will morgen wieder heim.“

Er suchte ihre Augen.

Sie bejahte, aber nur still und freundlich, und er konnte nicht aus ihrem Gesicht ersehen, ob es ihr Freude machen würde, noch einen ganzen langen Tag mit ihm zusammen zu sein.

Und als ihn abermals die fade Musik aus seinem traumhaften Zustand aufstörte, wiederholte er seine Frage:

„Wollen wir nicht lieber gehen?“



Alle waren einverstanden, und während man aufbrach, sagte der Doktor Haselmann jovial lachend:

„Weißt du auch, wem du es zu verdanken hast, daß wir aufmerksam auf dich wurden? Dem Margaretle! Sie hat dich nach einem Bild in unserem Album sofort erkannt!“

Und wieder suchte der Professor ihre Augen.

Sie aber hatte sich hastig abgewandt und war vorangegangen, dem Ausgange zu; trotzdem hatte er gesehen, wie heiß sie errötete.

Als sie draußen standen in der frischen kalten Winternacht, faßte der Doktor seine Frau sogleich unter den Arm, und nach längerem Hin und Her der Beratung schlug Currey vor, man wolle noch im Opernhause den letzten Akt der „Zauberflöte“ anhören. Der Doktor stimmte begeistert zu, und die ewige Weisheit des Papageno auf den Lippen „Mann und Weib und Weib und Mann reichen an die Gottheit an“, steuerte er mit seiner jungen Frau den Linden zu.

Der Professor und das Margaretle folgten schweigend.

Unter den Linden war es heute ungewöhnlich still und friedlich, und der Mond stand leuchtend über den beschneiten Dächern. Sie gingen an dem einsamen Palais des toten Kaisers vorüber und sahen zu den verhangenen Fenstern hinauf. Silberüberflutet lag vor ihnen die Universität. Als sie aber am Opernhause ankamen, da hatten sie noch immer kein Wort gesprochen. Statt der „Zauberflöte“ wurde „Fidelio“ gegeben; sie traten leise ein in die verdunkelte Loge, und sie alle hörten zum erstenmal das Hohelied der Gattenliebe. Als das wundervolle Duett begann „O namenlose Freude“, da neigte sich der Professor plötzlich vor und zwang das Margaretle, ihn anzusehen, und da sah er ihr holdes Gesicht von Tränen überströmt. Und fortan wußte er, daß all seine Glücks- und Schönheitssehnsucht dieses Gesicht umfassen würde.

* * *

Wir wollen schweigen von der Fahrt der beiden am andern Tage durch die tiefverschneiten Berge und Wälder, an Dörfern und Städtchen vorbei, im Fluge durch die schöne Welt. Es war für beide ein traumhaftes Glück. Der Professor nannte ihr die Namen der Städte, der Flüsse, der Kirchen und Schlösser, an denen sie vorbeiflogen und wußte von allem etwas Interessantes zu sagen. Und sie stand neben ihm und sah mit ihren tiefen, fragenden Augen zu ihm auf.

Dann ließ er sie sprechen, — erzählen von ihrer Kindheit, ihrem Elternhause, und er erfuhr, daß sie ihren einzigen geliebten Bruder vor einem Jahr durch ein Unglück verloren hatte. Er war vor ihren Augen aus dem Kahn gestürzt und ertrunken. Und nun verstand er vieles in ihrem Wesen.

Aber auch Frohes wußte sie zu berichten, und es war merkwürdig, wie die einfachsten Erlebnisse, die sie zu erzählen hatte, wie in einen Schimmer von Anmut und Poesie getaucht erschienen.

„Es schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst Du nur das Zauberwort"

ging es dem Professor durch den Sinn. Sie kannte dieses Zauberwort. Immer mehr nahm sie ihn gefangen, der Duft ihrer Seele entzückte ihn, ihre Herzensgüte und ihre anmutige, schlichte Klugheit taten es ihm an, vor allem aber rührte ihn ihre Bescheidenheit. Sie war eine von den Reichen, die die Fülle ihrer Schätze selbst nicht kennen oder sie ahnungslos hingeben dem, der anzupochen verstand. Immer tiefer überfiel ihn, den Sieggewohnten, das Bangen, ob er sie erringen würde.

Und er errang sie! — Wenige Wochen darauf flogen die goldumränderten Karten durch die Welt, und auch in dem traulichen Schöneberger Heim des Doktor Haselmann fand sich

eine ein. Die Schwester war schon brieflich vorbereitet worden, aber sie hatte Stillschweigen geloben müssen, und so sah sie jetzt voll lächelnder Spannung in das Gesicht ihres Mannes, der das Kuvert erbrach.

„Wer hätte das gedacht?“ sagte Haselmann betroffen. Seine Frau lachte.

„Das habe ich schon an dem Abend im Wintergarten bemerkt; ein Unglück pflegt selten allein zu kommen. Ich muß sagen, mir gefällt der neue Schwager ausgezeichnet!“

„Deinen Eltern auch?“

Über das Gesicht der jungen Frau glitt ein leichter Schatten.

„Mama schreibt, er wäre ja gewiß eine glänzende Partie und sie hoffe, der Vater werde sich auf die Dauer nicht dem Zauber seiner Persönlichkeit entziehen können.“

Haselmann lachte etwas bärbeißig.

„Und weiter?“

„Laß das doch, Schatz, du wirst es ja wohl am besten wissen, daß Dein Freund ein Atheist ist.“

„Ein Gelehrter ist er!“ sagte der Doktor ernst, „ein Mann, beseelt von glühendem, rücksichtslosem Wahrheitsdrange! Was aber deiner Schwester gefährlich werden wird, das ist die faszinierende Überzeugungstreue seines Wesens, er war der erste, der an meinem Kinderglauben rüttelte.“

„Sie wird ihn gewinnen, wie ich dich zurückgewonnen habe!“ sagte Frau Käte leise.

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„An mir war nicht viel zu bekehren, liebes Kätchen. Wohl überkam auch mich in jener Zeit, da ich unter dem Bann Walter Curreys stand, das Drängen nach Erkenntnis absoluter Wahrheit. Und welcher denkende Mensch machte dieses Stadium nicht durch? — Es kristallisiert sich dann eine sogenannte Weltanschauung heraus! Dann aber kommt die

Resignation — über die Unerreichbarkeit des Ideals und nun bin ich auf dem Wege, dem Wege zum Herrn.

Vielleicht befindet sich Currey noch in dem mittleren Stadium; es hält nur bei ihm für etwas Vorübergehendes merkwürdig lange vor. Schon als junger Mensch schrieb er eine Broschüre — über die Selbstzersetzung der christlichen Dogmen, die Aufsehen erregte; sein Bekenntnis ist das eines Strauß, eines Feuerbach, eines Vischer.

Ob sich eine so stolze, unabhängige Natur je von einem Weibe gängeln lassen wird, ist mir fraglich.“ —

„Von einem Weibe nicht, aber vielleicht vom Leben!“ sagte die junge Frau ruhig. Der Doktor überhörte es.

„Ein Kollege äußerte einmal von ihm: das ist ein Kerl, der geht nötigenfalls über Leichen! Und er setzte noch hinzu: so sehen die Menschen aus, die etwas im Leben erreichen! — Erreicht hat der Walter Currey bisher alles, was er wollte!“

„Das ist es gerade!“ — sagte Frau Käte, und nach einer Weile des Nachdenkens fügte sie innig hinzu: „Ich glaube an keinen Zufall! Diese beiden Menschen sind nicht zu ihrem Unsegen zusammengeführt!“

Der Doktor fuhr sich durch die sich sträubende Haarbürste und erholte sich allmählich von seiner ungewöhnlichen Erregung. Er pflegte sonst nie in einem Atemzuge zu sprechen und war selbst verwundert ob seines Übereifers.

Und als er sah, daß seine Frau ihre Näharbeit wieder aufgenommen hatte, rückte er sich seinen Kragen zurecht, warf ihr über die Brille hinweg einen seiner treuherzigen Blicke zu und trat unsicher und langsam den Rückzug an. Frau Käte aber tat, als bemerke sie nichts, und selbst sein Zögern an der Tür rührte sie wenig, das „Gängeln von einem Weibe“ hatte sie geärgert. Erst als er endgültig hinter der Tür seines Arbeitszimmers verschwunden war, sah sie mit humo-

ristischem Lächeln auf, und ihre flinken Fingerchen machten die Bewegung, die der Volksmund mit „Rübchen schaben“ zu bezeichnen pflegt.

Dann zog sie den letzten Brief ihrer Schwester aus der Tasche und mit feuchten Augen überlas sie noch einmal den Schlußsatz: „Und ich liebe ihn unsäglich.“

Schon im Juni sollte die Hochzeit sein. Das Brautpaar hatte sich wenig gesehen, aber im Mai war der Professor von Straßburg aus noch einmal herübergekommen, um an den Sorgen der Wohnungseinrichtung, der Einladungen, und ähnlicher schöner Dinge mehr, mit tragen zu helfen. — Die schlanke junge Braut holte ihn vom Bahnhofe ab, und es ergötzte den Professor sehr, seinen Einzug im Städtchen zu einem Ereignis gestempelt zu sehen. Die Straßenbuben standen längs des Bürgersteiges Spalier, die Finger in den Mäulern, und das Margaretle bewies mit Stolz, daß es sie alle beim Namen kannte; die Zahl der Backfische aber, die ihnen auf dem kurzen Weg zum elterlichen Hause begegnete, überstieg die ersteren weit, und selbst der Kolonialwarenhändler und der Herr Apotheker waren unter ihre Türen getreten und schwenkten die Käppis. Denn man hatte sie aufwachsen sehen im Städtchen, die Herselmädel — und sie waren es gewesen, die den Verkehr zwischen der Familie und dem Städtchen vermittelt hatten; denn die Herseleltern waren wohl bekannt und angesehen im Ort wegen ihrer großen Frömmigkeit und Wohltätigkeit, aber immer nur aus der Entfernung; und es gab Leute, die ihnen nachsagten, sie wären hochmütig und selbstgerecht.

Dem Magaretle aber waren sie alle zugetan, und sie ging neben ihrem Schatz einher wie auf Federn. Für jeden freundlichen Gruß hatte sie ihr herziges Lachen, und wem sie etwas zuliebe tun konnte, dem tat sie's; und zu ihrer Freundin, der Anne Marie Biswinger, hatte sie mit ver-

schlungenen Händen gesagt: „Weißt, ich begreif's ja noch nit, daß er auf mich armes, dummes Ding verfallen konnte“ —! — Und sie war doch die Schönste und Vornehmste im ganzen Ort! — Aber diese große Schönheit war ganz plötzlich über das Margaretle gekommen, und niemand hatte sie bei ihr vermutet, denn früher hatte sie in ihrer ernsten, nachdenklichen Art immer etwas zurückgestanden hinter der mutwilligen, feurigen Schwester.

Und diese selbe tiefe Seligkeit erfüllt auch ihn!

Die streitbaren Kräfte schlummerten in ihm, und so oft sich auch die Gelegenheit bot sie zu benutzen — und die Familie seiner Braut hätte sie ihm schon bieten können —, schob er sie lächelnd beiseite. Er würde das Kind schon aus seiner ungeklärten Religiosität und seiner Unfreiheit hinüberretten, in seine stolze Selbständigkeit des Geistes, — wenn er es nur erst für sich hätte, sein Margaretle!

Jedoch kurz vor der Hochzeit kam es ungewollt einmal zu einer Auseinandersetzung. — Das Brautpaar war von einem Spaziergang heimgekommen und saß plaudernd auf dem alten Sofa im Eßzimmer. Da warf die Mutter ahnungslos den Zündstoff hin. Sie frug ihre Tochter: von welchem Pfarrer sie getraut werden wolle, vom alten, von dem sie konfirmiert worden sei, oder vom neuen, zu dessen Kirche sie nach Lage ihrer jetzigen Wohnung gehörten! Und das Margaretle hatte natürlich gemeint: vom alten! Um es aber ganz recht zu machen, hatte sie obendrein noch ihren Schatz gefragt. Der hatte gerade einen Apfel verzehrt, den ihm die schlanken, feinen Finger seiner Braut geschält hatten, und sich gemütsruhig in das Sofa zurücklehnend, sagte er: „Weißt, Schatz, ich mag das gar nicht, daß mir fremde Leute in meinen heiligsten Handlungen hineinreden sollen, mir also wär's schon lieber, die Eltern segneten uns hier einfach im Hause ein. Du bist aber noch nicht meine Frau, und wenn es deinen Eltern und

dir lieber ist, so werde ich mich selbstverständlich einer kirchlichen Trauung unterziehen, für deren Poesie ich gewiß alles Verständnis habe. Welcher Pfarrer das aber macht, das ist mir ganz egal!" — —

Und danach war es sehr still im Zimmer geworden. — — Nach einer Weile hatte sich die Mutter erhoben und war in das Arbeitszimmer des Herrn Staatsrats hinübergegangen, und es dauerte nicht lange, so wurde das Margaretle gerufen. — Und während das Margaretle ins Gebet genommen wurde, machte der Professor sich gar nicht recht klar, was er eigentlich angerichtet hatte.

Das Margaretle aber konnte und wollte nicht mehr zurück. Ihr liebes Gesicht war tief blaß geworden nach der Unterredung und blieb auch den ganzen Tag über blaß, aber sie konnte es in ihrer Einfalt nicht begreifen, daß ein Mensch, der so unbeschreiblich edel und gütig war, gottlos sein sollte. — — Das Verhältnis zwischen dem Professor und seinen Schwiegereltern war von diesem Tage ab erkaltet. Sie trauten ihm nicht mehr! —

Und so zog Margaretle an einem wonnigen, wundervollen Junitage aus dem Hause seiner Eltern zu dem Manne seiner Liebe. Der Pfarrer aber hatte ihr in ihre Bibel den Trautext geschrieben: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott!"

* * *

Drüben in Kehl, jenseits Straßburgs, wo der Rhein seine grünschimmernden Wogen in reißender Hast vorüberträgt, hatten sie sich ihr Nestchen gebaut. Dort waren der jungen Frau neue Welten aufgegangen. In ihrem Hause traf sich alles, was jung und streitbar war, aber auch ältere Gelehrte von Ruf, Künstler und die Edelleute der Umgebung fanden sich gern zu den zwanglosen Abenden ein. Ihr Walter verstand es,

die verschiedensten Elemente zu fesseln, kam es zur Polemik, so war die seine so scharfsinnig, so glänzend und fortreißend, daß die anderen bald verstummten. Dann sah das Margaretle jedesmal mit leuchtenden Augen zu ihrem Manne hinüber. Man trieb Musik, man besprach die Neuerscheinungen in Kunst und Literatur, und gerade die anmutige Zwanglosigkeit dieser Abende, an denen jeder sein Bestes gab, entzückte die junge Frau. Sie war eine geisttötende gesellschaftliche Steifheit gewöhnt gewesen, — geteilte Lager, — hier Skat und Seidel, dort Strickstrumpf und Tee! Das gab es im Hause des Professors nicht. Und was bekam man nicht alles zu hören und zu sehen. Da brachte ihr einmal ein junger Geologe von seinem Streifzuge in den Vogesen ein selten schön erhaltenes Exemplar einer Versteinerung mit, und was ihr Mann darüber erzählte, klang ihr wie ein Märchen. Das sei ein Tier gewesen, das einst vor viel Tausenden von Jahren gelebt habe, und jetzt der Nachwelt Kunde gäbe von dem Zeitalter seiner Existenz. Denn nach der Art der Versteinerung habe man gelernt, das relative Alter der Gesteinsschichten der Erde zu bestimmen und hierauf baue sich die ganze Geologie auf. Und dem Margaretle, das gewöhnt war, mit Monaten und Jahren zu rechnen, wurde schwindelig bei diesem lächelnden Rechnen mit Tausenden, und oft stürmten die neuen Gedanken und Eindrücke derartig auf sie ein, daß sie sich ganz klein und bedrückt vorkam. Und doch hatte dieses Erweitern ihres Horizonts das Gute, daß der Sinn für das Große und Erhabene immer mehr in ihr geweckt wurde, und daß sie das Kleine, Überflüssige im Leben schneller herauszufinden und beiseite zu schieben verstand.

Am meisten interessierte sie das Leben der Tiere, und da war es wieder die Zweckmäßigkeit der Natur, die sie in Erstaunen versetzte, aber auch hier ängstigte sie fast das Hinübersehen über Jahrtausende. Mit scheuer Ehrfurcht hing

sie am Munde ihres Mannes, wenn er ihr erzählte, daß es Tiergattungen gäbe, die früher auf dem Lande lebten, aber aus verschiedenen Gründen, auf der Flucht vor ihren Feinden zum Beispiel, oder zu leichterem Nahrungserwerb, sich mehr und mehr in das Wasser zurückgezogen hätten. Und da sei es das Wunderbare, daß sie sich allmählich im Lauf der Generationen für das feuchte Element umgebildet haben, statt der Beine Ruderflossen, und statt der Zähne Barten erhielten. Der Professor erläuterte das an dem Beispiel des Walfisches, von dem das Margaretle ja schon in der Schule gelernt hatte, daß er ein Säugetier sei.

So führte er sein holdes Kind immer mehr in die geheimen Werkstätten der Natur ein, und nie pflegte er seine Belehrung zu beschließen, ohne auf die anbetungswürdige Weisheit derselben hingewiesen zu haben.

Das Margaretle aber dachte in ihrer Einfalt abermals: Natur und Gott — ist das nicht dasselbe? Kommt es ihm vielleicht nicht nur auf den Namen an?

Das Einzige, was sie nicht vertragen konnte, war Spott, und als einmal eine ihrem Mann befreundete Kapazität, die sich auf der Durchreise zum Frühstück bei ihnen aufhielt, lächelnd auf die Frage nach seiner Schwiegermutter den Vers zitierte:

„Seine Mutter — 'ne geborne Lerche, —
Ging des Sonntags dreimal in die Kerche,
Teils aus Frömmig-, teils aus Zeitvertreib"

da warf das Margaretl seinem herzlich lachenden Manne einen bitterbösen Blick zu und ging hinaus. Denn über ihr allsonntägliches Kirchengehen da hatte er sich schon wiederholt moquiert, das wußte sie.

Und endlich faßte sie sich eines schönen Tages einmal ein Herz und stellte sich ihren Mann.

„Walter!" begann sie schüchtern, „wenn kein Gott wäre,



wie du das mit deinen Freunden glaubst, dann würden die Menschen doch ruhig sündigen und das Gute nicht lieben, — sie brauchten sich dann ja nicht vor Strafe zu fürchten!“

„Ich hoffe Schatz, du liebst das Gute um des Guten willen, und sündigst nicht nur deswegen nicht, weil du Strafe fürchtest!“

Sie dachte einen Augenblick nach. „Ja, aber viele Menschen würden ohne Gott allen sittlichen Halt verlieren!“

„Dann ist ihr sittlicher Halt nicht weit her! Übrigens ist in jeder schlechten Handlung ihre Strafe enthalten, zum Strafen also brauchen wir keinen Gott.“

„Ja, Walter, — sieh — werde nicht ungeduldig, — du sprichst so oft von der Zweckmäßigkeit der Natur. — Warum denn zum Beispiel liegt der Trieb in mir, jeden Abend die Hände zum Beten zu falten und Gott für mein großes Glück zu danken?“

Er umfaßte sie mit einem tiefen, warmen Blick.

„Da bist du auch eine Ausnahme, süßes Herz! Man findet selten jemand, der seinem Gotte für etwas dankt; die meisten erinnern sich seiner nur, wenn sie um etwas zu bitten haben, und um welch törichte Dinge wird gebeten! — Stell dir nur vor: auf Reezen, so heißt ja wohl dein elterliches Gut, hat es für euern Sandboden noch nicht genug geregnet und die Bauern flehen um mehr nassen Segen, damit ihr Hafer nicht verdorre. Dicht daneben beginnt nun aber der Lehmboden und dort bitten die Leute ebenso flehentlich um Trockenheit, da ihnen ihr Getreide sonst verfaule! Wem soll denn da der liebe Gott seine Bitte erfüllen? Unsere Gebete sind meist von kindischem Egoismus eingegeben, und wenn ein Gott existiert, so entwürdigen sie den großen Weltengeist, der auf uns Menschen vielleicht mit demselben Lächeln herabsieht, wie du das Spiel junger Hunde verfolgst.“

Die junge Frau schüttelte langsam den Kopf.

„Was bist du doch für ein greulicher Heide, lieber Mann! Und trotzdem, ich bin überzeugt, auch du würdest, wenn du in Not und Angst gerietest, deine Seele erheben und zu ihm flüchten.“

„Ich glaube nicht!“ sagte der Professor ruhig. „Aber gesetzt, es wäre der Fall, so wäre das noch lange kein Beweis für deinen persönlichen Gott. Ein Ertrinkender greift in seiner Angst selbst nach dem Strohhalm, damit ist aber noch nicht gesagt, daß der Strohhalm das beste Rettungsmittel ist.“

Sie senkte entmutigt den Kopf auf ihre Handarbeit und begann wieder zu nähen. Wohl machten sie seine Argumente oft mundtot, konnten sie quälen und beunruhigen, aber ihr Herz lehnte sich dauernd auf gegen seine Gründe, und immer noch hoffte sie im Stillen: sie würden schon noch zusammenkommen!

Er aber sah lächelnd auf ihre Unruhe nieder.

„Glaube mir, Kind,“ fuhr er fort, „eure Religion ist sehr einfach und bequem! Wie einfach ist es, anzunehmen, daß die Welt in sieben Tagen erschaffen sei, — wie langweilig aber auch! — Ist der langsame, durch Jahrmillionen fortschreitende Werdegang unserer Erde, die wir mit dem unbescheidenen Namen „Welt“ bezeichnen, nicht weit grandioser? Du hast neulich in dem Buche, das ich dir gab, über die Entstehung unserer Erde gelesen, und du klagst, daß dir wirrer wie je im Kopfe sei. Vielleicht vermagst du mir mündlich zu folgen. Sieh, wenn wir auch von den Uranfängen des unermeßlichen Weltganzen nichts wissen“ — hier atmete das Margaretle sichtlich erleichtert auf, er gab einmal zu, nichts zu wissen — „so ahnen wir doch, daß unser Sonnensystem für sich im Anfang ein ungeheuerer Gasball war. Von diesem um sich selbst wirbelnden Gasball haben sich die einzelnen Planeten nacheinander, wie kleine Tropfen, abgelöst, und haben sich, jeder für sich, und doch alle im Banne ihres

mütterlichen Sonnenkörpers bleibend, ihrer Vollendung entgegengeformt. Solch ein Welttropfen war auch unsere Erde! Auf ihr entwickelten sich dann allmählich die Erstlingsformen des Lebens, von der ersten Zelle bis zu immer höheren, reicheren und fähigeren Wesen. Ein gewaltiger Überblick von der ärmlichen Alge bis zum köstlichen, früchtetragenden Baum, vom winzigen Strahlentierchen bis zum Fühlen und Können des Menschen! Ergreift dich das nicht?"

Die junge Frau saß, den Kopf in die Hand gestützt, und hing an seinen Lippen. Ihre großen Augen hatten wieder den grübelnden suchenden Ausdruck.

„Was aber, liebster Mann, war im Anfang?"

„Im Anfang war die Kraft!" sagte der Professor feierlich.

Das Margaretle bewegte sinnend das Haupt.

„Im Anfang war Gott!" sagte sie leise. „Und alles, was ihr erforscht habt, ist weiter nichts, als ein gewaltiges Hohelied seiner Größe!"

„Du magst recht haben," antwortete der Professor, gerührt durch die Schönheit ihres Ausdrucks, „hier eben beginnt der Glaube."

So wurde dem Margaretle Kopf und Herz schwer gemacht, und oft wenn ihr Mann, befriedigt von der Tagesarbeit, fest neben ihr schlief, lag sie wachend und rang mit den neuen Eindrücken. Und je mehr sie grübelte und rang, desto mehr wurde ihr zu Sinn, als würde ihr der sichere Boden unter den Füßen fortgezogen und selbst im Gebet fand sie nicht mehr Ruhe. Der Glaube an die Kraft des Gebets war ihr erschüttert. Sollte ihr Leben wertlos sein wie das eines Wurmes, und spurlos verinnen wie der Wassertropfen im Meere? Das Geheimnis in ihr, das die Menschen Seele nennen, lehnte sich dagegen auf. Eins aber fühlte sie immer wieder: wie lauter ihr Mann war, wie ernst und heilig er es mit seiner Überzeugung nahm.

Da kam eines schönen Tages ein kurzer Brief von der Frau Pfarrerin aus dem fernen Ostpreußen, „sie wolle jetzt das Margaretle kennen lernen“, und bald darauf erschien die alte Frau selbst.

Das war eine Freude!

Das Margaretle hatte sich immer besonders gut auf alte Leute verstanden, einfach, weil sie sich an die Tatsache hielt, daß so ein Altchen mehr Wärme braucht, als junges Volk, und nun gar sein Mütterchen, — wie wollte sie es hegen!

Die alte Heiterkeit war wieder über sie gekommen, sie wußte selbst nicht warum; denn sie mochte es sich nicht gestehen, daß sie sich oft so wunderlich einsam gefühlt hatte in den letzten Wochen. Singend putzte sie sich heraus, als die Zeit herankam, die Frau Pfarrerin von der Bahn zu holen, und so rasch wie sie den Weg zum Herzen des Jungen gefunden, so rasch fand sie ihn auch zum Herzen der Alten. Ihr Gesicht gehörte zu jenen Heimatholden, die ein Fremdsein gar nicht aufkommen lassen, und die alte Frau sah sie nur immer stumm an.

Im Triumph zogen sie zu dreien in ihr Nestchen am Rhein. Und nun begannen schöne Zeiten. Das Margaretle entwickelte einen großen Eifer in allen haushaltlichen Sachen; mit glühenden Wangen überwachte sie den Sonntagsbraten, und war ihr das Durcheinander auf ihres Mannes Schreibtisch schon immer ein Dorn im Auge gewesen, in dieser Zeit setzte sie das Ordnen durch. Und die Frau Pfarrerin tat, als wäre sie noch nie in einem jungen Haushalte gewesen — sie bewunderte alles! Ihr meinte es das Margaretle fast zu gut, und heimlich entfernte sie nachts von ihrem Lager die vielen Unterbetten und legte sich, wie sie es gewohnt war, auf die harte Matratze.

Am schönsten aber erschienen dem Margaretle die Abende, an denen sie zu dreien in des Professors Studierzimmer saßen

und die alte Frau aus ihrem Dorfe erzählte, Ernstes und Heiteres, wie es grad kam. Vom Didijurgeit, der allsonnabendlich seine sechs Jungen in der Regentonne badete und dem Jüngsten zuvor ein Fußbänkchen hineinstellte. Und wie es dann ein Fest sei, die kleinen Didijurgeits der Regentonne entsteigen zu sehen, alle sechs mit einem kleinen schwarzen Fettkringel um den Hals, denn das Wasser sei oben schmutzig, sonst aber sonntäglich sauber. — Vom Krakuschin, einem Eigentümer, der wegen Rauferei zu drei Mark Geldstrafe oder einem Tage Gefängnis bestraft war und jammernd zur Frau Pfarrerin gekommen sei: er könne die Schande, eingesperrt zu werden, nicht überleben! — Da habe ihm die Frau Pfarrerin den Taler geschenkt. Als sie sich aber später nach ihm erkundigte, erfuhr sie, daß er ihn doch lieber abgesessen habe. —

Und wie rührend erschien dem Margaretle die Geschichte von der Therese, einer armen alten Magd, deren Sohn im Haff ertrunken war, und die nun täglich von ihrem Abendbrot die besten Bissen beiseite tat, und, wenn es dunkelte, ein Licht an ihr Kammerfenster stellte, damit er sich heimfand, wenn er zurückkehrte aus der weiten Welt. Denn sie glaubte nicht an seinen Tod.

So gingen die Tage wie im Fluge dahin und gar erschrocken war das Margaretle, als die Mutter von der Abreise sprach, denn sie hatte noch so manches auf dem Herzen. So z. B. hatte es sie recht verwundert, daß die Frau Pfarrerin nie dazu zu bringen war, die Vorlesungen ihres Sohnes zu besuchen, noch eine seiner bewunderten Abhandlungen zu lesen. Legte ihr das Margaretle etwas derartiges hin, so schob es die Frau Pfarrerin mit einem lächelnden „Schon gut“ beiseite und sagte in ihrer schüchternen und doch so bestimmten Art: „Ach Kind, das sind all diese dummen Flausen, die sie meinem alten lieben Jungen in den Kopf gesetzt haben, das gibt sich

ja alles wieder!“ Und kopfschüttelnd zog dann das Margaretle mit ihren berühmten Büchern ab.

Sie sind alle so unabhängig, diese Ostpreußen! dachte sie seufzend: sie lassen sich nicht so leicht beeinflussen!

Margaretle begann es nun darauf anzulegen, Mutter und Sohn öfters allein zu lassen, um ihnen Gelegenheit zur Aussprache zu geben; denn sie hatte gemerkt, daß die alte Frau ihrem berühmten Jungen gewachsen war, daß sie ihm imponierte. Und ach, das letztere war bei ihr so gar nicht der Fall! —

Kam sie dann aber nach einer halben Stunde wieder herein, so strickte die Frau Pfarrerin eifrig an ihrem Strickstrumpf und der Hacken, von dem vorher noch nichts zu sehen gewesen war, war vollendet. Gesprochen also hatten sie gar nichts!

Und doch wußte das Margaretle, daß die Frau Pfarrerin ihren Jungen innig liebte!

Da sie nun aber fest davon überzeugt war, daß, wenn überhaupt, dann nur die Frau Pfarrerin es verstände, ihrem selbstherrlichen Heiden den Kopf zurecht zu setzen, so übte sie ihre Taktik unverdrossen weiter, bis eines schönen Tages der alten Frau ein Licht aufging und sie lächelnd sagte:

„Kind, bleib nur im Zimmer, mit dem Walter weiß ich doch nicht viel zu reden!“

„Aber Mutterchen!“ protestierte das Margaretle erschrocken, „der Walter ist ja so viel klüger als ich!“

„Schadet nichts, Kind! Mit Menschen, die nie einen großen Schmerz in ihrem Leben gehabt haben, geht es mir wunderlich; — mit denen kann ich nichts anfangen! Kommt schon, kommt schon, Kind!“, fügte sie hinzu, als sie des Margaretles große Augen sah, „der liebe Gott kriegt uns alle an den Kragen!“

„Ich glaube, Mutterchen", sagte das Margaretle vorwurfsvoll, „du wünscht dirs gar!"

Die alte Frau wiegte den Kopf. „S' ist nicht gut, wenn einem alles nach seinem Willen geht!" bemerkte sie kurz.

Und so rückte der Tag der Abreise heran. Das Margaretle hatte bang die Hand der alten Frau gefaßt und über ihr zartes, lächelndes Gesicht flog etwas wie vorausahnendes Weh.

„Du wirst mir doch oft schreiben, Mutterli?"

„So oft du willst, Kind! Und wenn du einmal etwas hast — nicht wahr du weißt schon, ich brauch keine Worte zu machen — ans Herz bist du mir gewachsen, wie mein eigenes Kind!"

Das Margaretle beugte sich mit feuchten Augen herab und küßte die Hand der Alten. Die aber entzog sie ihr hastig und, um ihre Rührung zu verbergen, sagte sie scherzend: „Der Walter ist nicht sehr für das Händeküssen! Du weißt, er ist immer schnell bei der Hand mit der menschlichen Würde!"

Das Margaretle errötete und, in den instinktiven Gefühl, ihren Mann in Schutz nehmen zu müssen, antwortete sie mit einem unerwarteten Anflug von Trotz:

„Das hat mir immer gerade so gut am Walter gefallen, dieser Stolz und dieses Unabhängigkeitsgefühl, und alle schätzen und verehren ihn darin. Ich habe noch selten jemanden gesehen, der so kühn und ohne Menschenfurcht seinen Weg geht, wie mein Walter. Es sucht wohl jeder auf seine Art die Wahrheit!"

Die Frau Pfarrerin strich ihr begütigend über das erhitzte Gesicht und antwortete nicht. Mit einem seltsam stillen sorgenden Ausdruck sah sie vor sich hin.

Das Mädchen ging mit dem Koffer durch das Zimmer; gleich darauf folgte der Professor im Hut und mit der Handtasche und mahnte zum Aufbruch. Das Margaretle rückte der Alten die Kapuze zurecht, knöpfte ihr besorglich den Mantel

zu und vertiefte sich noch einmal in das liebe Gesicht, das ihr so unendlich teuer geworden war. Erst als die beiden um die Ecke der langen, stillen Villenstraße gebogen waren, gab sie ihren Guckausplatz am Fenster auf und ging ihren häuslichen Arbeiten wieder nach.

Die alte, schon etwas gebückte Frau, hatte indessen den Arm ihres großen Sohnes genommen und trippelte ein wenig mühsam neben ihm her. Er sah das aber nicht. Er sprach von einer Arbeit, die ihm übertragen sei, und von der er hoffte, daß sie Aufsehen erregen würde, von einer Expedition, die für China in Aussicht genommen wäre und an der er Teil nehmen würde, wenn er nicht verheiratet wäre. Dabei war er mit seinen langen Beinen der Mutter immer einen halben Schritt voraus, denn trotz seiner Herzensgüte war er, wie alle Idealisten, ein regelrechter Egoist, der in seiner eigenen Welt lebte. Schließlich frug er noch nach des Vaters Grabe, und, ganz zum Schluß, erkundigte er sich danach, wie der Mutter seine kleine Frau gefallen habe.

„Nun, so klein ist die gerade nicht!“ gab die Alte zur Antwort. Über sein frisches, selbstbewußtes Gesicht flog eine leichte Röte. Er hatte die Mutter verstanden. Es war ihm merkwürdig, daß er nie aus diesem Verhältnis zu ihr herauswuchs, und, wenn er ihr schlichtes, freundliches Gesicht und die kindlichen heiteren Augen sah, wunderte er sich doppelt über ihre heimliche Überlegenheit.

Die alte Frau drückte seinen Arm.

„Daß du das Margaretle geheiratet hast, mein Junge, ist das Schönste und Liebste, daß du mir antun konntest. Es zeigt recht, was für ein gläubiger Mensch du eigentlich bist!“

Die Lippen des Professors kräuselten sich, aber er war zu glücklich gestimmt über den ersten Satz, um einen seiner sarkastischen Einwürfe zu machen, und so sagte er erfreut:

„Und dabei müßtest du die Eltern des Margaretle kennen — pietistische Frömmler ärgster Sorte! Ein frohes, freies Wort ist in dem Hause unmöglich, ich begreife noch heute nicht, wie in der muffigen Pharisäerluft eine solche Wunderblume gedeihen konnte.“

„So viel ich von dem Margaretle verstanden habe, müssen ihre Eltern, wenn auch strenge, so doch überzeugte Christen sein!“ „Unduldsame Fanatiker sind sie, Mutter; Menschen, die auf Andersgläubige hochmütig herabsehen und alles, was über ihren Horizont geht, nicht der Prüfung für wert halten, sondern verächtlich beiseite schieben. Glaubst du, daß die Leute mir jemals seitdem wir verheiratet sind, geschrieben haben! Und warum das? Weil ich geäußert habe, es sei mir gleichgültig, ob wir von einem Pfarrer getraut würden oder nicht! Das hat da wie eine Bombe eingeschlagen. Sie haben alles getan hinter meinem Rücken, um mir das Herz meiner Braut abwendig zu machen, hätte das Margaretle nicht diese eigentümlich stille Festigkeit des Charakters, es wäre ihnen vielleicht gelungen! Das aber vergesse ich ihnen nicht!“ — Der Alte schüttelte den Kopf.

„Ja, ja, diese stille Festigkeit, mein Junge!“ — der Professor sah rasch auf und begegnete ihrem treuen warnenden Blick. „Was meinst du, Mutter?“ frug er.

„Ich dachte an ein altes gutes Sprichwort, vom Kruge, der so lange zu Wasser geht, bis er bricht! — Quäle mir das Margaretle nicht,“ bat langsam die Alte.

Er sah sie grenzenlos erstaunt an.

„Mutter!?“ —

Sie nickte sich vor sich hin. „Hatte der Staatsrat von Hersel nicht einen Sohn?“ ging sie auf ein anderes Thema über.

„Ja, er verlor ihn infolge eines Unglücks. Ich glaube, man kann das kaum bedauern, denn während die beiden Töchter zeitweilig bei Verwandten in Berlin erzogen wurden, war

der Sohn nie aus dem Elternhause herausgekommen. Wir wären also nur um einen Ducker, Streber und Heuchler reicher! Wenn du mir einen Gefallen tun willst, Mutter, so sprich mir überhaupt nicht von solchen Leuten; sie machen mich nur ungeduldig!"

Die Alte lächelte.

„Gott, Ihr Jungen! wie das gleich brodelt und sich hat mit den großen Worten! — Stürm nur nicht so, mein Kind, ich komm' nicht mehr recht mit, und die Reise ist weit, die ich vorhabe!"

Der Professor mäßigte sofort seine Schritte, erst jetzt gewahrte er, wie erschöpft das alte Gesicht aussah. Zärtlich drückte er ihren Arm an sich und führte sie sorgfältig die Stufen der Bahnhofstreppe hinauf. Er ruhte nicht eher, als bis er ein leeres Kupee gefunden und ihr Rundreisebillet dritter Klasse in eins zweiter verwandelt hatte. Sie ließ alles mit sich geschehen; der Abschied nahm sie mehr mit, als sie eingestehen mochte, und nur der Blick mit dem sie seinen raschen jugendlichen Bewegungen folgte, verriet ihre Zärtlichkeit.

Nun stand er, den Hut in der Hand, vor ihrem Kupee, und die Sonne schien auf sein braunes, kurz gelocktes Haar. Die Türen wurden zugeschlagen, der Gepäckwagen nahm die letzten Pakete auf und nun ertönte das Abfahrtssignal.

„Grüße die Haselmanns in Berlin," rief er, „und vergiß uns nicht, liebe, liebe Mutter!"

Sie hatte es verstanden, trotz des Stampfens und Schnaubens der Lokomotive und über ihr Gesicht flog ein glücklicher Ausdruck.

Die Seele voller Jugendbilder und doch das Gefühl eines eigentümlich nagenden Vorwurfes im Herzen, ging er bewegt seinem Heim wieder zu.

Im Winter lebten Curreys sehr gesellig. Der Professor führte seine junge Frau auch auf den Statthalterball und war stolz auf das Aufsehen, das ihre zarte Schönheit erregte. Sie war so fein und graziös in den anmutigen Verschlingungen der Quadrille, und der Professor staunte über die lächelnde Gelassenheit, mit der sie die Huldigungen ihrer Tänzer hinnahm. Das unschuldige Bewußtsein ihrer lieblichen Schönheit hatte sie von klein auf besessen, und ihre harmlose Natürlichkeit entzückte die jungen blasierten Männer. Die Alten freuten sich über ihr feines Erfassen jedes tieferen Gesprächsstoffes, und über die Kunst, mit der sie das Zuhören verstand.

Der Schwiegermutter schrieb das Margaretle getreulich, und die schien die einzige zu sein, der der Trubel nicht recht war. „Werde nur nicht oberflächlich, mein Margaretle," antwortete die alte Frau. „Der Verkehr mit den Menschen kostet uns so leicht den eigenen Menschen, und man verliert in dem Getriebe so manches. Ich habe in meinem langen Leben weit öfter den Wunsch gehabt, mal herein, als mal heraus, und kam mehr dabei auf meine Rechnung, denn es ist merkwürdig, was man bei solch stiller Einkehr alles findet! Vor allem, mein liebstes Kind, denke immer daran, daß du für deine Seele verantwortlich bist, sie nimmt leicht Schaden in dem Tamtamtrubel der Welt. Und wäre es weiter nichts, als daß du sie unnütz mit Staub beschwerst, — auch der Staub wiegt schließlich und zieht sie herab." Solche und ähnliche Briefe waren dem Margaretle viel; aber die alte Frau brauchte sich nicht zu sorgen! Es geschah etwas, daß das ganze Haus mit Glück und Freude erfüllte — das Margaretle wurde Mutter!

Und nun wechselten die Rollen im Hause des Professors. Er, der früher mit so viel Selbstbewußtsein die erste Geige gespielt hatte, verstand sich zu der zweiten, und es begann sich alles um das Margaretle zu drehen. Der Professor hielt sie

ehrfürchtig wie eine Königin; sie war für ihn jetzt das Heiligtum der Natur.

Alles, was sein Gemüt an Zartsinn und Tiefe barg, in dieser Zeit trat es zutage, und dem Magaretle war oft zu Sinn wie im Märchen. Mit großen verwunderten Augen sah sie dem Muttergeheimnis entgegen.

Und es schlug endlich ihre schwere Stunde. Blaß und zitternd stand der Professor an ihrem Bett und sah, wie sein armes Weib litt; die Lippen trocken, die großen Augen verzerrt, in angstvoller Frage auf ihn gerichtet. Aber er konnte ihr nicht helfen.

„Gott, mein Gott!“ bat sie, „laß mich nicht so leiden!“

Der Professor wandte sich ab; zerissen im Herzen, mit geballten Händen trat er an das Fenster. Zum ersten Male spürte er die Ohnmacht des Geschöpfes. Über ihm wölbte sich der leuchtende Winterhimmel, doch der Blick war voll Trotz, den er zu ihm hinaufsandte.

Und stundenlang ging diese Qual so weiter! Flüsternde Worte, — eiliges Zureichen allerhand stärkender Mittel, — atemloses Horchen auf die röchelnde Frau. — Da plötzlich, ein leises, unsagbar schmerzliches und doch so wunderlich drolliges Wimmern — sein Kind, sein kleiner Knabe war geboren.

Erschüttert sank er in die Knie und schlug die Hände vor das Gesicht; der Schrei des Kindes war ihm durch und durch gegangen.

Lächelnd reichte ihm die Wärterin das kleine Bündel. Da sprang er auf und sah sich's an, und ganz fassungslos vor Verwunderung und Entzücken stürzte er vor dem Bett seiner Frau nieder und küßte ihre Hände. Sie aber lag da, schneeweiß und still, in ihrem Gesicht noch den entsetzlichen Schmerz, in ihren Augen aber den Himmel.

Und da — da dämmerte dem Professor zum ersten Male das Wunder.

* * *

Das Margaretle war nun „Margarete" geworden! — Der Professor nannte sie nicht mehr anders. Und wenn er den schönen langen Namen aussprach, so klang es immer, als wenn er Andacht gehalten hätte, wozu er doch bei seiner unheilbaren Gottlosigkeit so wenig Talent hatte. — Und es schien auch, als sollte es nicht anders mit ihm werden.

Als Frau Margarete, nach ihrem ersten Ausgange, in die Kirche ging, begleitete er sie zwar, — doch nur bis an die Pforte des Gotteshauses. Dann machte er Kehrt und erwartete sie nach einer Stunde mit strahlendem Lächeln und der Nachricht, der Junge habe in ihrer Abwesenheit zum erstenmal gelacht. — Das wurmte die junge Mutter. — Als sie aber nach Hause gekommen war und sich mit ihrem nickenden Federhut über das Bettchen des Babys neigte, da lachte der Junge zum zweitenmal, und so war der Friede wieder hergestellt.

Und der Knabe wuchs, gedieh und ward stark! Am Hälschen und unter den Armen schlug er sogar Fettfalten. — Die Grübchen an seinen runden, festen Körper waren zahllos und die Augen strahlten licht und blau wie die der Mutter. Die Stirn und die Stimme hatte er natürlich vom Vater! — Der war, wie alle Väter, fest davon überzeugt, daß es so einen Jungen, wie seinen Jungen, überhaupt nicht wieder gäbe. Solch wundervolle braune Ringellocken, solch bedeutungsvolles Nicken mit den Kopf und solch energisches Fäustchenballen — wo fand man das sonst?

Und das war nun sein Eigentum, sein Geschöpf, das er bilden und formen konnte — nach seinem Geist und Willen! Etwas wie Götterbewußtsein überkam den stolzen Mann bei diesem Gedanken.

Und es war richtig; der Junge war ein süßes Kind! Seine sinnenden Augen verrieten Klugheit, seine kleine Seele atmete Liebe. Einmal war der Professor mitten in der Nacht davon erwacht, wie der Junge leise im Schlafe sagte: „Mein liebes, liebes Papaßen!“ — Das sagte er am Tage nie, denn er hatte vor dem Vater einen großen Respekt! — Sorge machte er den Eltern nicht. Sein festgefügtes strammes Körperchen schien wie gefeit gegen alle Kinderkrankheiten, und vom ersten Schritt kam es zu den ersten Sammethöschen, und, als wieder ein Jahr war, kritzelte er schon auf der Schiefertafel. — Wenn andere kleine Jungen mit ihm im Garten des Professors spielten, dann stand das Elternpaar hinter den Gardinen und sah zu — und seine kleinen rotbestrümpften Beine waren richtig die flinksten und seine jauchzende Stimme die hellste.

Frau Margarete faltelte immer unwillkürlich die Hände, wenn sie ihn ansah. — So vergingen fünf Jahre.

Da kam ein großes Sterben in das Land und der Würgengel Diphtheritis ging Haus bei Haus.

Auch das Nestchen am Rheine verschonte er nicht! —

Zuerst hatten beide Eltern keine Ahnung von dem Ernst der Krankheit. Der Arzt hatte, um das dauernde Fieber zu brechen, kalte Wickel verordnet und Frau Margarete hatte die Nacht über am Bett des Kindes gewacht.

Am Morgen schien es etwas besser zu werden. Das Kind lag blaß und erschöpft in seinem Bett und schlief. — Da redete der Professor seiner Frau zu, sich etwas hinzulegen, sie aber zog es vor, ein paar Minuten in die frische Luft zu gehen und nahm ihrem Mann das Versprechen ab, solange neben dem Kinde zu bleiben.

Draußen, von dem blaugrauen Morgenhimmel, fielen vereinzelte Schneeflocken, der Tag dämmerte herauf, und ein eisiger Ostwind fuhr der Frau entgegen. Sie schloß vor ihm

die überwachten Augenlider und begann dann langsam auf der andern Seite der Straße auf und abzugehen.

Als sie zum drittenmal an ihrem Hause vorüberkam, war es ihr, als zwänge sie jemand die Augen zu erheben bis zu dem Fenster, hinter dem ihr Kind krank lag. — Und da war es ihr, als schwebe etwas Weißes, Geheimnisvolles, vor dem Fenster auf und nieder — flügelschlagend — Einlaß begehrend!

Da erfaßte sie eine krallende Angst, so daß sie die Treppe hinaufflog und atemlos in dem Krankenzimmer ankam. — Verwundert sah ihr ihr Mann entgegen.

Als sie sich aber über ihr Kind neigte, sah sie, daß es schlimmer mit ihm geworden war. —

Nun kamen traurige Tage. Die Mutter wich nicht von dem Bett. Mit starren Augen blickte sie auf das fieberentstellte Gesicht ihres Lieblings — und faßte es nicht! — Berühmte Freunde des Professors kamen, warfen einen Blick auf das Kind, drückten ihm die Hand und gingen wieder. Sie konnte nicht helfen. Und er sah die flackernden Augen, die zuckenden Hände des Kleinen, und in wilder Verzweifelung vergrub er das Gesicht — und faßte es nicht!

Gegen Abend trat Atemnot ein — und nun stieg die Angst der Eltern auf das Höchste!

Aber während die Mutter mit Gott rang um das Leben ihres Kindes, überkam den Vater wieder der tobende, ohnmächtige Zorn des sich auflehnenden Geschöpfs. Ein Blick in das vor Jammer entstellte Gesicht seiner Frau hieß ihn schweigen!

Und wimmernd flehte das Kind um Luft.

„Bete!“ flehte sein Weib ihn an. —

Er blieb aufrecht stehen und ein todestrauriger Blick traf sie. Wenn er auch beten wollte, er konnte es ja nicht, er glaubte ja nicht. — Er sah, wie sein Weib sich von ihm ab=

wandte mit einem Blick, den er nie an ihr gekannt, — er sah sein sterbendes Kind — und jedes Röcheln seines Jungen durchbohrte sein Herz mit tausend Schwertern.

Wenn ich auch zu Dir bete, Du Gott! — dachte er in seiner Angst — Du wirst mich verwerfen, weil ich Dich leugnete! —

Die Stunden schlichen hin. Das Inhalieren brachte nur wenig Erleichterung. In Tönen, die schon nichts Menschliches mehr an sich hatten, flehte das Kind „Hilf mir doch, Vaterli." —

Gegen Abend ging es zu Ende! — Das furchtbare Röcheln hatte aufgehört, immer langsamer schlug das kleine Herz. Die Mutter aber glaubte, es würde immer besser! — Seit vierundzwanzig Stunden kniete sie in derselben Stellung, — aber sie fühlte es nicht! Sie sah nichts als das Kind, das sie nicht mehr erkannte. Der Professor war in seinem Stuhle zusammengebrochen. —

Und es wurde besser! —

Leise trat der Todesengel in das Zimmer; — Frau Margarete wandte sich um, ihr war es, als habe ein kühler Hauch die Stirn gestreift. Da schlug das Kind mit einem überirdischen Lächeln die Augen auf, und weit geöffnet und strahlend sahen diese Augen sie noch einmal an. Wie ein Hauch streifte ihr Ohr zum letzten Mal der Muttername, — dann war es vorüber!

* * *

Nun war es still geworden im Hause des Professors, aber es war nicht die schöne Stille der Arbeit, es war die hoffnungslose Stille des Todes.

Und wenn der Professor für Stunden wenigstens Ablenkung fand durch Beruf und Arbeit, der armen Mutter gab niemand Ersatz. Das sanfte harmonische Margaretle wußte

sich nicht mehr zurecht zu finden in der Welt; es war, als sollte sie untergehen in ihrem Leide. Des Nachts saß sie in ihrem Bett auf und horchte auf die gehenden Türen, und an jedem Abend glaubte sie fest, in dieser Nacht würde ihr süßes Kind zu ihr zurückkehren. Und wenn der Professor von seinem Bett aus sah, wie sie sich härmte, wie sie das Röckchen des Kleinen küßte und still wartend zur Tür hinübersah, erfaßte ihn namenlose Angst um sein Weib. Aber er wagte ihr nichts mehr zu sagen, denn es war etwas zwischen sie getreten, was er nicht hätte mit Worten bezeichnen können, und was doch sein Leid so bitter verschärfte. — Die beiden waren sich fremd geworden.

Trat er hinter ihren Stuhl und strich er ihr zaghaft über ihren Kopf, so wich sie ihm nicht gerade aus, aber über ihr freudloses Gesicht glitt, ihr selbst ungewollt, ein Zug der Abneigung, den seine liebkosende Hand hervorrief. Und so versenkte er sich mehr wie je in seine Arbeit. — Draußen lachte die Wintersonne, es war Karnevalszeit. Zwischen den leuchtenden beschneiten Bäumen der Anlagen tobte das ausgelassene Leben, und wenn der Professor von der Universität heimwärts schritt und hörte die Glocken klingen, die Menschen lachen — sah, daß alles, alles wie sonst war, dann überkam ihm doppelt sein herzzerreißender Schmerz und Heyses rührende Totenklage ging ihm durch den Sinn:

„So viel üppiges Leben ergossen
Und du, o mein Kind,
Hast nichts genossen,
So lebenswürdig,
So schön und gut!“

Das war es, — das Unbegreifliche, das „Sinnlose“ einer solch plötzlichen Vernichtung, das ihn immer von neuem schüttelte. — Ein altes Leben — gut, es geht zu Ende, wie ein Lied zu Ende geht, es hat seinen Zweck erfüllt. Aber

welcher „Widersinn“, welcher „Wahnwitz“ liegt in dem Sterben eines Kindes! Es lebt einen kurzen Tag — es wird ausgestattet mit allem Köstlichen, nur damit es die Natur eines Tages wie ein müßiges Spielzeug hohnlachend vernichtet?

Hier war es, wo sein Witz zu Ende ging, und zum ersten Mal spürte er die gewaltige Hand Gottes; wie er auch grübelte, über das geheimnisvolle Schweigen des Todes kam er nicht hinaus. —

Zusammen aber führte die beiden ihr gemeinsames Leid nicht. Und wenn das Margaretle zur Kirche ging, fiel ihr der böse Spottvers wieder ein, mit dem ihr Mann einst über sie gelacht hatte, und bitter preßte sie die Lippen aufeinander. Ach, auch sie hatte längst den rechten Glauben nicht mehr, von dem es gleich der Liebe heißt, er trägt alles, er hofft alles, er duldet alles! Sie ging, weil sie gehen mußte, ihren Weg, tastend und freudlos; sie dachte nicht daran, daß es auch sein Kind war, das sie verloren hatten, daß er die holde Gegenwart desselben genau so vermißte, wie sie, — die glaubte, auf ihren Schmerz ein alleiniges Anrecht zu haben.

Nur etwas war es, was ihr diesen Schmerz versüßte, ein Geheimnis, das sie stumm mit sich herum trug — das Todeslächeln ihres Kindes! ..... Sie hielt es wie ihr Heiligtum, und es erhellte die namenlose Dunkelheit um sie her. Nie, solange sie es besessen, war eine ähnliche siegende Seligkeit, ein ähnliches überirdisches Verzücktsein in dem Gesichtchen gewesen, als in dem Augenblick des Todes — es war, als habe es den Himmel offen gesehen. — —

Sie hatte sich bisher gescheut, mit irgend jemand von diesem Wunder zu sprechen; als sie aber eines Abends ihren Mann so versunken vor seinem Schreibtisch sitzend fand, so wie sie ihn früher nie gekannt hatte, da erfaßte sie zum erstenmal wieder etwas wie Mitleid, und sie beschloß, ihn teilnehmen zu lassen an ihrem Trost. —

Der Professor erschrak, als sie ihm mit leiser, stockender Stimme ihr Erlebnis mitzuteilen begann, denn der Arzt hatte ihn wiederholt gewarnt und ihn gebeten, sie von der Krankheits- und Todeszeit des Kindes abzulenken.

„Denke nicht mehr an die letzte Stunde, Margarete!“ bat er herzlich.

Sie aber, die sich gerade von der Wirkung dieses Wunders auf sein Gemüt viel versprochen hatte, und die auch noch immer auf Bekehrung hoffte, drang mit fieberisch erregter Stimme in ihn ein: ob er erklären könne, warum die gequälten Züge des Kindes im Sterben plötzlich einen solch überirdischen Ausdruck angenommen hätten? — —

Und er, der nicht ahnte, was er ihr damit zufügte, wußte auch dafür eine reale Erklärung.

„Diesen Ausdruck wirst du bei jedem Sterbenden finden, wenn er zur Auflösung kommt, mein Kind“, sagte er milde, „das Aufhören aller körperlichen und geistigen Funktionen bedeutet ja gerade die Erlösung.“

Sie sah ihn starr an, — dann preßte sie die Hände mit einer sonderbar verzweifelten Gebärde zusammen, stand auf und ging hinaus.

Er ging ihr sofort nach; der Ausdruck ihres Gesichts hatte ihn erschreckt! Sie aber hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und antwortete seinen Bitten nicht.

Da ging er beunruhigt an seine Arbeit zurück, aber der Ausdruck ihrer flehenden Augen verließ ihn nicht. Und plötzlich fiel ihm ein, was unbeschreiblich Zartes sie ihm hatte zufügen wollen und was er ihr mit seiner brutalen Antwort angetan hatte. Eine zitternde Unruhe erfaßte ihn. — Als er nach einer halben Stunde abermals nach ihr sah, war sie verschwunden. Zum Tode erschrocken durchsuchte er das ganze Haus, rief ihren Namen — nichts gab ihm Antwort!

Auf dem Nachttisch aber, vor ihrem Bett, lag die auf-

geschlagene Bibel; und zum zweitenmal in seinem Leben las er die Worte, die er an seinem Hochzeitstage gehört hatte: „Wo Du hingehest, da will ich auch hingehen; Dein Volk, mein Volk — und Dein Gott, mein Gott“, — und wie flammende Rutenschläge peitschten die Worte seine Seele: „Dein Gott, mein Gott!“

* * *

Monate waren vergangen, seitdem den Professor sein Weib verlassen hatte. Die Kluft zwischen den beiden hatte sich noch erweitert. An seine Frau hatte der Professor nach den ersten unbeantwortet gebliebenen Briefen, die er unter der Adresse seiner Mutter schrieb, nicht mehr gewagt zu schreiben, aber von der Mutter hörte er regelmäßig wie es ihr ging. — Und jeden Tag von neuem erfaßte ihn, wenn er heim in sein einsames Haus trat, die ganze Qual der Sehnsucht, so daß er stundenlang in den leeren Zimmern umherging und leise ihren Namen nannte.

Tief aber in seiner Seele saß der Schmerz und meißelte. — Er begann über seine Ehe nachzudenken, und es war ihm, als fielen ihm Binden von seinen Augen. Er, der er ihr hatte Klarheit geben wollen, war es denn in ihm selber klar gewesen? — Statt ein still zuwartender Gärtner zu sein, der seine Blume blühen läßt nach ihrer Art, hatte er die zartesten, die vielversprechendsten Knospen ihrer Seele plump und herrisch zerstört. —

Da kam eines Tages ein Brief von ihr, in dem sie ihn bat, sie freizugeben.

Darauf war er nicht gefaßt gewesen, der Schlag warf ihn fast darnieder. Liebte sie ihn denn nicht mehr? War sie nicht sein Weib, sein Alles? Wie sollte er ohne sie leben? Was war das für ein lächerliches, ein fürchterliches Wort: „freigeben“? Konnte sich einer von ihnen je frei fühlen?

Er schrieb ihr das alles; aber sie war wie versteint.

„Ich kann nicht mehr mit dir zusammenleben," antwortete sie ihm. „Uns trennt die Todesstunde unseres Kindes! Das, worauf jede Ehe begründet sein muß, die Gemeinsamkeit der Lebensanschauung, das fehlt bei uns. Du hast mir meinen Glauben genommen, und mit ihm alle Hoffnung, alle Fröhlichkeit, — statt Brot gabst du mir Steine. Ich bitte dich, gib mich frei!"

Und dabei blieb sie.

Er saß über den Brief gebeugt und starrte lange auf die Stelle: „Statt Brot gabst du mir Steine!"

Seine lachende Vermessenheit, sein Hochmut fielen ihm ein, mit dem er sich unterfangen hatte das „Kind" aus seiner „unfreien und ungeklärten Religiosität" hinüberzuretten zu den stolzen Höhen seiner Lebensanschauung.

Dieser Brief, der seine Seele in den Staub warf, war die Frucht seines Handelns.

Stöhnend barg er das Haupt in die Hände. — Ein Wort seines Freundes Haselmann fiel ihm ein. „Es sind ja Worte, nur Worte, die uns Menschen trennen. Orthodoxie, — Atheismus, — Worte, Worte, — Phrasen, Phrasen! — Es gibt gar keinen Atheisten. Ich wenigstens will es jedem beweisen, daß er in irgend einer Form an Gott glaubt. — Der eine durchgeistigt sich seinen Glauben mehr, das sind eben die, die das Wort: Gott ist ein Geist, in seiner Tiefe, die alles ahnen läßt, begriffen haben. Die anderen bleiben am Wort und bedürfen der äußeren Form. Warum verlangen wir so herrisch von Frau und Freund und Kind: Sei so wie ich! — Gott ist ein Erlebnis, eine Erfahrung und zwar für jeden neuen Menschen von neuem wieder, nie aber eine bloße Überlieferung, die uns andere geben können. — Reif müssen wir erst geworden sein, gekämpft und gelitten müssen wir haben,

alle Schauer der Vergänglichkeit müssen über uns hingegangen sein, ehe wir gewürdigt werden, Gott zu erleben.“ —

* * *

Indessen befand sich Frau Margarete im fernen Heimatsdorfe der Frau Pfarrerin, und während ihr Mann in banger Sorge die Scheidungsklage erwartete, saß die junge Frau täglich am Fenster des freundlichen Witwenstübchens, und sah, stundenlang, die Hände unbeschäftigt im Schoß gefaltet, den schnatternden Gänsen auf der Dorfstraße zu. Oder es überfiel sie plötzlich eine große Unruhe, dann streifte sie ziellos am Meer entlang, ging den Menschen aus dem Wege und hielt nicht einmal die Mahlzeiten richtig ein. Die Frau Pfarrerin ließ sie gewähren. Ihr altes Gesicht war noch gefurchter geworden und ihre klaren, blauen Augen hingen oft mit dem Ausdruck rührender Sorge an dem blassen verschlossenen Gesicht ihrer Schwiegertochter. Aber sie sagte nichts. Und wenn dann und wann eine neugierige Nachbarin zum Plauderstündchen kam, denn das lange Verweilen der Frau Professorin im Dorf begann aufzufallen, — und bedeutungsvoll nickend begann: „Ja, ja, die Kinder! Kleine treten auf die Scherze, große aber aufs Herze“, dann fand sie sogar ihr altes humoristisches Lächeln wieder. Ihre Kunst hieß: Abwarten und dem lieben Gott vertrauen, und sie war wohl dabei gefahren. Sie hatte gar eine eigene Art, die alte Frau, das Margaretle wieder auf den rechten Weg zurückzuführen, ohne daß diese die leitende Hand spürte. War ein Elend im Orte, — das Margaretle erfuhr sicher zuerst davon, — und ganz allmählich erwachte in ihr wieder das Interesse an den Menschen. Da war zum Beispiel der junge Dorfarzt, ein allgemein beliebter und geachteter Mann, der seit einigen Jahren in der Umgegend saß und sich eine große Praxis erworben hatte. Vor zwei Monaten hatte er die jüngste Tochter des

Pfarrers heimgeführt, und es hieß: in der ganzen Gegend gäbe es kein glücklicheres Pärchen als die beiden.

Da, im letzten November, bei einer Fahrt zu einem Kranken über das Haff, war der Arzt durch eine unvorsichtige Bewegung aus dem Boot in das eisige Wasser gestürzt und hatte, da er erhitzt war, infolge des Sturzes für alle Zeit sein Augenlicht verloren. So war er plötzlich zum Bettler geworden.

Die Frau Pfarrerin richtete es auf ihren Gängen mit ihrer Tochter stets so ein, daß sie dem Paare begegneten, und wenn auch in den ersten Wochen das Margaretle mit ihrem Kummer für die Außenwelt verloren war, so kam doch der Tag, an dem sie stehen blieb und fragend den beiden nachschaute. Der Blinde, in dessen Gesicht eine tiefe Schwermut lag, grüßte freundlich; er stützte sich auf sein junges blühendes Weib, und so schritten sie beide durch die Felder in den sinkenden Abend hinein.

Leise erzählte die Frau Pfarrerin, während sie weitergingen, die traurige Geschichte, und zum erstenmal kam dem Margaretle der Gedanke, ob es nicht Menschen gäbe, die noch unglücklicher seien als sie! „Darum, mein liebstes Kind," fuhr die alte Frau fort, „steht geschrieben: Selig sind, die da Leid tragen! Und in einem wundervollen Verse heißt es weiter: Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, — und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben! Eine der edelsten Garben, die uns aus dem Leid erblüht, ist die Sehnsucht anderen zu helfen, — Gutes zu tun, — nicht vergeblich den schweren Lehrweg gegangen zu sein, sondern seine Erfahrungen in den Dienst der mit uns Pilgernden zu stellen. Nur wer zerschmettert am Boden gelegen hat, weiß die hinreißende Menschenliebe, die rührende Barmherzigkeit des Heilandes zu verstehen, und darum sind wir, die wir Leid tragen, selig! Sieht man auch auf unseren Gesichtern unver-

wischbar die Tränenspuren, in unseren Augen steht das Leuchten der wahren Sieger, derer, die das Geheimnis des Glückes erfaßt haben: für Andere leben!"

Sinnend sah das Margaretle vor sich hin.

„Habe ich nicht auch ein Leben, Mutter? Bin ich nicht auch für mich da?"

Die Alte lächelte.

„Versuch es, liebes Kind, und du wirst sehen, wohin du kommst. So lange du für dich da sein willst, und nur für dich das Glück begehrst, ist dein Leben eine Kette von Qual, von Unruhe und Enttäuschungen. Du meinst den dir selbst vorgezeichneten Weg zu gehen, aber die Leidenschaften führen dich in die Irre und schlagen über dir zusammen. Du bist nicht für dich da! Alles im Leben beruht auf geheimnisvoller Wechselwirkung; wer das nicht kennt, an dem rächt es sich."

„Was soll ich tun, Mutter?" frug das Margaretle demütig.

Die alte Frau umfaßte sie mit einem schmerzlich bittenden Blick: „Den verstehen lernen, der da sagt: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." Die Liebe habt ihr beide noch nicht. Wolle nichts mehr für dich, mein Kind, und von dem Augenblick an wirst du in Fülle besitzen, was du vordem so heiß begehrtest. Sieh dich nur um auf deinem Lebenswege und du wirst dich selbst vergessen lernen; neben dir, hinter dir, klimmen Unzählige denselben steilen Weg empor, sie alle sind mühselig und beladen. Warum gehst du in hochmütiger Blindheit an ihnen vorüber?"

Dem Margaretle stürzten heiße Tränen über das Gesicht.

Die alte Frau ergriff ihre Hand. „Du sagst, dein Pfarrer habe dir als Trautext eingeschrieben: Dein Gott, mein Gott — und das Wort trenne euch für immer! Ja, aber" — die Stimme der Alten zitterte — „heißt es nicht auch: Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen, wo Du bleibest,

da bleibe auch ich? Und nicht nur in Glanz und Freude und in jubelndem Einverständnis, — nein gerade in Angst und Herzensnot, in Armut und Schande, in Not und Tod, — wir halten zusammen! — So, Kind, habe ich das Wort verstehen gelernt."

Und wieder waren ein paar Wochen ins Land gezogen, draußen war es Sommer geworden. Da stand eines schönen Tages das Margaretle reisefertig vor der alten Frau und diese frug sie nicht viel nach dem Wohin ihrer Fahrt. Sie küßte und segnete sie und ließ sie ziehen.

Und zu derselben Zeit geschah es, daß der Professor seine Einsamkeit nicht mehr ertrug und sein Ränzel schnallte, um für ein paar Tage nach Berlin zu fahren. Haselmanns hatten ihn schon lange eingeladen und: es war doch wenigstens die Schwester seines Margaretle. Er war am Spätnachmittage angekommen und ließ sich gleich mit der Droschke nach Schöneberg fahren. Als er die Stufen des Mietshauses hinanschritt und an der Klingel zog, überfiel ihn ein solch heftiges Herzklopfen, daß er sich am Rahmen der Tür halten mußte, mit Mühe rang er das Schwächegefühl nieder. Haselmann öffnete selbst, — einen Augenblick lang sahen sich die Freunde ernst in die Augen, dann zog der Doktor mit warmem Händedruck den Professor in das Zimmer. Nachdem sich der erste Begrüßungssturm gelegt und der Doktor einen Imbiß besorgt hatte, berichtete er mit geheimnisvollem Lächeln: seine Frau sei ausgegangen, ins Konzert, — Philharmonie, — und ob sie nicht auch noch hingehen wollten? Es wurde das Brahmsche Requiem gegeben! — Currey war alles recht. Sein müder, etwas zerstreuter Blick glitt über die Gegenstände im Zimmer hinweg, ohne an irgend etwas haften zu bleiben, selbst über den Freund hin gingen teilnahmlos die Augen.

Wie ist er alt geworden! dachte Haselmann bewegt.

Sie machten sich bald auf den Weg. Gesprochen wurde

wenig, denn das, was ihnen beiden am Herzen lag, wagten sie nicht zu berühren. Der Professor sah zum erstenmal seit jener Zeit die Stadt wieder, in der er sein Glück gefunden hatte. Ihm fiel die Zähigkeit wieder ein, mit der er an jenem Abend, Straße auf, Straße ab, den verlorenen Freund und damit auch sie, seine Seligkeit gesucht hatte, der ganze Zauber jener Stunde erwachte wieder, er glaubte, des Margaretles weiche, kindliche Stimme zu hören, und wie der Schwimmer gegen die Brandung, so wehrte er sich gegen die aufsteigende Stimmung und gegen die Macht dieser Stimme. — Haselmann beobachtete ihn unterdessen stumm von der Seite. Keine langatmige Erzählung, kein Schmerzensschrei, hätten ihm das sagen können, was die äußere Erscheinung seines Freundes ihm verriet. Der abgetragene, nachlässig zugeknöpfte Rock, — die fragwürdige Kravatte, war das sein eleganter, peinlich korrekter Walter?

Sie bogen in den Torweg der Philharmonie ein; — schon in der Garderobe schwoll ihnen die wundervolle Musik entgegen.

„Denn alles Fleisch vergeht wie Gras" — setzte ernst und schwermütig der Chor ein. Der Professor blieb stehen und horchte; leise legte Haselmann seinen Arm in den des Freundes und schob ihn durch die Portiere in den erleuchteten Saal. Auf seinem ehrlichen Gesicht lag wieder jenes eigentümlich verschmitzte Lächeln; er zwinkerte zu seiner Frau hinüber, die in der zweiten Reihe, neben einer in Trauer gekleideten Dame saß und wählte mit dem Professor seinen Platz so, daß sie von beiden Damen gesehen werden mußten. — Currey hatte sich, ohne für seine Umgebung ein Auge zu haben, still auf seinen Platz gesetzt. Die schlanke, fast hagere Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopf vorgeneigt, die Hände über dem Knie verschlungen, — so saß er regungslos. Das Licht fiel auf sein volles, an den Schläfen ergrautes Haar. —

Süß und tröstend wie Engelsgesang schwebten die feierlichen Töne durch den Raum, die Sehnsucht nach dem Ewigen in dem Herzen des Menschen weckend, bald anschwellend wie das Brausen des Meeres bald verklingend wie ein Hauch. In stummer Andacht lauschte die Menge. Currey hatte das Haupt in die Hand gestützt. Eine Bewegung, wie er sie nie in seinem Leben gekannt hatte, erfaßte sein Herz. Nun verstummte der Chorgesang, und es wurde ganz still in dem Saal.

Da setzte von oben her eine Stimme ein, eine Stimme so weihevoll und wunderbar, daß sich die Augen der Zuhörer feuchteten — und über die Häupter der Menge hinweg schwebte die Verkündigung:

„Selig — selig sind die da Leid tragen!"

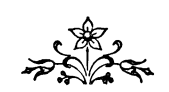
Das aber war zu viel für den Professor. — Mit einem dumpfen Wehlaut erhob er sich und ging dem Ausgange zu; niemand gab auf ihn acht. Nur die junge, schwarz gekleidete Frau, die neben Frau Haselmann saß, erhob sich und folgte ihm.

An der Tür im Schatten der Säulen blieb er stehen, er schämte sich der Tränen, die ihm über das Gesicht stürzten.

Da schob sich eine weiche Hand in die seine, und eine zitternde Stimme nannte seinen Namen. Stumm sahen sich die Gatten in die Augen. — Sie hielten ihre Hände, als glaubten sie es nicht, — als könne alles wieder wie ein Spuk zerrinnen, — immer wieder suchten sich ihre Augen.

Und da — da begriff der Professor das Wunder!

Leise verhallend ihnen nach sang von oben der Chor: „Denn sie sollen getröstet werden" ....





Lieder eines Findlings.

Von J. Gutfeld.

Sie stießen mich in die Fremde hinaus —
Ich ging wie die Ware von Haus zu Haus,
Und keiner wollt' mich behalten.

Ich hab' nicht Vater, nicht Mutter mehr —
Ich bin ja so arm, und so liebeleer
Sind die Menschen, die fremden, die kalten!

Woher ich kam und wohin ich geh —
Ich weiß es nicht! Mir ist auch so weh,
Mag niemand darum befragen!

Sie sagen's ja doch nicht. Was nützt es ihm auch,
Daß er es weiß, der entwurzelte Strauch;
Welche Scholle ihn einmal getragen?

Die Muhme, die nennt mich ein Findelkind
Und sagt mir, die armen Findlinge sind
Wie die Hündlein, die herrenlosen — —

So bin ich nicht mehr als der Pudel im Haus
Man reicht ihm das Essen und jagt ihn hinaus,
Und keine Hand mag ihn kosen.

Sie haben dich geschlagen,
Mein armes Pudeltier!
Du kommst mit deinen Klagen,
Mein Kamerad, zu mir.

So ist es recht, mein Treuer,
Du weißt schon, wer dich kennt
Und wem das gleiche Feuer
In Herz und Rücken brennt!

Nur du wirst wieder küssen
Die Hand, die dich gekränkt, —
Ich werd' sie hassen müssen,
Die Schmerz auf mich gesenkt.

Die Sonne scheint, die Blumen duften,
Die Vögel schmettern laut ihr Lied — —
O wie es mich nach meinem Garten
Nach meinem grünen Walde zieht

Doch muß ich in der dumpfen Stube,
Das Spinnrad drehen Tag für Tag.
Die alte Uhr im stillen Winkel
Schwingt laut dazu des Pendels Schlag:

Ticktack! Ticktack!
Eilt die Zeit von hinnen —
Eigne Kinder tummeln sich,
Fremde müssen spinnen.

Ticktack! Ticktack!
Einsam sind die Tage —
Eigne Kinder spielen,
Fremde haben Plage.

Ticktack! Ticktack!
Muß die Stunden messen —
Fremde müssen hungern,
Eigne dürfen essen.

Mir bluten die Hände, mir zittert der Fuß,
Ich drehte die Spindel zum Überdruß.

Nun kann ich nicht mehr! Erbarmet euch doch
Und spannt mich ein Weilchen heraus aus dem Joch!

Sie haben kein Mitleid! Nur zänkisch Gekreisch!
Ich spinn, und der Faden dringt tief mir ins Fleisch.

Da kommt mein Pudel und leckt mir die Hand,
Wie tut mir das wohl und wie kühlt das den Brand.

Mein Tier, du allein hast ein menschliches Herz!
Ich glaube, die andern sind Stein oder Erz!

Du hast wohl Hunger? Komm setz dich zu mir,
Mein Pudel, ich teile mein Frühstück mit dir!

Es ist zwar ein Stücklein vom trockensten Brot, —
Die Butter vergaß man! — doch hat's keine Not!

Einst aß ich auch Semmel mit Honigseim
Bei Vater und Mutter daheim, ach daheim!

Nun muß ich's entbehren! doch schmerzt mich's nicht sehr,
Wenn ich nur wieder im Elternhaus wär!

Im Elternhause das glückliche Kind! —
Weißt du nicht, wo Vater und Mutter sind?

Ich bin das Findelmädchen,
Vom „Grünen Haus“ die Kath — —
Spinn, spinn, mein Spindelrädchen,
Summ, summ, mein Kamerad!

Spinn, Spinn, das Hochzeitshemde
Hat Eil’, doch merk dir eins:
Die’s kriegt, ist eine Fremde!
Das Findelkind braucht keins.

Hab Mutter nicht noch Vater,
Kein Dach, noch heimisch Pfühl.
Der Schmerz ist mein Berater,
Die Sehnsucht mein Asyl.

Mich schmückt kein Brautgeschmeide,
Noch grüner Myrte Glanz.
Zum rauhen Pilgerkleide
Reicht mir den Dornenkranz!

Ich bin das Findelmädchen,
Vom „Grünen Haus“ die Kath — —
Spinn, spinn, mein Spindelrädchen,
Summ, summ, mein Kamerad!





Nur eine Stunde.

Reiseskizze von Vally Nagel.

„Station H.! 2 Minuten!“

Dröhnend fuhr der Zug bei dem kleinen Bahnhofsgebäude vor, dessen Fenster ängstlich beim Herannahen des schnaubenden Ungetüms klirrten. Es war 6 Uhr abends.

Mein einziger Mitreisender, ein dicker Herr mit geistlosem, aufgedunsenem Gesicht, der bis dahin friedlich in seiner Ecke geschnarcht hatte, hob ein wenig den Kopf und legte ihn beruhigt zu weiterem Schlummer nieder. Sein Stichwort war's noch nicht gewesen.

Da wurde die Tür unseres Wagenabteils geöffnet; ein schlanker, junger Mann mit einem Köfferchen schwang sich hinein. Es lag etwas Sympathisches in dem Klang der Stimme, die uns freundlich „Guten Abend“ bot. Fast klang sie mir bekannt, hatte ich sie schon irgendwo gehört?

Ein Pfiff! Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der neue Ankömmling trat ans Fenster; doch still, ohne Wort oder Zeichen; er war allein gekommen; kein lieber Freund oder Bekannter spähte draußen nach einem letzten Abschiedsgruß.

Die schmalen Häuser der kleinen Stadt liefen eilig an



unserem Zuge vorbei und immer weiter zurück; jetzt wurden ihrer immer weniger, noch hier und da eins, hinterm Grün versteckt.

Da hob der junge Reisende die Hand und wehte grüßend mit dem Tuche hinaus, und sieh! von drüben kam Antwort: aus dem Giebelfenster von einem der letzten Häuser flatterte gleichfalls ein Tüchlein, gleich einem kleinen, weißen Vogel.

Mit einem Lächeln betrachtete ich den jungen Mann, dem so freundlicher Gruß ward, aber ich wurde ernst, als ich den tiefernsten, traurigen Ausdruck seines Gesichts bemerkte. Er fing meinen fragenden Blick auf und sagte erklärend, gleichsam als Antwort: „Meine Tante wohnte dort drüben. — — Die alte Christiane hat daran gedacht, daß sie mir immer beim Vorüberfahren zu winken pflegte, und hat es heut an ihrer Stelle getan.“

„Wohnt Ihre Tante nicht mehr dort?“

„Sie ist gestorben,“ sagte er ganz leise, „heut haben wir sie begraben.“

Ich sah ihn voll Teilnahme an, er wandte sich ab, zog sich auf seinen Platz zurück und schaute in gedankenvollem Schweigen zum Fenster hinaus.

„Wie lieb muß ihm diese Tante gewesen sein!“ zog mir's durch den Sinn. Es war nur ein armselig kurz Wörtlein gewesen, das wir gewechselt hatten; doch mir war, als sei ein Herzenston erklungen; der Fremde schien mir nicht mehr ganz fremd. Es war ein lebensvolles, junges Gesicht, mir gegenüber; Kraft und Energie wohnte auf der freien Stirn und um das schön und fest geformte Kinn. Dagegen in den großen grauen Augen ein Zug von träumendem Selbstvergessen, wie man es bei Kindern unserer Zeit nur selten findet, der Ausdruck eines Menschen, der — gleichsam im Hintergrunde der äußeren Welt der Erscheinung stehend — diese beobachtend auf sich wirken läßt.

„Eine feine, innerliche Natur!“ addierte ich im stillen meine Beobachtungen.

Stumm saßen wir jeder in unserer Ecke, wir drei Menschlein, deren Bahnen sich für einen kurzen Augenblick zusammenfanden, um bald — vielleicht für immer — wieder auseinander zu fliehen.

Ich sah von einem meiner Reisegefährten zum anderen; wie verschieden erschienen sie mir schon jetzt in ihrer Beziehung zu mir! Der eine, der dort drüben unverdrossen den Takt zum Rollen der Räder schnarchte — so fern, meilenfern.

Und der andere so nah, so bekannt, als bedürfe es nur eines Schlüssels, um ein Pförtchen von meiner Welt in die seine zu öffnen durch die Wand hergebrachter Förmlichkeit, die zwei einander zufällig nicht vorgestellte Menschen trennt.

Es dunkelte. Die Lampe in unserem Abteil flammte auf. Der junge Reisegefährte nahm sein Köfferchen herunter, um sich ein Buch zum Lesen herauszuholen. Aber statt des Buches, das er haben wollte, entglitt dem Köfferchen ein schwarzes Lederetui, das er wahrscheinlich nicht haben wollte, öffnete sich im Fallen und fiel geöffnet gerade vor meine Füße.

Da war der Schlüssel gefunden!

Ich hob es auf — es enthielt Photographien — und wollte es zurückgeben; da sah mir der Fremde mit einem festen, klaren Blick in die Augen. Ein wortloses Verstehen ging von einem zum anderen. Er reichte mir das Etui zurück.

„Dies sind Bilder von der Tante, von der ich vorhin sprach,“ sagte er einfach, „möchten Sie sie kennen lernen? Sie ist's wert.“

Ich vertiefte mich in die Bilder.

Es waren ihrer drei, dieselbe Persönlichkeit in verschiedenem Alter darstellend.

Das erste: ein junges Mädchen, nicht schön, aber lieblich und frisch, das dichte Haar in der Mode einer längst

vergangenen Zeit gescheitelt und in Zöpfchen über die Ohren geflochten. Die braunen Augen sehen dich strahlend an, und ein sonniges Lächeln umspielt den Mund, als wollte er sagen: „O wie schön ist die Welt!“

Ganz anders das zweite Bild: erst allmählich findest du die Züge des ersten wieder heraus. Der Jugendhauch ist dahin; die Augen blicken mit vertieftem, ernstem Ausdruck ins Weite; ein gewinnender Zug von Güte, aber auch eine Schmerzenslinie liegt um den Mund. Auch ein anziehendes Antlitz, aber eins, dem man ansieht, daß es gelitten hat.

Und das dritte Bild schaute ich am längsten an. Eine milde Greisin im Lehnstuhl; die schmächtige, gebeugte Gestalt gar lieb und fein im sonntäglichen, schwarzseidenen Kleid; in der Haltung, im Ausdruck des Gesichts und vor allem im Blicke der klaren Augen eine stille Freudigkeit, die wiederum an das erste Bild gemahnt, und eine Harmonie, daß es wie ein Hauch der Ruhe den Beschauer anweht.

„Das ist sie!“ sagte der junge Mann, und dann leiser, „das war sie!“

„Ein Grab,“ fügte er nach einer Weile hinzu, „ist doch ein gar ernster Gedankenstrich hinter einem vollendeten Leben, der einem viel zu denken gibt.“

„Erzählen Sie mir von ihr!“ bat ich.

Und er hub an zu erzählen mit der Erregung eines Menschen, dessen ganzes Wesen bewegt ist von einer übermächtigen Erinnerung, und der mit liebevoller Emsigkeit große und kleine Züge, ja selbst die allerkleinsten, herbeiträgt, um dem Hörer das Bild, das in seiner Seele lebt, gleich lebensvoll vor Augen zu malen.

Und so stieg, erst in skizzenhaften Umrissen, dann immer deutlicher — das Bild der Verstorbenen vor mir auf gleich einem zarten, leuchtenden Gemälde in Pastell; und mir war, als hätte ich sie längst gekannt.

„Bald sind's nun schon 20 Jahr," erzählte er, „daß ich zu Tante Anna kam. Und das hat sich so zugetragen: drüben im heißen Indien war ich geboren; meine Mutter war bald nach meiner Geburt gestorben, sie war verwelkt in der heißen Glut der Tropen. Und daß mir nicht ein gleiches widerfahre, beschloß mein Vater, der Missionar war, mich in meinem 6. Lebensjahre in die deutsche Heimat zu senden. In Gedanken ging er die Reihe der Verwandten daheim durch, es waren ihrer nur wenige; er und seine Frau waren Waisen gewesen; da war keine Großmutter, die mich liebevoll aufgenommen hätte. So kam es, daß er vor einem freundlichen Bilde stehen blieb, das in seiner Erinnerung auftauchte, dem Bilde einer treuen, lieben Freundin seiner Frau aus ihrer Mädchenzeit, die jetzt in einer kleinen Stadt als Klavierlehrerin in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er fragte bei ihr an, ob sie wohl in ihrem Hause und Herzen einen Platz für seinen Jungen habe. Da kam eine freudige Zusage übers Meer zu uns, und alsbald ward ich verpackt und mit einem Amtsbruder meines Vaters nach Deutschland geschickt.

So kam ich zu Tante Anna.

Ich weiß es noch wie heut, es war Abend, als unser Schiff in den Hamburger Hafen einlief; ein ungeheurer Tumult war an Bord; der Onkel Missionar führte mich an der Hand; da war auf einmal Tante Anna da; ich hörte ihr: „mein lieber, lieber Junge!" und „Ich bin die Tante Anna!" Dann schlug wieder die dunkle Menschenmenge über meinem kleinen Kopf zusammen; und ich spähte nur zuweilen ängstlich, ob an der Hand, die mich führte, die Tante noch dran saß. Endlich waren wir aus dem Gewühl heraus und bogen in eine stillere Straße; ich weiß noch, daß wir im Anfang unserer Bekanntschaft beide sehr vorsichtig miteinander umgingen; mir war der Artikel „Tanten" in meiner sechsjährigen Erfahrung noch nicht vorgekommen, und die liebe, kleine Tante ihrerseits war

wohl auch nicht gewöhnt, für Jungens zu sorgen. So gingen wir einander zaghaft an der Hand haltend, in das Hospiz, von wo wir am nächsten Tage nach Tantes Wohnort abdampften.

Sie wohnte schon damals in dem kleinen Orte H., von dem wir vorhin abfuhren; und in dem Hause, aus dem Sie das Tuch flattern sahen. Es war alles damals wie heut; die steile, winklige Treppe führte zu Tante Anna's Wohnung hinauf, bei der sie mir gleich zuerst und nachher noch unzählige Male zurief: „Vorsicht, Hans! falle nicht!" Nur das Geländer dran ist neu; denn ich pflegte auf dem alten so oft und mit solchem Schwung herunterzurutschen, daß es eines Tages altersmüde zusammenbrach, wobei es sich zu Tode, ich mir aber nur eine Beule fiel. Auch die alte Christiane, die uns oben empfing, hat sich nicht wesentlich verändert; sie erschien mir damals schon uralt, und ich fürchtete mich vor ihrem brummigen Wesen, bis ich eines Tages entdeckte, daß sie ein goldnes Herz hatte, und mutig beschloß, mich nie mehr zu fürchten. Auch mein Stübchen, in das ich vor 20 Jahren einzog, ist anhero das alte geblieben; vor dem Fenster hängt noch das grüne Blumenbrett, das mich von jeher ungeheuer anzog, so daß die Tante mich einmal zu ihrem größten Schrecken hinterm geschlossnen Fenster darauf sitzend fand und mich nur mit List herunterzulocken vermochte. Vorn die Zimmer gehörten Tante Anna; ein Wohnzimmer, das wegen seiner grünen Tapete „die grüne Stube" hieß. Hier hing über dem Sofa ein wunderschönes Bild meiner Mutter; die Tante wurde nicht müde, aus ihrer Erinnerung zu erzählen, um in mir das Andenken an die Verstorbene wach zu erhalten, und unter diesem Bilde durch die Erzählungen der Tante hab ich mein unbekanntes Mütterlein kennen und lieben gelernt. Die Nebenstube war ein mir verbotenes Heiligtum „das Klavierzimmer"; dort stand ein altes, verbrauchtes Klavier, an dem unterrichtet,

und ein besserer Flügel, auf dem „vorgespielt“ wurde. Manchmal, wenn sie sich ganz allein wußte, spielte auch die Tante darauf; und ich besinne mich noch einmal, daß ich mich heimlich unter den Flügel gesetzt hatte und die Tante spielen hörte, so lieblich, zart und fein, wie noch nie einen Menschen, daß mir's ganz wunderbar zumute wurde und ich in meinem kindischen Sinn vermeinte, so müßten wohl die Englein musizieren. Ganz ehrfürchtig sah ich den Abend lang die Tante an, umsomehr als mir selbst diese holde Kunst stets unerfaßlich blieb und alle Bemühungen der Tante, mich in sie einzuweihen, an meiner gänzlichen Unbegabtheit scheiterten.

So war ich denn in das trauliche Nestchen aufgenommen und wuchs immer mehr hinein. Dankbar und glücklich antwortete mein Vater auf meine fröhlichen Briefe und wußte doch gar nicht, wie glücklich er sein durfte über die Heimat, die sein Junge gefunden; denn Tante Anna gehörte zu jenen seltenen Naturen, in deren stillem, stetem Einfluß alles Gute und Edle, das in uns schlummert, geweckt wird und zu fröhlichem Wachstum gelangt; dagegen wäre es ganz undenkbar gewesen, daß jemand in ihrer Gegenwart einen schlechten oder gemeinen Gedanken hätte haben können; ohne daß sie darum wußte, konnte doch niemand von der Berührung mit dieser lauteren, wahrhaften Persönlichkeit unbeeinflußt bleiben. Und doch war sie wiederum so zurückhaltend, daß in ihrem Bekanntenkreis nur wenige sie näher kannten; die freilich, die einen Blick in ihr innerstes Wesen hatten tun dürfen, liebten, ja verehrten sie. Die anderen gingen wohl eilig und flüchtig an der stillen, kleinen Klavierlehrerin vorüber; „ein gutes Fräulein!“ sagten sie wohl im Vorbeigehen. Doch was meinten sie mit dem gedankenlosen „gut“? Ein wenig angeborene Gutherzigkeit, ein wenig freundliche Gesinnung gegen die Mitwelt, ein mattes, beschwichtigendes Zudecken der Fehler der Nächsten? Ihre Güte war mehr: sie war der Ausfluß

einer tiefinnerlichen Natur, das Ergebnis stiller Stunden der Sammlung und Arbeit an sich selbst. Und nie streifte ihr „Gutsein“ an Schwäche oder Feigheit; es war in ihr ein solches Klarheitsbedürfnis, daß sie unerschrocken gegen jeden Schatten, jede Entstellung der Wahrheit ankämpfte; und um so verehrungswürdiger war mir dieser Mut, als ich wußte, daß er ein ihrer zarten, scheuen Natur abgerungenes Heldentum war. Und wie verstand sie es wiederum, Liebe zu erweisen! Wo jemand traurig oder bekümmert oder ratlos oder in Not war, da hob ihr stilles Wirken an; sie schätzte in ihrem selbstlosen Herzen die Menschen nach dem Maße ein, nach dem sie ihnen Liebes erzeigen konnte.

Ob sie fromm war? Sie sprach fast nie über ihre Religion oder ihre Erfahrungen und äußerte einmal, daß die moderne Jugend überhaupt zu wenig behutsam mit dem Sprechen und Disputieren über die Heiligtümer der Religion sei. Ihr Christentum lag verborgen in den Tiefen ihrer Seele; und doch schienen die Ereignisse des alltäglichen Lebens, die gleich Wellen die Oberfläche bewegten, durchleuchtet von dem in der Tiefe ruhenden, köstlichen Kleinod.

Und wie wußte sie, — die Erfahrene, Gereifte — mit mir, dem Kinde, Kind zu sein! Sie nahm meine kleinen Schmerzen und Sorgen so tiefernst und schwer, als ich selbst; sie achtete meine Neigungen und Interessen und sah — wie sie sich später einmal mit Luthers Worten ausdrückte — „in den Kindern die Majestäten.“ Überhaupt lag in ihrem Wesen bis in ihr Alter eine frohe Kindlichkeit, wie sie großen und reinen Charakteren oft erhalten bleibt.

Noch wie heut steht mir's vor Augen, wenn wir an langen Winterabenden nach des Tages Arbeit in der grünen Stube beisammen saßen. Auf dem Tische brannte die Lampe, und die ganze Stube war voll heimlichem Licht. Dann lasen wir einander von fremden Völkern und Ländern vor. O wir

machten von unserem Stüblein aus die herrlichsten Reisen nach den heißen Äquatorländern und in die Eismeere, zu Wasser und zu Lande; und die alte Christiane, die strickend am Ofen saß, schaute über ihre Brille oft bedenklich her auf mein glühendes Gesicht, wenn ich ein gar zu gefahrvolles Abenteuer mit einem Löwen oder einem Indianerschwarm zu bestehen hatte. Aber das war ja gerade das Beste bei unserer Methode des Reisens, daß wir alle Fährlichkeiten immer glücklich überwanden und aus den schwierigsten Situationen mit heiler Haut davonkamen. Besonders interessiert horchten wir beide auf, wenn von meinem Heimatlande Indien etwas vorkam; dann erzählte ich wohl aus dem Stegreif dazu, was in meiner Erinnerung haften geblieben war. Beim Zubettgehen strich ich auf der großen Karte, die über meinem Bett hing, mit einem Rotstift das Stücklein an, das wir vorwärts gekommen waren, und legte mich dann seelenvergnügt in die Kissen, und die Tante küßte mich, und wir dankten beide dem lieben Gott, daß er's gar so gut mit uns meine.

An meinem Geburtstage pflegte die Tante einen Bubenkaffee zu geben; das war allemal ein Hauptspaß! Nachdem wir uns durch die Kuchenberge der alten Christiane wacker hindurch gegessen hatten, pflegten wir zu spielen, zu exerzieren und zu schwadronieren nach Herzenslust, und die Anwesenheit von Tante Anna war kein Hemmnis, sondern erhöhte unseren Jubel; doch, ohne daß sie ein Wörtchen dazu sagte, wäre keiner von meinen Freunden in ihrer Gegenwart heftig oder grob geworden. Doch wenn ich nach solchem Festtag auch das Gefühl hatte, im Vergnügtsein das Menschenmöglichste getan zu haben, so war, saßen wir zwei wieder allein in der grünen Stube beisammen, dies beinah das Allerschönste! Fast ist mir's verwunderlich, wenn ich so zurückdenke; die Tante war eben mein bester Kamerad und verstand mich weit besser als meine leichtherzigen Genossen. Man hatte solch Gefühl des

Geborgenseins bei ihr; sie war fast nie zärtlich zu mir; doch hatte ich, auch wenn sie mich strafte, die felsenfeste Überzeugung, daß kein Mensch auf der Welt mich mehr lieben könne als sie.

Sonntags gingen wir zusammen spazieren. Zuerst ging's durch die Anlagen der kleinen Stadt, wo auf peinlich sauberen Wegen buntgekleidete Menschen selbstgefällig lustwandelten, die ich mir mit neugierigen Augen besah. Allein die Tante strebte weiter hinaus, bis in den Wald hinein; wo die Spaziergänger weniger wurden. „Die armen Leute so nah bei der Stadt!" sagte sie mit feinem Lächeln, „denk nur, wieviel die angeschaut werden. Sie müssen in ihrem Staat nur immer denken, wie sie gehen, stehen und den Kopf wenden. Wir dagegen hier draußen im Wald, wir sind die rechten Freiherren, niemand sieht nach uns und unseren Kleidern; wir brauchen nur unsere Augen aufzutun und zu sehen, wo des lieben Gottes ganze, große Wunderwelt eigens zu unserer Freude hingestellt ist!" So zogen wir denn froh waldein, wo übers Moos und die Baumwurzeln hinweg die Sonnenstrahlen Versteck spielten, wo oben in den Wipfeln die Eichhörnchen turnten und mit blanken Augen zu uns herunterlachten, weil wir schwerfällig unten stehen bleiben mußten und nicht mittun konnten, wo unten am Boden Käfer und Spinnen ihr Reich hatten und die Ameisen, die auf ihren Verkehrsstraßen unermüdlich vorwärtseilten. Und zuweilen blieben wir stehen und hielten den Atem an, um das große, tiefe Waldesschweigen zu hören.

So wies Tante Anna mir alles Schöne der Schöpfung. Wie konnte sie sich überhaupt an aller Schönheit freuen, an jeder schönen Linie, jedem lieblichen Antlitz; sie sah in allem „Gottes Handschrift, ein Heiligtum, das am Wege ruht".

Je feiner ihr Verständnis für jegliche Schönheit, um so wärmer war ihr Mitleid mit all jenen Zurückgesetzten, die ein körperliches Gebrechen zu tragen hatten; und ganz zornig

konnte die sonst so Milde werden, als ich einmal in kindischer Unbesonnenheit über die verkrüppelte Gestalt eines Buckligen lachte. „Ich verbiete dir," sagte sie streng, „noch ein einziges Mal über dergleichen zu lachen. Solch ein Mensch hat von Gott ein sehr schweres Kreuz zu tragen aufbekommen. Gerade in einer äußeren Mißgestaltung liegt etwas unbeschreiblich Erbitterndes. Er kann nie, niemals so unbefangen froh sein als du; er steht sein Lebenlang unter einem Druck, ohne Hoffnung seiner je ledig zu werden. Dein unverdientes „Besserhaben" kannst du nur dadurch einigermaßen wieder ausgleichen, daß du diesen Unglücklichen mit der zartesten Rücksicht begegnest; gerade die, die immer an Zurücksetzung gewöhnt sind, haben ein sehr feines Gefühl für jeglichen Beweis von Güte. Und triffst du einen, der dies Kreuz mit heitrer Ruhe und Ergebung trägt, so hege die größte Hochachtung vor ihm; denn wisse, er ist größer und stärker als du."

Unvergeßlich wird mir dies Wort bleiben.

Und noch so manches Wort, so mancher Augenblick taucht in meiner Erinnerung auf, das gar nicht wiederzugeben ist," unterbrach sich der Erzähler mit wehmütigem Ausdruck; „je länger ich von ihr erzähle, um so mehr sehe ich ein, daß es nicht sie selbst, nur ein dürftiges Schattenbild von ihr ist, das ich ihnen zeichnen kann. Sie hätten sie kennen sollen!"

„Erzählen Sie noch zu Ende!" bat ich.

„Mitten in mein glückliches Kinderleben hinein traf mich die Nachricht von dem Tode meines Vaters, der in wenigen Tagen einem hitzigen Fieber erlegen war. Die Tante nahm mich liebevoll in den Arm, als sie es mir mitteilte. Aber ich empfand weniger Schmerz, als nur einen unbestimmten Schreck; von dem fernen Vater, den ich nie wiedergesehen, bewahrte ich nun ein undeutliches Bild im Hintergrund meiner Seele; meine Heimat war bei der Tante Anna, und so fragte ich sie nur ängstlich, ob ich auch weiter bei ihr bleiben dürfe?

„Gewiß, mein Herzenskind,“ sagte sie, und ich war beruhigt. Wir sprachen noch länger von dem Vater, und ich besinne mich, daß ich die Tante fragte, wer denn nun den Heiden vom Herrn Jesus erzähle? „Sie müssen warten, bis Gott ihn einen anderen Prediger und Lehrer schickt,“ war die Antwort. Da stieg zum erstenmal der Gedanke in mir auf, daß ich wohl einst zu den Heiden gehen möchte an Vaters Stelle. Später sprach ich mit der Tante Anna darüber; aus der Innigkeit, mit der sie mich umarmte, schloß ich, daß sie an die dann notwendige Trennung dachte; aber sie sagte nur: „Ich glaube, daß dies im Sinne deiner Eltern wäre.“ So war der Gedanke zum Entschluß geworden, und wir beide wuchsen immer mehr hinein. Aus dem Nachlaß meines Vaters, der an uns gelangte, studierte ich eifrig alle Bücher, die mir über die Mission in Indien Aufschluß gaben. Ganz unmerklich hatte sich mit den Jahren das Verhältnis zwischen Tante und mir geändert; sie war nicht wie jene Eltern, die ihre Kinder stets eben nur als Kinder betrachten und ihnen keine eigne Meinung zugestehen, nein — sie hatte mich neben sich groß werden lassen, und ganz allmählich hatte ich von ihrem Kinde zu ihrem Freunde werden dürfen. O es waren köstliche, unvergeßliche Stunden vor meinem Fortgang aus H., in denen wir beisammen saßen und Vergangenheit und Zukunft an uns vorüberziehen ließen. Der dunkle Hintergrund der Trennung ließ uns das friedliche Glück des Zusammenseins um so tiefer empfinden.

Nach dem Abiturium kam ich ins Missionshaus nach L. Die Freude an meinem Studium und der Verkehr mit den Genossen halfen mir, mich in die neue Umgebung zu finden; und sie, die Einsame, schrieb mir frohe, starke Briefe, die von der Freude aufs Wiedersehen erzählten. Ja, die ersten Ferien! Es war ein stürmischer, unermeßlicher Jubel in mir, als ich in der Ferne die Türme und Dächer von H. auftauchen sah!

Und auf dem Bahnsteig stand sie, die liebe kleine Tante, um mit glücklichem Lächeln ihren großen Jungen in Empfang zu nehmen, der sie fast umriß in der Freude des Willkommens! Doch hatte ich mich — oder hatte sie sich verändert? Solange ich bei ihr war, hatte ich gar nicht bemerkt, daß sie alterte. Jetzt waren mir auf einmal die Augen geöffnet; sie erschien mir kleiner und gebeugter, ihr Haar so weiß, ihr Gesicht so faltig — ich war ganz still geworden, und es drückte und schüttelte mich ein unbestimmtes Etwas. Erst, als ich auf die liebe Stimme hörte, die so ganz die alte geblieben war, und in die klaren, freundlichen Augen sah, ließ der inwendige Druck nach. Zuhause war alles beim alten geblieben; nur das eine, neue, große stand zwischen einst und jetzt: ich war Gast in dem Hause, in dem ich solange Kind gewesen war. Einmal sagte ich der Tante etwas Ähnliches. „Ich wußte ja, als ich dich bekam, daß du mir bloß auf Jahre geliehen wurdest," sagte sie da mit stillem Lächeln und strich mir leis mit der feinen, welken Hand übers Haar.

Bei meiner längeren Anwesenheit merkte ich wirklich, daß sie recht hinfällig geworden war. Als sie einst nach einem Spaziergang blaß und schweratmend in ihrem Lehnstuhl saß, fragte ich besorgt nach ihrem Befinden. „Meine Aufgabe ist nun getan", sagte sie da, „du bist groß und ziehst bald fort, und ich bin müde und möchte Feierabend machen." „Tante Anna!" schrie ich auf. „Mach' mir's nicht schwer!" sagte sie müde abwehrend.

Seitdem ließ mich die geheime Angst nicht mehr los. Mir war's, als sollte ich meinen Schutzengel verlieren. Noch brannte ihr Lebenslicht still fort. Ich durfte noch wieder und wieder kommen und sie vorfinden. Hoch im Werte schlug ich diese Stunden und Tage an und speicherte jeden Blick, jeden Händedruck getreulich im Gedächtnis auf.

Da — vor wenig Tagen — erhielt ich ein Telegramm.

Ich wußte, was es enthielt. Eine Erkältung — Lungenentzündung — das hielt ihr gebrechlicher Körper nicht aus. Als ich heimkam, fand ich sie entschlafen."

„Und heut," schloß der Erzähler, „haben wir sie begraben."

— Eine geraume Weile war's ganz still in dem kleinen Raum; es war, als hätte die Zeit einen Augenblick innegehalten, um der Vergangenheit zu lauschen, und gleite nun erst wieder allmählich in ihr früheres brausendes Tempo über.

„Liegt nicht eine tiefe Tragik darin," sagte ich, „daß etwas Gewesenes unwiderruflich dahin ist, um nie wiederzukehren?"

„Ja," sagte der Reisegefährte, „aber Sie vergessen, daß uns Christen die Zukunft bleibt — auf jeden Fall."

Draußen war es dunkle Nacht. Und weit hinten wuchs aus der schwarzen Finsternis eine Großstadt mit ihrem Lichtermeer auf.

„Dort naht mein Ziel!" sagte der Reisegefährte.

„Haben Sie Dank für Ihre Erzählung!" Ich drückte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihr Zuhören; mein Herz war so voll, und ein geduldiger Zuhörer war das Beste, was mir heut zu Teil werden konnte."

Er packte das Lederetui in das Köfferchen, schnallte es zu und nahm Hut und Schirm zur Hand; lauter kleine, alltägliche Beschäftigungen, die einen wieder in die Gegenwart zurückführten. Auch der Schläfer drüben erwachte mit einem Seufzer des Behagens und rüstete sich zum Aussteigen.

Der Zug fuhr donnernd in die Bahnhofshalle; die Wagentür wurde aufgerissen: „L.! 5 Minuten!"

Meine beiden Mitreisenden verließen den Zug. Noch einmal grüßte der junge Mann freundlich zurück; dann war er in der Menschenmenge untergetaucht.

Ich trat ans Fenster.

Das brandete und schwirrte dort auf und ab und schob sich hin und zurück, auf und nieder. Ein Gewühl von Tausenden. Und in jedem dieser Tausende eine kleine Seele! Und in jeder Seele eine ganze Welt von Lust und Leid, jede einzige eine Originalschöpfung Gottes!

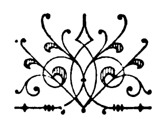
Mir schwindelte. Was ist groß, was ist klein!

Ist nicht jedes kleine Menschenherz groß genug, die Unendlichkeit zitternd zu ahnen, uud hat die Unendlichkeit etwas Größeres, als eben dies kleine, zitternde Menschenherz?

Wieder brauste der Zug hinaus in die dunkle Nacht.

Ich sah auf meine Uhr. Es war 7 Uhr 8 Minuten.

Eine Stunde war vergangen. Eine einzige, kleine, armselige Stunde, wie tausende ihrer Schwestern in der Vergangenheit versunken. —





Wem Zeit wie Ewigkeit.

Von Einem, der, Gott suchend, das Kloster auserwählt,
In alt vergilbter Chronik die Kunde wird erzählt:
„Einst zog von seiner Klause der Mönch zum Wald
hinaus, —
Rings um ihn her war's stille wie's still in Gottes Haus —
Da hört' er in den Wipfeln so wundersamen Sang,
Der ihm wie Himmelstöne in Ohr und Herze klang,
Ein Vöglein sang so süße, so innig, herzvertraut;
Es sang der Heimat reinsten und allerschönsten Laut;
Kein Erdenmißton störte die reine Harmonie;
Die Nähe Gottes spürte der Pilger wie noch nie.
Ob diesen Himmelsklängen ward wonnig er entzückt,
Hoch über diese Erde und alle Zeit entrückt. — —
Als endlich er zum Heimweg sich hatte angeschickt,
Es deuchte ihn, ein Weilchen nur hätt' er aufgeblickt
Zu Edens Wundervogel und dessen Sang gelauscht
So kurz wie die Minute im Nu vorüberrauscht. —
Wie groß war drum sein Staunen, als er auf seinem Weg
Verändert alles schaute in Flur und Forst und Steg:
Wo vordem Wälder waren, da grünten Fluren jetzt;
Wo sich sein Auge früher am Himmelsblau geletzt,

Dieweil in freier Lichtung der Tann geöffnet war,
Verlor im schwarzem Forste sein Fuß den Weg wohl gar.
Und selbst der Bau des Klosters erschien ihm unbekannt,
Als endlich an der Pforte er, müde klopfend, stand;
Kein Frater und kein Pater, kein Mensch mehr kannte ihn
Kopfschüttelnd schauten alle bedenklich auf ihn hin,
Weil er darauf beharrte, daß eine Stunde nur,
Das Kloster er verlassen; — verweht war seine Spur!

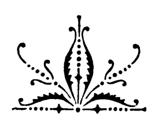
Der greise Abt des Klosters erinnerte sich dann,
Als er ob dieser Kunde, so seltsam, staunend sann:
Er hab einmal gelesen in einem Pergament, —
Es sei der Klosterchronik urältstes Fundament —
Daß einst in grauen Tagen ein frommer Brudersmann
Sei ausgegangen sinnend in nahen Waldes Bann,
Um betend Gott zu nahen in heil'ger Stille dort,
In Einsamkeit zu forschen in Gottes ew'gem Wort, —
Seitdem sei er verschwunden an unbekannten Ort,
Zurück niemals gekehret zur alten Klosterpfort'. —

Und als das Pergamente man holte nun hervor,
Und nach des Fremdlings Namen jetzt fragte der Prior,
Da sieh! Derselbe Name auch dort geschrieben stand! —
Vor Staunen man kaum Worte zum Gruß des Pilgers fand! —
Es waren abgelaufen dreihundert lange Jahr',
Seitdem zum Walde betend der Mönch gegangen war.
Sie waren ihm verflogen ob jenem Himmelssang,
Als wär's von drei Minuten der rasche Zeitengang!"

Wie zeigt die schöne Sage ein Bild von jenem Spruch,
Der da geschrieben stehet im alten Psalmenbuch:
„Vor Gott sind tausend Jahre, als wären sie ein Tag,

Und ein Tag tausend Jahre vor ihm umspannen
mag! —" —
Wie lehrt die Sage sinnig, wie wahr das tiefe Wort,
Das alten Pilgern leuchtet zur ew'gen Heimat dort:
„Wem Zeit wie Ewigkeiten und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist auf seinen Wegen befreit von allem Leid."

Alex. Nüesch.





Unsterblich.

Von Gräfin Schwerin.

In dem hohen Erkergemach an dem Bette ihres Kindes saß die junge Mutter. Die Hände lagen fest ineinandergepreßt im Schoß, und verloren blickten die müden Augen weit, weit über die wogenden Felder und den blauen See, bis zu dem dunklen Waldrand am fernen Horizont. — Wie schön, wie schön ist die Heimat! Und der Erbe all dieses Reichtums — ihr Sohn. Nie würde sie den Jubellaut vergessen, mit dem der geliebte Mann die Freudenbotschaft vernommen: Ein Sohn! Ein neuer Sproß am Stamm des alten, ruhmvollen Geschlechts. Ach, sie hatte es ja nicht fassen können, nicht glauben wollen. Lange noch hatte sie fest gehalten an der Hoffnung, auch als der letzte Schimmer allen andern schon verblaßt. Es konnte, es durfte nicht sein!

Der herbe bittre Zug, der so fremd in dem jungen Antlitz stand, verschärfte sich. Ein harter Ausdruck trat in die sanften blauen Augen. — Nun war es doch auch ihr zur Wahrheit geworden. — Dies Kind, der Erbe so vieler Hoffnungen und Träume, was war er? —

Sie stöhnte leise auf und beugte sich tiefer über den

Rand des Bettchens. Da lag er, ihr Knabe, ihres Herzens Wonne und Qual. Das liebliche Blondköpfchen halb versteckt in den Spitzenkissen, ein Bild des süßesten Friedens! Aber nie würde sich auf diesen reinen Zügen der Abglanz inneren Empfindens wiederspiegeln. Nie, ach nie, würde sie ihres Kindes Seele begegnen, nicht in einem Wort, nicht einmal in einem Blick. Tod und blöde lag sie in dem kleinen holden Körper gefangen.

O mein Gott, warum dies alles? Warum einem Kind das Leben geben, bei dessen Anblick ich täglich klagen muß: „Vergib mir, mein Kind, vergib deiner unglücklichen Mutter, daß sie dich gebar." Sie zog die kleine warme Kinderhand zu sich herauf, und sie mit heißen Tränen und Küssen bedeckend, wiederholte sie unaufhörlich: „Vergib mir, daß ich dir solch Leben schenkte. Ich wußte es nicht, sonst wäre ich lieber gestorben." —

Draußen hatte sich der Abendwind aufgemacht und rauschte durch die Ulmen und Eichen des weiten Parks. Klagende Stimmen voll hoffnungslosen Weh's trug der Wind daher. Was sang er dem armen, trostlosen Mutterherzen? —

Leiden, Leiden. — Das war der Grundton, den sie heraushörte, — nur den.

Unter den heißen Liebkosungen war der Knabe manchmal leise und schmerzlich zusammengezuckt. Jetzt hob er das vom Schlaf noch sanft gerötete Gesichtchen aus den Kissen und sah die Mutter an. — —

War es der alte, flimmernde, unstäte Blick? —

Sie schaute mit verhaltenem Atem in das große, blaue Auge, tief, immer tiefer. Da — auf dem Grund dieses stillen, klaren Sees fand sie in dieser Stunde das Köstlichste, was die Erde für sie hatte: ihres Kindes Seele. Wohl gebunden mit Ketten, so unbarmherzig fest, daß sie auch die Mutterliebe nicht zu zerreißen vermochte. Aber sie war da, und

blickte sie an in diesem seligen Augenblick. Klang nicht aus weiter unerreichbarer Ferne eine feine, silberhelle Stimme, die sie in Wahrheit nie hören würde, leise fragend: „Mutter, zweifelst du, daß ich auch eine unsterbliche, eine erlöste Seele habe?“ Ihr war, als wöge diese eine Minute mit ihrer Erkenntnis ein halbes Leben auf. —

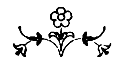
Das Licht in dem Auge ihres Kindes war längst erloschen. Vielleicht hatte es ja auch nur die Mutterliebe aufleuchten sehen. —

Draußen war es still geworden. Kaum ein Blatt bewegte sich noch wie träumend, wenn der Atem der Sommernacht liebkosend darüber hinglitt. Leise goß das Mondlicht seine Strahlen in das dämmernde Gemach. Lind und tröstlich drangen die Stimmen der Nacht herein zu der lauschenden Mutter und über das schlafende Kind. —

Was flüsterten sie? War es noch immer das harte erbarmungslose Wort?

Nein, anders klangen sie, zitternd und fragend, aber doch stillend und tröstend wie fernes, frommes Glockenläuten. — Und unter diesen Tönen löste sich das harte, starre Weh von der geängstigten, gequälten Seele. Sie spannte ihre Flügel aus, weit, weit — bis sie sich in der seligen Ewigkeit wiederfand vor dem Thron des Lammes, wo sich ihr Loblied mischte mit dem ihres Kindes.

Vergeblich versuchte sie sich auf das Leid dieser Erde zu besinnen, sie konnte es nicht mehr finden, es war untergegangen in dem Meer von Gnade und Seligkeit.





Psalm LI.

Darf ich, o Herr, noch vor Dich treten?
Enthüllst Du mir Dein Angesicht?
Ich möchte, möchte vor Dir beten,
Und doch, wie sonst, vermag ich's nicht.
Denn drohend, wie Gerichtes Schergen,
Tritt meine Sünde vor mich hin,
Dein Antlitz, Herr, mir zu verbergen.
Ach siehe, wie ich elend bin.

Nicht ist's das Leid, das jetzt ich trage,
Was Dich zu suchen mich erkühnt;
Willkommen wäre mir die Plage,
Wär' damit meine Schuld gesühnt.
Nicht, daß Verachtung mir verkündigt,
Was ich an Menschen hab gefehlt:
An Dir allein hab ich gesündigt,
Und das, o Herr, ist's, was mich quält.

Was soll ich tun, mich zu versühnen?
Was können Dir, Herr, Opfer sein,



Dem jauchzend Erd' und Himmel dienen,
Der Du das Weltall nennest Dein!
Ach, könnte man mit Opfergaben
Ersticken seiner Seele Qual,
Herr, alles, alles sollt'st Du haben,
Opfer und Gaben sonder Zahl.

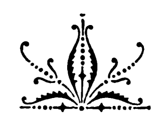
O hab' Erbarmen! Über Klage
Und Urteil thronst erhaben Du,
Dem Wechselspiel von Lust und Plage
Schaust Du gelass'nen Sinnes zu;
Indes in Sünden wir geboren
Hintasten unsern Weg, wie blind,
Und schaudernd, daß wir Dich verloren,
Erst spüren, wenn wir schuldig sind.

Ist das Dein Ruhm, das Deine Größe?
O weh dem armen Sohn der Zeit,
Wenn Du vor des Gefallnen Blöße
Dich kalt hüllst in Gerechtigkeit.
Wenn ich als Kind, weil ich gefehlet,
Hinsank in meines Vaters Schoß,
Ein Blick, von Ernst und Lieb' beseelet,
Er strafte mich — und sprach mich los.

Du, größer als der Menschen Herzen,
Willst Du nicht jetzt auch also tun?
O sieh mich an in meinen Schmerzen
Und laß an Deiner Brust mich ruhn,
Geläutert, Herr, durch Zucht und Gnade,
Von Deines Geistes freud'gem Wehn
Getragen, ahn' ich's: Deine Pfade,
Sie gehn durch Fall zum Auferstehn.

O tröstlich Licht voll sel'ger Klarheit,
Erstirb mir nicht; o Geist des Herrn,
Lehr mich die neu gefundne Wahrheit
Verkünden allen nah und fern!
„Ihr Büßer, sänftigt eure Klagen,
Daß Gottes Zorn nicht schweigen kann:
Ein Herz, zerbrochen und zerschlagen,
Stimmt Er als gültig Opfer an."

P. Schmidt, Gleiwitz.





Herrn Hankel von Dommerstorfs, Inhabers pp. selige Reise.

Von Fritz Anders.

Herr Andreas Feuerstake hatte dem Herrn Pastor Pacht gebracht und war in die Wohnstube geführt und zu Stuhle genötigt worden. Herr Andreas Feuerstake war ein angesehener Bauer in Dommerstorf, ein „treuer Mann" und Rendant der Kirchenkasse. Er war im Pfarrhause stets, auch wenn er nicht gerade Pacht brachte, willkommen und für die Frau Pastorin und deren Wünsche eine wichtige Person. Man besprach also den Lauf der Zeit und die Änderungen, die sie in Dommerstorf gebracht hatte, und die Frau Pastorin, die eine gute Frau, aber in ihrer Rede etwas freimütig war, sagte: Ja, Herr Feuerstake, in welche Hände diese alten Edelsitze manchmal kommen, das ist wirklich zum Gott erbarmen. Da sehen Sie nun einmal diesen Menschen, diesen Hankel an, sitzt er nicht in dem alten Schlosse wie ein Affenpintscher im Lehnstuhle?

Aber, liebe Emilie, sagte der Herr Pastor.

Das war doch zu Zeiten des Baron Wülknitz etwas ganz anderes, fuhr die Frau Pastorin fort. Baron Wülknitz war ein feiner Mann, da hatte alles seine Art, und Sonn-

tags war immer jemand aus dem Schlosse in der Kirche. Und das gnädige Fräulein Elisabeth, die jüngste war sie ja freilich nicht mehr, aber was war das für ein Prachtmädel. Und nun sehen Sie mal diesen Menschen, der aussieht wie die teure Zeit, und seine beiden hochgeschornen Töchter. Da hat nichts seine Art, und alle acht Tage gibt es eine neue Verrücktheit und einen neuen Zank. — Aber die Geschichte mit dem Erbbegräbnis war doch die größte Verrücktheit. Ich bitte Sie, Herr Feuerstake, dem alten Herrn das Erbbegräbnis abkaufen wollen! Da hätte ja der alte Herr seine Ahnen auf den Leiterwagen legen und mit ihnen abziehen müssen. Es war ganz recht von ihm, daß er den Hankel zur Tür hinausgeworfen hat. Und das war auch nicht recht von Hankeln, daß er sich sein neues brottiges Erbbegräbnis gleich daneben gebaut hat. Und wissen Sie, Feuerstake, das hätten Sie als Kirchenrat gar nicht dulden dürfen. Ein Tempel und zwei schwarze Urnen, das schickt sich nicht auf einen christlichen Kirchhof, das ist ja das reine Heidentum. Und das hat der liebe Gott auch gleich gestraft. Sie erinnern sich doch, das Erbbegräbnis war noch kein Vierteljahr fertig, da hat er seine erste Frau hinein setzen lassen. Nun wußte er wenigstens, wofür er es gebaut hat.

Aber, liebe Emilie, sagte der Herr Pastor.

Ja, Frau Pastern, meinte Herr Feuerstake nachdenklich, was er mit den beiden schwarzen Töpfen absolviert hat, ist mir unbewußt. Das ist doch bloß eine von seinen Überwendlichkeiten. Gerade so wie das mit seinen Spucknäpfen. Aber daß er nun auch Spucknäpfe in die Kirche stellen will, das ist mir denn doch zu kandelaber. — Und dabei spuckte der treue Mann der Frau Pastorin auf ihren blanken Fußboden —. Herr Pastor, sagte er hat man je so was gehört? Spucknäpfe in die Kirche! So was ist ja seit dem dreißigjährigen Kriege nicht dagewesen. Und das sage ich Ihnen, Herr Pastor, Sie mögen es glauben oder nicht, wenn Sie die Spucknäpfe

in das Gotteshaus stellen, dann kommt kein Mensch mehr in die Kirche.

Aber, lieber Feuerstake, sagte der Herr Pastor.

Wie ich Ihnen sage, Herr Pastor, fuhr Herr Feuerstake fort. Und dann sollen Sie mal sehen, mit welchem neumodischen Unsinn er dann kommt. In der Stadt erzählen sie schon, daß Hankel gesagt hat, er wolle den Kelch beim Abendmahle abschaffen und jeder solle seinen Wein aus einem desindizierten Schnapsglase trinken. Und er als Kirchenpatron hätte das Recht dazu.

Dies war der Anfang eines langen Gespräches, das sich, wie in Dommerstorf üblich, mit Herrn August Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp. beschäftigte und feststellte, daß dieses Herrn Ideen höchst merkwürdig seien, daß durchaus kein Gedanke daran sei, Spucknäpfe in die Kirche zu stellen, und daß er als Patron über den Abendmahlskelch gar nichts zu sagen habe.

Wer war denn nun dieser merkwürdige Herr Hankel? Er war aus einer fremden Provinz zugezogen, nachdem er dort das fette Bauerngut, auf dem sein Vater reich geworden war, verkauft hatte. Dafür hatte er das Rittergut des Barons Wülknitz erstanden, weil es ein Rittergut war, und weil es ein Schloß und zwölfhundert Morgen — allerdings sandigen Landes hatte. Es war richtig, er hatte dem Herrn Baron auch sein Erbbegräbnis abkaufen wollen und hatte dabei einen schmerzlichen Mißerfolg erlebt. Dafür hatte er sich dann gleich neben dem baronlichen Erbbegräbnis ein eignes viel schöneres bauen lassen, das aus einem griechischen Giebel mit Säulen und Nischen bestand. In den beiden Nischen rechter und linker Hand standen über unbeschriebenen Marmortafeln zwei gußeiserne Urnen. Dieser Bau hatte dem Herrn Hankel sehr gefallen und in der ganzen Gegend seinerzeit heiteres Aufsehen erregt.

Schätze konnte nun Herr Hankel auf seinem Rittergute

freilich nicht gewinnen; die dreihundertundfünfzig Morgen, die er früher gehabt hatte, hatten mehr gebracht als die zwölfhundert, die er jetzt besaß. Ja er würde schwerlich sein angelegtes Kapital hinreichend verzinst haben, wenn er nicht einen tüchtigen Inspektor gefunden hätte, den er den Herrn Administrator nannte.

Herr Hankel war von jeher für das Höhere angelegt gewesen, und um höher hinaufzukommen, hatte er sein Bauerngut aufgegeben und das Rittergut erworben. Er kaufte sich nun noch einen feinen Wagen und Kutschpferde und machte bei der ritterschaftlichen Nachbarschaft Besuch. Der Erfolg entsprach durchaus nicht seinen Erwartungen. Er wurde höflich und kühl aufgenommen, man lud ihn auch einmal ein, aber er blieb ein Fremder, und es dauerte nicht lange, so schlief der Verkehr ein. Man nahm ihn nicht ernst, man lachte darüber, daß er sich ein Phantasie-Wappen hatte auf die Kutsche malen lassen und daß er sich Hankel-Dommerstorf, Inhaber pp. nannte. Man vermutete, daß sich die Bezeichnung „Inhaber“ auf ein Ehrenmitglieds-Diplom eines Turnvereins und auf eine broncene Medaille beziehe, die sein Administrator von einer Obstbau-Ausstellung heimgebracht hatte.

Nun hätte sich Herr Hankel an die dii minorum gentium halten können, aber dazu war er zu stolz. Er hatte immer höher hinauf gewollt, schon als Schüler in der Pension, wo er nur mit einem Mitschüler verkehrte, dessen Vater Oberförster war. Da ihn nun die Aristokratie der Geburt verschmähte, wandte er sich der Aristokratie des Geistes zu. Er ging zur Wissenschaft über. Natürlich als moderner Mensch zur Naturwissenschaft. Nicht als ob er eine Disziplin herausgegriffen und ernstlich studiert hätte — dazu wäre Mathematik nötig gewesen, und diese war nie sein Fach gewesen, auch genierten ihn die Fremdworte. Und überhaupt, der mühsame Weg bis zum Resultate interessierte ihn nicht. Die Resultate selbst, ja das war etwas anderes! Da konnte man sich in das erhebende

Gefühl der Passigkeit versetzen, da konnte man sich als Mitinhaber jenes hohen Menschengeistes fühlen, dem keine Aufgabe zu schwer, kein Rätsel unlösbar war. Völkerkunde, Prähistorie, Psychologie im modernen Sinne, Weltwunder und Statistik, das war etwas für ihn. Die neusten Probleme und Aufgaben beschäftigten am meisten. Das Verhältnis der blauen und braunen Augen und die Beziehung dieses Verhältnisses zum Lebensalter, die Statistik des tödlichen Unglücksfalles, das Verhältnis der Pflege der Zähne zum Gedächtnis, der sanitäre Wert des Gähnens, so etwas studierte er mit Eifer. Hierzu kam nun noch als Allerneustes und Interessantestes der Einfluß der Temperatur auf das geistige Leben des Menschen, auf Selbstmorde, Verbrechen und zerbrochene Kaffeetassen, über welches Thema ein gelehrtes Buch herausgekommen war, das ihm in die Hände fiel. Diese Untersuchung gefiel ihm so sehr, daß er beschloß, selbst an die Sache Hand anzulegen, indem er das Verhältnis von Temperatur und orthographischen Fehlern untersuchte. Und dies um so mehr, als er sich bewußt war, den Gegenstand, d. h. das Thermometer und die Rechtschreibung zu beherrschen. Dazu bedurfte er natürlich der Unterstützung des Herrn Kantors. Und diese wurde ihm auch zuteil, nachdem er dem Herrn Kantor ein paar Klafter Holz auf den Hof hatte fahren lassen. Der Herr Kantor ordnete an, daß auf jedes Diktat die Temperatur der Stunde, in dem es geschrieben wurde, aufgesetzt werde, und sandte Herrn Hankel Stöße von Heften ins Haus, was freilich der Herr Pastor nicht wissen durfte. Und so kam Herr Hankel nach dem angestrengten Studium von zwei Monaten zu dem Resultate, daß bei einer Temperatur von 20° C und 760—765 mm auf 0° und Meereshöhe reduzierter Barometerhöhe die Wahrscheinlichkeit, daß „daß“ mit rund s geschrieben werde = 64,3% sei, während diese Wahrscheinlichkeit bei 25° C auf 79,5% steige.

Diese wissenschaftliche Tätigkeit, so ehrenvoll und ersprießlich sie auch sein mochte, und so achtunggebietend sein Schreibtisch und seine Bibliothek auch aussahen, würde Hankel auf die Dauer doch nicht gefesselt haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, der Sache eine Wendung zu geben, von der er selbst persönlichen Nutzen hatte. Und diese Wendung bestand darin, daß er sich der Hygiene, der Pflege der eignen Gesundheit zuwandte. Er kaufte sich medizinische Bücher, wissenschaftliche und populäre, und machte, indem er sie studierte, die betrübende Erfahrung, daß er allemal die Symptone derjenigen Krankheit, mit der er sich beschäftigte, an seinem eignen Leibe wahrzunehmen glaubte, was ihm die Notwendigkeit der naturgemäßen Lebensweise um so mehr bewies. Er schwur auf Lahmann, er nahm Sitzbäder à la Kuhne, er kaufte einen Muskelklopfer, er gebrauchte den Lufaschwamm, er badete zu Haus — natürlich in der Schaukelwanne —, er atmete tief, er ging nie anders aus, als indem er den Stock zwischen Armen und Rücken trug. Vor allem begriff er, daß der Mensch als Abkömmling eines quadrumanen Geschlechts ursprünglich Baumbewohner und Fruktivor gewesen, und daß der Fleischgenuß nur als die Folge einer Entartung und die Ursache weiter fortschreitender Entartung anzusehen sei. Er nährte sich also von Mohrrüben und Spinat, aß unglaubliche Mengen von Äpfeln und Kopfsalat und spürte es mit großer Genugtuung, wie der Bestand der Nährsalze seines Körpers zunahm. Natürlich rauchte er nur nikotinfreie Zigarren und trank nur Kathreiners Malzkaffee. Die Folge dieser liebevollen Fürsorge, die er seinem Körper zuteil werden ließ, war, daß er unglaublich abmagerte. Seine Kleider hingen ihm am Leibe, als wenn sie an seinen Knochen zum Trocknen aufgehängt wären. Sein großer Strohhut saß ihm auf den Ohren und bedeckte ein Gesicht, dessen Mund immer größer wurde, und dessen dürftiger Bart die tiefen Löcher in den

Backen kaum noch zu bedecken vermochte. Aber Freund Hankel war mit dem Erfolg seiner naturgemäßen Lebensweise sehr zufrieden und leistete sich, um wieder zu Kräften zu kommen, neben Sonnenbädern elektro-magnetische Bäder, von denen jedes fünfzehn Mark kostete. Dies hatte zur Folge, daß er ein runde Summe Geldes zur Unterstützung einer guten Sache, nämlich des elektrisch-magnetischen Instituts ausgab, und daß er einen neuen Gegenstand gewann, mit dem er sich beschäftigte. Daß er dadurch stärker geworden sei, hat sich widerspruchsfrei nicht feststellen lassen.

Hankel von Dommerstorf war zu tief wissenschaftlich gebildet, als daß er geglaubt hätte, daß man durch den Gebrauch des Lufaschwammes oder des Muskelklopfers gegen die Angriffe von Bakterien gefeit sei. Vielmehr wendete er seine Aufmerksamkeit der Bekämpfung auch dieser Geißel der Menschheit zu, studierte die in dies Gebiet fallenden Krankheiten von der Influenza und dem Schnupfen bis zur Hundswut und begeisterte sich für die Immunisierung des Menschen durch Impfung mit Serum. Und da er nichts halb zu tun pflegte, so sahen seine Arme binnen kurzem wie tätowiert aus. Als aber seinerzeit der Feldzug gegen die Tuberkulose eröffnet wurde, begriff er den wissenschaftlichen Wert des vorschriftsmäßigen Spucknapfes und beschloß, schon der eignen Sicherheit wegen, in das öffentliche Leben einzugreifen. Er ließ in jedes Zimmer seines Hauses und an jeder der vier Ecken seines Kuhringes Normalspucknäpfe aufstellen, die täglich mit Wasser gefüllt wurden, und wehe dem Ochsenjungen, der es gewagt hätte, auf den Mist zu spucken, statt dem Normalspucknapf zu benutzen. Er ließ seine Spucknäpfe in der Schule aufstellen, und da der Herr Kantor bei dieser Gelegenheit einen Zentner Äpfel ins Haus geschickt bekam, ließ sich's der Herr Kantor gefallen, daß die Dinger, ohne benutzt zu werden, irgendwo im Winkel standen. Als er aber als Kirchenpatron, der er durch den

Kauf des Rittergutes Dommerstorf geworden war, mit der Anordnung kam, daß seine Spucknäpfe auch in die Kirche gestellt werden sollten, erregte er, wie wir bereits wissen, bei der Frau Pastorin großen Unwillen, und Feuerstake, der treue Mann, erklärte, solange er Kirchenrendant sei, komme so ein Unsinn nicht in die Kirche. Und der Herr Pastor, obwohl zum Frieden geneigt, mußte zugeben, daß der Kirchenpatron in dieser Sache nichts zu sagen habe.

Weniger erfolgreich war er in seinen Bemühungen, den Alkohol zu verdrängen. Er ordnete an, daß den Knechten der vom Gute gelieferte Schnaps zu entziehen sei, und daß sie statt dessen Mehlsuppe kriegen sollten. Die Knechte erhoben sämtlich Widerspruch und erklärten, lieber zu kündigen, als auf den Schnaps zu verzichten. Da nun der Herr Administrator die Knechte nicht entbehren konnte, so machte er mit ihnen einen Geheimvertrag. Sie nahmen öffentlich die Mehlsuppe an und er lieferte ihnen heimlich ihr Deputat Schnaps.

Bei solchen umfassenden hygienischen Bestrebungen mußte selbst Freund Hain in Verlegenheit kommen. Bei welchem Zipfel konnte er wohl August Hankel fassen, wenn er ihn holen wollte, da dieser naturgemäß lebte und gegen alle Krankheiten geimpft und immun gemacht war. Aber die Sache machte sich schließlich doch leichter als ein Mensch geglaubt hätte. Hankel verschluckte, als er gerade seine Portion Kompott verzehrte und sah, wie einer der Knechte sein Spucknapfgebot übertrat, in der Erregung und aus Versehen einen Pflaumenkern. Dieser Kern setzte sich an gefährlicher Stelle fest und verursachte eine Entzündung oder Darmverschlingung. Man kann der hygienischen Wissenschaft daraus keinen Vorwurf machen, denn auf verschluckte Pflaumenkerne ist sie, soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht eingerichtet. Ein berühmter Professor wurde gerufen und machte die Operation. Die Operation gelang natürlich. Leider starb der Patient hinter-

her an Entkräftung. Sein Körper war durch die Gesundheitspflege zu sehr heruntergekommen.

Es ist schon berichtet worden, daß Herr Hankel das Unglück gehabt hat, seine Frau zu verlieren, bald nachdem das Erbbegräbnis vollendet war, und daß er sie unter einer der beiden Urnen hatte beigesetzt. Dann hatte er ein halbes Trauerjahr vergehen lassen und seinen Töchtern eine neue Mutter gegeben. Er ging bei der Wahl seiner zweiten Frau von dem Gesichtspunkte aus, daß sie geeignet sein müsse, ihn in seinen hygienischen Bestrebungen zu unterstützen und im Alter zu pflegen, und nahm ein Mädchen aus seiner weiteren Verwandtschaft, das seine kranke Mutter schon zu Tode gepflegt und dabei seine Jugend zugesetzt hatte. Die Dame hatte ein weiches Gemüt und ein gutes Herz und nahm das Glück, Frau Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp. zu werden, mit dankbarer Seele an.

Herr Hankel hatte sich in seiner Frau nicht getäuscht. Sie folgte bereitwilligst und sehr gewissenhaft den wissenschaftlichen Wegen ihres lieben Mannes, betrachtete jede neue Idee desselben als Evangelium, unterwarf sich jeder noch so unbequemen hygienischen Forderung, ließ sich sogar impfen und kochte nach wissenschaftlichen Prinzipien, das Thermometer und ein Blatt Lackmuspapier in der Hand, was doch bei einer Frau alles Mögliche bedeutet. Sie wischte Staub ab, nicht bloß von den Möbeln, sondern auch von den Wänden und den Decken und widersprach und klagte nie. Leider vermochte sie nicht dem Unfrieden zwischen ihren beiden Töchtern Laura und Rosaura zu steuern, die inzwischen zwei sehr erwachsene junge Damen geworden waren, und von denen es die eine mit dem weichen Gemüte ihrer Stiefmutter, die andere mit dem modernen Denken ihres Vaters hielt.

Als August Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp. so unerwartet gestorben war, war seine Frau, die mit ihrem guten

Manne zehn Jahre in Frieden gelebt hatte, ganz gebrochen und löste sich förmlich in Tränen auf, und ihre Tochter Laura leistete ihr darin Beistand. Ach, sie fand nur darin einigen Trost, daß sie ihrem guten Vater ein Leichenbegängnis bereiten wollten, wie es in der ganzen Gegend noch nicht dagewesen war. Aber ehe noch die Todesanzeige an die Zeitung abgeschickt war, erschien Rosaura mit einem großen, fünfmal versiegelten Schreiben, das ihr ihr Vater vor der Operation gegeben hatte, und auf dem geschrieben stand: Unmittelbar nach meinem Tode zu öffnen. Man öffnete also und fand einen Zettel mit der Inschrift: „Wenn der vitale Prozeß meines Organismus zum Stillstand gekommen ist, so soll mein Körper der fauligen Zersetzung nicht übergeben werden. Vielmehr will ich zur Förderung der Aufklärung und zum Fortschritte in der Sanierung der durch Leichenreste infizierten Erdkruste, daß mein Leib in Gotha verbrannt wird. Meine Asche soll in keinem Kolumbarium, sondern in Dommerstorf aufbewahrt werden. Mein Fluch über euch, wenn ihr meinen letzten Willen nicht ausführt. August Hankel, Inhaber p. p. P. S. Mein Testament liegt auf dem Gericht." Rosaura drückte diesen Brief als ein teures Vermächtnis ihres seligen Vaters an die Brust und gelobte sich, alles zu tun, den heiligen väterlichen Willen auszuführen. Aber über Frau Hankel kam ein Zittern und Grauen vor dem Schrecklichen, das ihr lieber Mann befohlen hatte. Kein Leichenbegängnis! keine Kränze, kein Grab und keine Leichenrede! Und keine Danksagung in der Zeitung für die zahlreiche Beteiligung und die Kranzspenden und die tröstlichen Worte des Herrn Pastors! Und statt dessen eine Reise auf der Eisenbahn und ein Feuerofen und eine Glut wie aus der Hölle und ein schreckliches Unbekanntes. Zum erstenmal kam eine Klage über die Lippen von Frau Hankel: Ach, wenn mir doch mein lieber Mann das nicht angetan hätte!

Der Herr Pastor wurde angemeldet. Der Herr Pastor sagte, was bei solchen Gelegenheiten gesagt zu werden pflegt. Man hörte die Trostworte des geistlichen Herrn an, ohne getröstet zu werden, man sagte zu den Vorschlägen, die er über das Begräbnis machte, nicht nein, aber auch nicht ja. Es lag über dem Gespräche ein dumpfer Bann, gleich dem Bewußtsein einer heimlichen Schuld. Niemand wagte es, diesen Bann zu brechen. Der Herr Pastor hatte sich schon erhoben, um sich zu verabschieden, da kam Fräulein Rosaura etwas gewaltsam mit dem Bekenntnis heraus, es sei der letzte Wille des Verstorbenen, daß sein Leib der Zersetzung entzogen und verbrannt werden solle.

Das Gesicht des Herrn Pastors wurde beträchtlich lang. Im Stillen mußte er sich ja sagen, daß von einem Menschen wie Hankel, der alles anders machte, als es richtig und herkömmlich war, kaum etwas andres zu erwarten war, als eine Absonderlichkeit bei seinem Begräbnis, aber er erwog zugleich die Reihe von Verdrießlichkeiten, die die Sache im Gefolge haben werde und sagte, sei er ja weit davon entfernt, denen, die für sich die Feuerbestattung wünschen, einen sittlichen Vorwurf daraus zu machen, er beklage aber doch, daß der Verstorbne die alte christliche Sitte, nach der der Leib eines in Christo verstorbnen Menschen als ein Saatkorn für einen zukünftigen Frühling in die Erde gelegt werde, so gering geachtet, und daß er auch die Pflichten, die ihm als Kirchenpatron oblägen, nicht bedacht habe.

Ach ja, Herr Pastor, sagte Frau Hankel, von neuem in Tränen ausbrechend, und in zitternder Erregung die Hände des Herrn Pastors ergreifend, ach Herr Pastor, mir ist es schrecklich, daß wir ihn verbrennen sollen.

Bei seinem Fluche hat er es geboten, sagte Rosaura, drei Schwurfinger in die Höhe hebend.

Nein, daß mein guter Mann mir das antun konnte!

fuhr Frau Hankel fort. Halten Sie ihm wenigstens eine schöne Leichenrede, das ist das einzige, was mich trösten kann.

Der Herr Pastor erschrak. Er erinnerte sich, daß ihm verboten war, bei Leichenverbrennungen als Pastor mitzuwirken, und stellte sich vor, welche Aufregung es verursachen werde, wenn er sich weigern würde zu reden. Er sagte also weder ja noch nein, sondern empfahl sich und sah, zu Haus angekommen, nach, was über den vorliegenden Fall verordnet sei. Es war richtig, die Geistlichen sollen sich von Funeralien bei Leichenverbrennungen fernhalten. Es fragte sich aber, inwieweit sie sich an einer häuslichen Feier beteiligen könnten. — Der Herr Pastor nahm seinen Regenschirm und ging, von seiner lieben Frau noch einmal abgestäubt und mit guten Ratschlägen versehen, zum Herrn Superintendenten in die Stadt. Man nahm die Verordnungen hoher und höchster Behörden durch, aber es kam nicht viel mehr heraus, als der Herr Pastor schon wußte. Auch häusliche Feiern, sofern sie sich an den Transport der Leiche anschlossen, waren verboten und, was das schlimmste war, das Kirchengeläut war zu versagen. Doch schien gestattet zu sein, daß man wie bei dem Begräbnis von Selbstmördern für den engeren Familienkreis und zu entlegner Stunde eine Trostandacht einrichte.

Der Herr Pastor ging am nächsten Tage wieder aufs Schloß. Hier fand er, daß sich das Wetter inzwischen verschlechtert hatte. Frau Hankel war zurückgedrängt worden und ein Onkel, der irgendwo irgend etwas war, und der eine sehr bestimmte Meinung über die Engherzigkeit und Unduldsamkeit der Pastoren hatte, hatte die Zügel in die Hand genommen, und hatte, ohne den Herrn Pastor zu fragen, die Einladung zum Leichenbegängnis in die Zeitung setzen lassen. Als nun der Herr Pastor die Lage der Sache erläuterte und sich bereit erklärte, eine Trostandacht mit der Familie, nicht aber eine öffentliche Leichenrede zu halten, erregte er großen Zorn.

Man wollte, daß der Verstorbene mit allen Ehren und nicht als Selbstmörder begraben werde. Der Verstorbene sei Kirchenpatron und könne verlangen, was ihm der Herr Pastor verweigere, er sei ein edler und aufgeklärter Mensch gewesen, viel besser als mancher, der im schwarzen Rocke umherlaufe, und dem man bei seinem Begräbnis eine große Leichenrede halte. Aber man werde schon zu seinem Rechte kommen, und wenn es der Herr Pastor nicht tun wolle, so tue es ein andrer. Und wenn kein Pastor dabei sei, so gehe es auch ohne die Herren. Man schied im Unfrieden. Die Leichenfeier mußte abbestellt werden, was mit einigen spitzen Worten geschah, und schließlich wurde der Sarg heimlich bei Nacht ohne Glockenklang und Geleit auf einem Leiterwagen zum Dorfe hinausgefahren.

Auf der Station zwischen Dommerstorf und Krakelitz stand ein Gasthaus, wo alle Mittwoch die Elite der Gegend, das heißt Elite Serie Nummer zwei zusammenzukommen pflegte, um Skat zu spielen und Kegel zu schieben. In dieser Gesellschaft war der Oberamtmann aus Krakelitz die führende Person, ein alter Herr, der in derben Biedermannstönen zu reden pflegte, dabei aber den Schalk im Nacken hatte. Der Oberamtmann schob also die Karten seinem Nachbar zum Mischen zu und sagte, zum Herrn Kantor aus Dommerstorf gewendet: Habt ihr denn nun euren „Inhaber pp.“ glücklich unter die Erde?

Er wird nicht begraben, sondern in Gotha verbrannt, antwortete der Herr Kantor.

O weh, sagte der Herr Oberamtmann, wird ihm das nicht zu heiß werden.

Der Mensch war doch von jeher eine Wunderblume, meinte der dritte Teilhaber beim Skat. Daß der nicht still abtreten werde wie ein andrer vernünftiger Mensch, sondern eine Kommödie aufführen werde, das konnte man sich schon denken.

Erlauben Sie, meine Herrn, wandte der Herr Apotheker aus Krakelitz ein, ich finde es nicht angezeigt, Hankel wegen der Leichenverbrennung zu verspotten. Ich finde, er hat ganz richtig gehandelt. Hygienisch, physiologisch und nationalökonomisch ganz richtig. Die Stoffe, die ihren Dienst getan haben, muß man dem Kreislaufe der Natur zurückgeben und sie nicht in falscher Pietät nutz- oder zwecklos vergraben. Meine Herren, es muß soweit kommen, daß ein jedes Dorf seinen Verbrennungsofen hat.

Richtig, sagte der Herr Oberamtmann, Schmiede, Backhaus und Verbrennungsofen. Mit ein paar hundert Prozent Kommunalsteuer-Zuschlag ließe sich das ganz gut machen.

Der Herr Apotheker beachtete den Einwand nicht, sondern fuhr fort: Berücksichtigen Sie, meine Herrn, welche ungeahnte Fülle von Nährstoffen nutzlos und zwecklos in unsren Kirchhöfen begraben liegt. Wird jedoch der Leichnam dem Feuer zur Zerlegung in seine Atome übergeben, so kehren diese Atome in den geordneten Lauf des Stoffwechsels zurück und tragen zum Aufbau des späteren Geschlechtes bei.

Giftmischerchen, sagte der Herr Oberamtmann, Ihre Sache stimmt nicht. Was würde es meinem Acker nützen, wenn ich meinen Mist, statt ihn auf den Acker zu fahren, verbrennen wollte. Und mit Ihrer Leichenverbrennung treiben Sie auch nur eine sündliche Verschwendung. Die Leichen müßten destilliert und zu einem Kunstdünger verarbeitet und aufs Feld gekarrt worden. Das wäre ökonomisch richtig.

Pfui Teufel, sagte der Herr Kantor, das klingt aber abscheulich.

Na ja, schön wär's freilich nicht, aber es wäre ökonomisch vorteilhaft und wissenschaftlich richtig. Mir ist's übrigens egal. Ich bin mit meinen sechs Fuß Erde zufrieden und wünsche weder verbrannt, noch destilliert zu werden. Wer ist vorn?

Der Transport der Leiche Hankels hatte viel Geld ge-

kostet und viel Mühe gemacht. Es mußte der Nachweis geführt werden, daß Herr Hankel an einem Pflaumenkerne und nicht an einer ansteckenden Krankheit gestorben sei, es mußte ein Leichenpaß besorgt, ein Eisenbahn-Güterwagen bestellt und beladen werden und wer weiß, was alles noch. Alles das besorgte der Herr Administrator. Es hatte einen schmerzlichen Abschied gegeben, als er mit dem Leiterwagen abfuhr, und als er im Havelock, den schwarzumflorten Hut in der Hand im Zimmer der Damen wieder eintrat, flossen die Tränen von neuem. Auch der Herr Administrator ließ den Kopf sinken und sah sehr feierlich aus, als er von seiner Reise berichtete. Und darauf griff er unter seinen Mantel und stellte eine Blechbüchse auf den Tisch, die aussah wie eine Spargelbüchse. Auf diese Büchse war ein Zettel geklebt und auf dem Zettel stand mit Bleistift geschrieben: Herrn August Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp. selige Überreste.

Frau Hankel schrie entsetzt auf und rückte aus der Nähe der Büchse fort und auch die beiden Töchter wagten nicht, die seligen Überreste anzufassen. Aber die Mägde waren ganz außer sich und schrien auf, wenn sie die Büchse nur sahen, und keine wäre zu bewegen gewesen, sie anzurühren, geschweige denn fortzutragen. Da faßte sich Rosaura ein Herz und trug sie in die gute Stube und stellte sie unter einen Glaskasten, unter dem zuvor ein ausgestopftes Eichhörnchen gestanden hatte. Die Stube war aber von da an dem Verkehr entzogen und wurde als Erbbegräbnis angesehen und gemieden.

Nach einigen Tagen lief ein schauerliches Gerücht durch das Dorf. Die Asche Hankels sei in der einen der beiden Urnen des Erbbegräbnisses beigesetzt worden. Und die alte Hanne hatte gleich gemerkt, daß auf dem Kirchhof etwas nicht in Ordnung war, denn die Glocken hatten so anders geklungen und das Käuzchen hatte so geschrien. Das Gerücht hatte wohl darin seinen Ursprung, daß ein Maler aus der Stadt

das eiserne Gitter und die beiden Urnen neu anstrich. Daraufhin zog der Herr Kirchenkassen-Rendant seinen Sonntagsrock an und ging aus, um nach den Rechten zu sehen. Er fand den Maler bei der Arbeit an den Urnen, die er mit goldenen Henkeln versah, sah die Geschichte mit mißtrauischen Augen an und sagte:

Warum malen Sie denn die Töpfe neu an?

Weil's bestellt ist, antwortete der Maler.

Ist denn da vielleicht frische Asche drin? fragte er weiter.

Weiß ich nicht.

Oder soll da vielleicht frische Asche hineingetan werden?

Weiß ich auch nicht. Ist mir auch eingal.

Wenig befriedigt von der Antwort ging Herr Feuerstake davon, lebhaft beunruhigt, denn es stand ihm außer aller Frage, daß Hankels Asche nicht auf den Kirchhofe ausgestellt werden dürfe. Dazu bestimmte ihn nicht allein sein christliches Gemüt, sondern auch ein tiefer Groll, den er bis über den Feuerofen hinaus gegen Hankel hegte. Denn dieser hatte ihn, Feuerstake, den angesehenen Mann und Kirchenrendanten in Dommerstorf, blamiert, indem er ihn einen dummen Bauern genannt hatte. Und das war in der Spucknapfsache geschehen, und der Herr Apotheker hatte über ihn gelacht.

In der nächsten Gemeindekirchenrats-Sitzung brachte er die Aschenangelegenheit zur Sprache. Er lasse sich ja manches gefallen, aber heidnische Aschentöpfe auf einen christlichen Kirchhof zu stellen, sei ihm denn doch zu kandelaber und seit dem dreißigjährigen Kriege nicht dagewesen. Und das dürfe auch nicht vorkommen, und es werde, solange er Kirchenrendant sei und die Aufsicht über das Inventar habe, auch nicht geduldet werden.

Hier warf der Herr Pastor die Frage auf, ob es denn gewiß sei, daß sich die Hankelsche Asche in der Urne befinde. Dies gab zu einer weit ausholenden und weit abschweifenden

Diskussion Anlaß, die freilich nichts Bestimmtes zutage förderte. Feuerstake hatte heimlich einen Jungen über das eiserne Gitter steigen lassen und ihm Auftrag gegeben auf eine Leiter zu klettern und, durch den Hals der Urne greifend, zu untersuchen, ob Asche in der Urne sei. Aber da die Urne halb in die Mauer hineingemauert war, war die Öffnung zu eng, um mit der Hand hineinfassen zu können. Aber sie war doch so weit, daß es möglich war die Asche von oben hineinzuschütten. Es wäre ja nun das einfachste gewesen, auf dem Schlosse nachzufragen, wo Hankels Asche sei, aber das wagte man denn doch nicht. Auch der Herr Pastor lehnte die Zumutung, zum Schlosse zu gehen und nach etwas zu fragen, was ihn vielleicht gar nichts angehe, mit Bestimmtheit ab. Hingegen schien es ihm doch nützlich, über den prinzipiellen Stand der Frage unterrichtet zu sein, nämlich darüber, ob es überhaupt gestattet sei, die Aschenreste von Feuerbestattungen auf evangelischen Kirchhöfen auszustellen. Nach seiner Meinung dürfe das nicht erlaubt werden, aber es sei doch gut, ehe man etwas in der Sache unternähme, von der kompetenten kirchlichen Behörde bestimmte Weisung zu haben über das, was erlaubt sei und was nicht.

Dieser Vorschlag fand Zustimmung, und der Herr Pastor setzte sich hin und verfaßte einen langen Bericht über die seine Gemeinde so tief berührende Angelegenheit, legte die Gewissensbedrängnisse der treuen Mitglieder seiner Parochie dar und bat um Verhaltungsmaßregeln, besonders um eine prinzipielle Entscheidung, ob es gestattet sei, Asche in der Urne eines Erbbegräbnisses beizusetzen.

Auf diesen langen Bericht erhielt der Herr Pastor eine kurze Antwort: Königliches Konsistorium habe keinen Anlaß, in dieser Sache eine prinzipielle Entscheidung zu treffen. Erst möge der Gemeindekirchenrat einmal feststellen, ob sich die Asche wirklich in der Urne befinde.

Der Herr Pastor war über diese Antwort der hohen geistlichen Behörde sehr betreten und er legte sie einem kundigen Amtsbruder vor. Dieser lachte und sagte: Ich sage es ja, der ganze „Amtsbruder“! — Mit dem Amtsbruder meinte er jedoch nicht ein geistliches, sondern ein juristisches Mitglied des Konsistorii. — Haben Sie wirklich gemeint, in so einer Sache prinzipielle Entscheidung zu erhalten, fuhr der sachkundige Amtsbruder fort. So etwas meiden die Herren wie das Feuer. Denn hernach trifft vielleicht der Oberkirchenrat eine andere prinzipielle Entscheidung oder das Reichsgericht knobelt noch etwas anderes heraus und dann sind sie blamoren. Ich finde, das Konsistorium hat ganz recht.

Der Herr Pastor kehrte betrübt wieder heim, denn er wußte nicht, wie er es seinem Gemeindekirchenrat klar machen sollte, daß eine Behörde es weigern dürfe, auf eine Anfrage Antwort zu geben. Denn er konnte doch unmöglich bei seinen Bauern die Meinung aufkommen lassen, das hohe Konsistorium wisse es auch nicht, was hier zu tun sei. — Und so blieb, da man die Hankelschen Damen nach der Asche nicht fragen durfte, nichts anderes übrig, als mißtrauische Blicke auf die Urne zu werfen und zu vermuten oder nicht zu vermuten, daß die Asche darin stecke. Am Ende beruhigte man sich im Dorfe und fand, daß die Glocken nicht mehr so anders klangen und das Käuzchen nicht mehr so schrie.

Inzwischen war ein arger Zwist im Schlosse ausgebrochen. Herr Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp. hatte auf leibliche Hygiene ein großes Gewicht gelegt, aber dabei die geistige Hygiene seines Hauses vernachlässigt. Es hatte keine erfreuliche Temperatur in seinem Hause geherrscht, vielmehr eine ausgesprochene Neigung zu Unfrieden und Streit, nämlich zwischen den beiden Töchtern. Solange der Hausherr lebte und seinen alles beherrschenden Willen geltend machte, mochte es noch gehen, sobald er aber die Augen geschlossen hatte, war

der Unfrieden da. Schon über die Trauerkleidung kam es zu harten Auseinandersetzungen. Nun hatte Hankel aber auch, wie ja kaum anders zu erwarten war, ein wunderliches Testament gemacht. Er hatte bestimmt, daß das Rittergut nicht verkauft werden dürfe, und daß die Damen ihren Wohnort im Schlosse zu nehmen hätten. Wenn man Leute, die sich nicht vertragen können, in dasselbe Haus zusammensperrt, so ist das das sicherste Mittel, Unfrieden zur Feindschaft zu steigern. Laura und Rosaura, die bisher nie zärtlich gewesen waren, redeten nur noch miteinander mit bissigen Akzenten.

Dazu kam, daß Laura auch nach dem Tode des Vaters die Partei ihrer Stiefmutter nahm, die es ihrem lieben Manne nicht vergeben konnte, daß er ihr das angetan habe, nämlich sich verbrennen zu lassen, und daß Rosaura das Andenken ihres Vaters ehrte als eines Vorkämpfers der Aufklärung und der Wissenschaft, der es verdient hatte, nicht einmal, sondern siebenmal verbrannt zu werden. Endlich erhoben sich Meinungsverschiedenheiten über Besitz und Aufbewahrung der seligen Überreste in der Blechbüchse. Bald stand diese Büchse in der guten Stube, bald auf dem Schranke in der Garderobe, bald in dem Wohnzimmer einer der beiden Töchter. Dabei ereignete sich einmal das Unglück, daß die Büchse auf die Erde fiel und daß der Deckel absprang und die teure Asche verschüttet wurde, so daß sie mit Kehrschaufel und Staubbesen wieder gesammelt werden mußte. Und jedesmal, wenn die Büchse ihren Standort wechselte, gab es Zittern und Beben bei der trauernden Witwe und heftige Auseinandersetzungen bei den beiden Töchtern.

Allmählich sickerte die Kunde durch, daß Herrn Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp. selige Überreste im Schlosse aufbewahrt würden und daß sich die beiden Töchter darum zankten. — Ei zum Donnerwetter, sagte der Herr Oberamtmann aus Krakelitz, als er die Geschichte beim Mittwoch-

skat erfuhr, sagt doch den beiden alten Mädchen, sie möchten die Aschenurne erst einmal ordentlich schütteln und sich dann in ihren Vater pp. brüderlich teilen, dann hätte der Streit gleich ein Ende.

Da starb unerwartet an Indigestionen zufolge der zu guten Ernährung, die sie vorher nicht gehabt hatte, also auch nicht gewöhnt war, die trauernde Witwe und wurde unter der anderen der beiden Urnen im Erbbegräbnis mit Gesang, Grabrede und „der ganzen Schule" wie sich das gehörte, begraben. Sie hatte ihren Vermögensanteil ihrer Stieftochter Laura, die es ja immer mit ihr gehalten hatte, vermacht und Rosaura gänzlich übergangen. Das verursachte eine hochdramatische Szene zwischen den beiden Schwestern, bei der die Worte: Erbschleicherei, himmelschreiender Betrug und Undankbarkeit fielen. Und so entstand zwischen beiden Schwestern ein grimmiger Haß. Sie vermieden es geflissentlich, sich auf der Treppe zu begegnen und verkehrten nur noch schriftlich miteinander. Und der Besitz der Asche war eine Ehrenfrage geworden.

Da verschwand die Aschenbüchse, und niemand wußte, wo sie geblieben war. Als Fräulein Rosaura nach einiger Zeit in Begleitung einer alten Arbeiterin zum Erbbegräbnis gegangen war, um auf das Grab ihrer rechten Mutter, das sie als ihr besonderes Eigentum ansah, Blumen zu pflanzen, sagte das alte Weib geheimnisvoll, wissen Sie, Fräulein, wo die Asche vom selgen Herrn ist? Dort! — Sie wies mit dem Daumen über die Achsel nach der Urne über dem Grabe der zweiten Frau.

Ist das möglich? rief Fräulein Rosaura in ausbrechendem Zorne.

Ja, Fräulein, das ist wahr. Sie haben in der Nacht den eisernen Topf abgenommen — es ist nur ein halber Topf — und ein Loch in die Wand battalcht, und da haben sie

die Büchse hineingestellt. Sie können mir's glauben, Fräulein, mein Fritze ist dabei gewesen.

Sogleich schrieb Fräulein Rosaura an Fräulein Laura einen Brief, den sie durch die Post bestellen ließ: Ich durchschaue dich! Ich weiß, wo du die Asche unsres Vaters versteckt hast. Ich habe nichts dagegen, daß sie in einer der beiden Urnen verwahrt wird. Aber es muß die Urne unsrer Mutter sein, das verlange ich.

Fräulein Laura antwortete. Schweig. Du hast gar nichts zu verlangen, denn ich habe nach dem Vermächtnis der Verstorbenen gehandelt.

Darauf schrieb Fräulein Rosaura: Ich bestehe auf meinem Willen. Die Asche muß in der Urne unsrer Mutter, nicht in der unsrer Stiefmutter beigesetzt werden. Und wenn du nicht nachgibst, werde ich dich auf gerichtlichem Wege dazu zwingen.

Laura gab nicht nach, und der Prozeß begann. Der erste Richter entschied unter gelehrter Begründung, daß Laura recht habe, der Richter zweiter Instanz mit ebenso gründlicher Motivierung, daß Rosaura recht habe, und das Reichsgericht gab keiner von den beiden recht, sondern führte aus: Die Klägerin sei abzuweisen, denn die Überreste des menschlichen Körpers seien dem Verkehr entzogen, die Begriffe des Eigentums und des Erbrechtes seien unanwendbar. Trotzdem sei über deren Ruhestätte eine Vereinbarung möglich. In Ermanglung einer solchen, könne nur in Frage kommen, ob die gewählte Ruhestätte eine unangemessene sei. Das sei aber nicht nach den persönlichen Beziehungen der Klägerin, sondern nach denen des Vaters zu beurteilen.

Man darf schwerlich annehmen, daß die streitenden Parteien diese Entscheidung verstanden, oder daß sie begriffen haben, was ein Gegenstand sei, der dem Verkehr entzogen ist und den niemand besitzen könne. Fräulein Rosaura mußte sich

damit begnügen, daß ihr Rechtsanwalt ihr sagte: die Sache ist aus, es ist nichts mehr zu machen.

Der Prozeß hatte Jahr und Tag gedauert, und inzwischen war bekannt geworden, daß der Gegenstand, um den man sich stritt, in bewußter Urne stecke. Herr Feuerstacke machte die Aschenbüchse zum dauernden Gegenstand seiner Reden und erschien aller acht Tage beim Herrn Pastor, um darauf zu dringen, daß die Büchse entfernt werde. — Aber lieber Feuerstacke, erwiderte der Herr Pastor, lassen Sie doch den Prozeß erst zu Ende kommen.

Als der Prozeß zu Ende gekommen war, war Herr Feuerstake nicht mehr zu bändigen.

Ich dächte, sagte der Herr Pastor, wir rührten die alte dumme Sache nicht mehr an. Da nun einmal das Reichsgericht gesprochen hat....

Herr Pastor, erwiderte Feuerstacke, der sich als treuer Mann schon ein freimütiges Wort gestatten konnte, die Sache ist gar nicht dumm. Und was das Reichsgericht gesprochen hat, kann uns ganz eingal sein. Aber das sage ich Ihnen, Herr Pastor, wenn Sie erlauben, daß die Asche auf den Kirchhof gestellt wird, dann kommen die größten Verbrechen vor, dann fahren sie uns die Asche fuhrenweise hinter die Kirche, dann geschieht überhaupt alles, und Sie können es nicht hindern.

Na, na! sagte der Herr Pastor.

Jawohl, Herr Pastor, bekräftigte Feuerstake seine Rede, und Sie können mir's glauben oder nicht, im ganzen Dorfe redet man schon über die Asche. Und die alte Ritzauen hat schon gesagt: Wenn der Herr Pastor das durchläßt und wir kriegten hernach Mißernte, dann wäre kein anderer als der Herr Pastor schuld. Und die Elmholzen, die seit acht Tagen die Rose hat, sagt, das hänge ganz gewiß mit der Asche zusammen.

Diese Stimmen aus dem Volke machten den Herrn Pastor bedenklich. Denn er hatte keine Lust, in der Geschichte schließlich die Rolle des Karnickels zu spielen. Da nun Feuerstake auf eine Klage gegen das Schloß bestand, und wegen der Kosten keine Schwierigkeiten machte, so setzte er endlich seinen Kopf durch, und der Prozeß begann. Wieder dauerte es Jahr und Tag. Der erste Richter sagte so, und der zweite Richter sagte so, und das Reichsgericht entschied: Der Benutzer eines Erbbegräbnisses hat in der Benutzung nicht weitergehende Rechte als jedes andere Mitglied der betreffenden Gemeinde und unterwirft sich mit dem Erwerb stillschweigend der Einschränkung seines Rechtes auf eine Benutzung, die den Gesetzen und maßgebenden Ordnungen entspricht. In den in Frage kommenden Gesetzen ist nur davon die Rede, daß auf den Kirchhöfen Leichen beerdigt werden. Ein gleiches gilt auch von der Kirchhofsordnung zu Dommerstorf, dessen Bestimmungen lediglich die Beerdigung von Leichen im Auge habe. Es muß darum der Forderung des Klägers, die Aschenurne zu entfernen, stattgegeben werden.

Nun wurde auf Veranlassung des Herrn Amtsvorstehers und in Gegenwart des Herrn Amtsdieners feierlich die Urne abgehoben, die Büchse, die in der Zwischenzeit an gutem Aussehen nicht gewonnen hatte, herausgenommen und den Schwestern Laura und Rosaura Hankel zugestellt.

In der nächsten Nacht arbeitete ein Mann in dem Erbbegräbnisse. Es schien, daß er ein Loch zwischen den Gräbern der beiden Hankelschen Frauen grub.

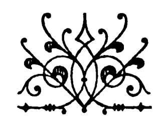
Da trat mit Spieß und Tuthorn bewaffnet der Nachtwächter an das eiserne Gitter und strich ein Streichholz an, mit dem er den Arbeitenden anleuchtete. Was buddeln Sie denn da ein, Herr Inspektor, sagte der Nachtwächter, doch wohl keine Katze?

Nein, Graspieper, sagte der Herr Inspektor, es sind dem Herrn Hankel von Dommerstorf, Inhaber pp., selige Überreste.

Wäre auch besser gewesen, sagte Graspieper, sie hätten sie gleich hier eingegraben.

Da haben Sie ja ganz recht, Graspieper. Aber wenn wir es wenigstens nun tun, so sagen Sie es niemandem weiter, sonst geht die Geschichte von neuem noch einmal los.

I, wo werde ich denn, Herr Inspektor.





Wo blieb Gustav Adolfs Herz?

Von D. Paul Kaiser.

Als Schreiber dieses vor einigen Jahren auf der Gustav Adolf=Festkanzel der Provinz Sachsen in Weißenfels stand, war ihm eingeschärft worden: Erinnern Sie auch die Fest=gemeinde daran, daß unter dieser Kanzel das Herz Gustav Adolfs begraben liegt! Der Prediger durfte das indessen der Gemeinde aus guten Gründen nicht verkündigen. Die Augen der Weißenfelser richteten sich recht verwundert auf ihn, als er etwa mit folgenden Worten diesen Punkt berührte: Ihr glaubt, daß Gustav Adolfs Herz sich in dieser Kirche befindet. Wenn auch höchstwahrscheinlich dem nicht so ist, so denke ich, daß Gustav Adolfs Herz doch in dieser Festgemeinde sich befindet. Denn in dem Gustav Adolf-Verein ist noch immer des großen evan=gelischen Königs Herz — nicht sein totes und verwestes Herz, sondern sogar sein lebendiges, sein mutiges, tätiges, frommes unverzagtes Herz, aus dem sein Lieblingslied fortklingt: „Verzage nicht, du Häuflein klein"; aus dem sein Fahnenspruch uns anspricht: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?" [1])

Ganz gern haben manche Weißenfelser die Worte nicht

[1]) Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Römer 8, 31.



vernommen. Sie meinten, ein besonderes Anrecht auf den Besitz dieses königlichen Herzens zu haben. Aber es durfte der Festgemeinde nichts mitgeteilt werden, was zum mindesten ungewiß ist. Zwar hat ein gleichzeitiger Dichter sich so vernehmen lassen:

Der Schwede hat den Leib, weil er Ihn erst gebar,
Der Teutsch behält das Hertz, weil Er Ihm günstig war.[1])

Zwar wird in der sogenannten Schwedenstube des Gerichtsgebäudes zu Weißenfels eine Urkunde gezeigt, in der es heißt: „Nachdem dessen Körper noch denselben Tag von der Wahlstatt (Lützen) hierher nach Weißenfels gebracht und den 7. ejusd. (November 1632) in dieser Stube exentriert worden, als wovon noch hierunter an der Wand sub A. etwas von dem tapferen Heldenblute zurückgeblieben und deutlich zu sehen ist, wurde den 8. ejusd. das Herz, so ein Pfund und zwanzig Lot gewogen, unter die Kanzel hiesiger Stadtkirche und zwar daß gleich der Pfeiler ermeldter Kanzel drauff stehet, das Eingeweide in die Klosterkirche unter Lösung der Stücken wie auch Trompeten- und Pauken-Schall, der Körper aber nach Schweden ins königliche Begräbnis gebracht, daß also dieser große König ein recht prächtiges und einen sehr weiten Umfang in sich haltendes Grab erhalten.“ Dieser Urkunde aber stehen

---

[1]) Der Vers lautet:

Daß Schweden und Teutschland, der Himmel und die Welt,
Der Krieger und Scribent, die haben unseren Held
Gleich unter sich getheilt, denn einen solchen Riesen
Kann nicht ein einig Grab in seinen Circk beschließen.
Der Schwede hat den Leib, weil er Ihn erst gebar,
Der Teutsch behält das Hertz, weil Er Ihm günstig war,
Der Himmel hat die Seel', die Welt den Ruhm berathen,
Der Krieger Reu und Leid, der Schreiber seine Thaten.
So hat an diesen Held ein Jeder Sein's gewendt
Schwed, Teutscher, Himmel Welt, der Krieger und Scribent.

sehr gewichtige andere, geschichtliche und urkundliche Zeugnisse entgegen, die es wahrscheinlicher erscheinen lassen, daß Gustav Adolfs Herz sich in Stockholm befindet.

Wir fragen uns wohl: Wozu diese Untersuchung? Hat es für uns evangelische Christen einen wirklichen Wert, zu wissen, wo der Staub von Gustav Adolfs Herzen ruht? Sind denn auch wir nicht völlig frei vom alten Reliquienkultus? Wir stehen doch mit sehr mitleidigem Lächeln, vielleicht sogar mit etwas protestantischem heiligen Trotz vor der Kapelle des heiligen Januarius in Neapel, dessen Blut immer wieder zu fließen anfängt, und von dessen Mitra der verstorbene greise Leo XIII. auf seinem Sterbelager noch Hilfe ersehnte. Wir entrüsten uns darüber, daß der heilige, der Legende nach einst ins Meer geworfene und aus einem Walfischleib wieder hervorgezogene graue Rock Jesu zu Trier immer wieder als Gegenstand hoher Verehrung ausgestellt wird; soll er in anderen Exemplaren doch auch in Argenteuil, San Jago di Compostella und anderwärts sich befinden, so daß noch heute eine ganz stattliche Garderobe von etwa zwanzig heiligen Röcken gezählt werden kann. Auch dürfte die jüngst von römisch-katholischer Seite gegebene Auskunft, daß, wenn der Rock zu Trier auch nicht echt sei, doch sein angebliches Vorhandensein zu hoher Andacht anregen könne, und man schon darum das alte Heiligtum den Blicken und Gedanken der Gläubigen nahe bringen müsse, für uns Evangelische wenig Nachahmungskraft besitzen. Der Prediger auf der Weißenfelser Kanzel durfte etwas Ungewisses nicht benützen, selbst wenn Interesse und Andacht der Festbesucher dadurch hätten erhöht werden können.

Wozu nun diese Untersuchung? Weil man evangelischerseits nicht gerne eine unsichere Tradition fortpflanzt, und weil im besonderen der Schreiber dieses den Gustav Adolf-Leuten das Versprechen gegeben hat, etwas weiteres in der

Sache an geeigneter Stelle veröffentlichen zu wollen. Obschon er seiner Sache gewiß war, hat er es doch vorgezogen, bei dem nächsten Besuch in Stockholm noch genauere verbürgte Auskunft einzuholen.

Zunächst, was die Geschichtsschreiber älterer und neuerer Zeit uns mitgeteilt haben: Nachdem die Leiche zu Meuchen in einen einfachen Sarg gelegt war, den der Schulmeister (zugleich Tischler) Laue zusammengeschlagen hatte, wurde sie in einer „Karosse“ nach Weißenfels geführt, wo sie am 7. November in der Kämmerei, der späteren „Schwedenstube“ an der Burgstraße von dem Apotheker Kaspar balsamiert wurde. Hierher kam auch Maria Eleonora, Gustav Adolfs Gemahlin, aus Naumburg. Sie erklärte unter Tränenströmen, daß sie sich niemals von dem Leichnam ihres geliebten Gemahls trennen werde. Auch mußte ihr Kaspar das Herz des Königs geben, das sie in eine Golddose legte. Die Eingeweide wurden in der Klosterkirche begraben. Es hat bis zum 22. Juni des folgenden Jahres gedauert, daß der Tote in dem neuerbauten Grabchor der Ritterholmskirche in Stockholm beigesetzt werden konnte. Auch nach dieser Beisetzung behielt Maria Eleonora das Herz des Königs und konnte erst nach vielen dringenden Vorstellungen bewogen werden, es abzugeben. Es wurde in aller Stille in den Sarg gelegt.

Nun hat später zweimal eine Öffnung des Sarges und eine Besichtigung der Leiche stattgefunden und zwar in Gegenwart des Kanzlers, der Minister und anderer hervorragender Persönlichkeiten. Auch ist beide Male ein genauer Bericht über den Befund gegeben worden; über die erste Sargöffnung, die am 24. November 1744 stattfand, in einer Druckschrift, über die zweite, die zum zweihundertsten Todestage und zwar tags zuvor am 5. November 1832 vorgenommen wurde, in einem Protokoll, das im schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm aufbewahrt ist, und das der Schreiber

dieses gelesen hat und in amtlich beglaubigter Abschrift besitzt. Auf jene Druckschrift wird in dem amtlichen Protokoll vom Jahre 1832 Bezug genommen. [1])

Bei der ersten Öffnung war die Leiche Gustav Adolfs in einzelnen Teilen noch ziemlich erhalten; besonders hatten Kinnbart und Schnurrbart noch ihre blond-gelbe Farbe und ihre natürliche Länge, wie es nach den Porträts schien. Das Haupt war unbedeckt, die Hände waren auf der Brust zusammengelegt. Auf der Leiche befand sich ein violetter Samtbeutel und in demselben eine ziemlich dünne Golddose mit dem Herzen Gustav Adolfs, umwickelt mit grünem Taft und umbunden mit einem grünen Seidenfaden; auch war das Herz mit gelbem Balsam überstrichen. Dazu sind die Kleider der Leiche beschrieben. [2])

Bei der zweiten Öffnung, die der feierlichen Versetzung

---

[1]) Protokoll, geführt in der Königl. Ritterholmskirche den 5. November 1832. Zusatz zu diesem Protokoll, geschrieben im Königl. Gustavianischen Grabchor in der Königl. Ritterholmskirche den 8. November 1832 (im Orginal verwahrt im Reichsarchiv). cfr. Berättelse rc. d. i. Bericht über die Besichtigung der Leiche des hochseligen Königs Gustav Adolf.

[2]) Es dürfte nicht uninteressant sein, hierbei zu bemerken, daß der Tochter Gustav Adolfs, Christine, merkwürdige Mitteilungen über den Befund der Leiche ihres Vaters gemacht worden sind, wie aus einem ihrer Briefe an ihren Generalgouverneur Joh. Paulini Olivecrantz vom 8. Dezember 1685 hervorgeht. Ihr war berichtet worden, Gustav Adolf liege in Kapuzinertracht im Sarge, Gott habe an ihm ein Wunder nach seinem Tode getan. Es heißt in diesem Briefe zum Schluß im Französisch jener Tage: Cependant vous voyèz, que Mon Pere s'est fait Capucin apres sa mort et Moy Je veux apres la mienne estre habillée aussi en Capucine à mon tour parce que'il me semble que c'est un habit de Campagne fait expres pour le voyage de l'autre Monde. Dieu vous conservue et prospere. Rome ce 8:e Dec. 1685. Christina Alexandra. L'Abbé Santini. (Der Schreiber.) Ur en antecknares samlingar S. 42. Upsala 1880—82.

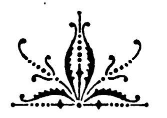


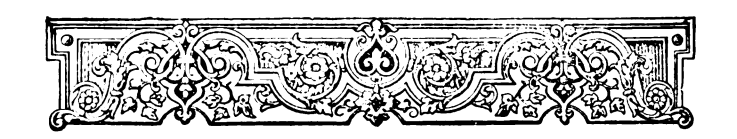
des Sarges in einen hohen schwarzen Marmorsarkophag vorherging, war die königliche Leiche, wie es in dem Protokoll vom 5. November 1832 heißt, „fast ganz verwest und zerfallen, auf dem Haupte, das ebenfalls zerfallen war, in dem aber die Vorderzähne wohl erhalten waren, fand sich an den Seiten noch etwas Haar von heller Farbe, auch noch etwas von den Augenbrauen und dem Bart.“ „Auch lag ein violetter Samtbeutel im Sarge, in dem des Königs Herz aufbewahrt ist, überzogen mit gelbem Balsam, mit grünem Taft umwickelt und mit einem grünen Seidenfaden umbunden.“ So das amtliche Protokoll. Wieweit das Herz selber noch erkennbar gewesen ist, ob der Inhalt der goldnen Dose überhaupt einer eingehenden Besichtigung unterzogen worden ist, darüber ist in den Berichten nichts zu lesen. Indessen stimmen sie in der Behauptung überein, daß in dem Samtbeutel die Dose mit dem Herzen sich befindet.

Wem sollen wir nun das Herz Gustav Adolfs zuschreiben? Jedenfalls ist die in ihrer Liebe zu Gustav Adolf überschwängliche Maria Eleonora, wie übereinstimmend berichtet wird, gesonnen gewesen, die teure Leiche ihres Gemahls so lange wie möglich in ihrer unmittelbaren Nähe zu behalten. Sollte sie sich nun von dem Herzen so leicht getrennt und es in Weißenfels zurückgelassen haben? Es ist nicht anzunehmen. Darum werden wir uns wohl mehr auf die Seite der zahlreichen schwedischen Zeugnisse und der urkundlichen Nachrichten über den Leichenbefund stellen müssen, wenn wir auch das alte Dichterwort: „Der Schwede hat den Leib,“ „Der Teutsch behält das Hertz“ in seinem wörtlichen und eigentlichen Verstande gern festhalten und das Herz Gustav Adolfs der deutschen Erde belassen möchten, auf der es sich verblutete.

In Leipzig suchte man vor einigen Jahren bei der Erneuerung der Johanniskirche nach den dort offenbar einst beigesetzten leiblichen Überresten Johann Sebastian Bachs. Man

wollte sie finden und fand sie. Der Wunsch ist ein eifriger Entdecker. Manche sind noch nicht ganz überzeugt, daß es Johann Sebastian Bachs Gebeine sein müssen. Wenn uns nur bleibt, was die großen Menschen der christlichen Vorzeit getan haben und was sie uns haben sein sollen! Wenn nur das fromme und evangelische, treue und tapfre Gustav Adolf-herz dem nach dem christlichen Helden genannten Verein und der ganzen evangelischen Kirche verbleibt!





Sprüche.[1]

Von Paul Kaiser.

Was hältst du dich gleich grollend auf,
Höhnt dich ein arger Geselle?
Hemmt denn ein Wagen seinen Lauf
Ob jeder schmutzigen Stelle?

*

Bedacht auf Weisheit und auf Tugend
Und deines Lebensglücks Erhalter,
Misch' etwas Alter in die Jugend,
Tu' etwas Jugend in dein Alter!

*

Ihr sucht zu eurer Meinung jeden
Mit eurer Rede Wucht zu beugen,
Nicht gilt's, mit Worten überreden,
Es gilt, mit Gründen überzeugen.

*

[1]) Aus „Grüß Gott". Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Von P. Kaiser. Halle a. S. 1906. R. Mühlmanns Verlag (M. Grosse).

Freund du verstehst zu schelten und zu bannen,
Der Menschen Torheit will dich oft verdrießen.
Du kannst den Dampf wohl an die Räder spannen
Vergiß auch nicht, das Öl darauf zu gießen!

*

Sorge und Plagen
Keinem behagen,
Klage nicht viel!
Schütteln im Wagen
Mußt du vertragen,
Willst du ans Ziel.





Daß mein Gott mich besser hört.

Von Paul Kaiser.

Abends faltet zum Gebete
Unser Kleiner seine Hand —
„Mutter schiebe mir bei Seite
Erst des Bettes Schirm und Wand!“

Und er stemmt die kleinen Hände
An die Bettwand drauf mit Macht.
„Kind, was sind mir das für Dinge?
Bete nur, bald ist es Nacht!“

„O, so laß mich, liebe Mutter“ —
Spricht der Kleine fast empört,
„Weil der liebe Gott im Himmel
Ohne Wand mich besser hört!“

Zwischen Gott und unserm Herzen
Steh'n gleich einer Scheidewand
Unsre Sorgen, unsre Sünden
Und so mancher ird'sche Tand.

O, mein Mittler, brich die Schranken,
Nimm mir alles, was mich stört,
Nimm die Welt mir aus dem Wege,
Daß mein Gott mich besser hört!





Die Witwe des Verunglückten.

Von Mathilde verw. Gräfin zu Solms-Rödelheim.

Der Lebensfaden abgerissen —
Die ganze Welt ein weites Grab —
Ein dräuend Meer von Kümmernissen
Wälzt sich ins arme Herz hinab —.

Von jähem Tode mir genommen,
Der Liebste, der mein alles war,
Bin ich ins Witwenleid gekommen —
Und jammernd steht der Kinder Schar — —.

Der Herzschlag stockt — in öde Leere
Greift voll Entsetzen meine Hand
Und von des Schmerzes Zentnerschwere
Steh' ich an der Verzweiflung Rand —.

Am Boden lieg' ich, schier umnachtet,
So Herz als Seele todeskrank,
Vernichtet, elend und verschmachtet —
O, einen Tropfen Balsamtrank!
— — — — — — — — — — — —

Da plötzlich tönet eine Stimme,
Die Stimme des Entriss'nen nicht —
Vom Himmel tönt sie, diese Stimme,
Und aus dem Dunkel spricht's im Licht:

„Ich bin bei Dir, der Waisen Vater,
„Es trägt Dich heil'ge Heilandshand,
„Der Witwe bin ich der Berater,
„Ich, der mein Blut an Dich gewandt —."

Und Balsam auf die heiße Wunde
Goß heilige, durchgrab'ne Hand,
Und diese Hand, zu dieser Stunde
Auf meine Brust das Kreuz mir band —.

Und vor des Kreuzes heil'gem Zeichen
Versinkt Verzweiflungsgrau'n in Nacht,
All' die Versuchungsmächte weichen
Denn über mir die Gnade wacht!

Ich beuge mich in tiefstem Schweigen,
Empfinde, weinend, Gottes Näh'
Und wachend ob dem wunden Herzen
Ich Gottes Vateraugen seh! —





Die Verborgenheit mit Christo in Gott.

Col. 3, 1—4.

Von Oberhofprediger Dr. R. Kögel.[1])

Ein Gegensatz ist noch kein Widerspruch. Einen Gegensatz, doch keinen Widerspruch bilden in der Weisheit Gottes die beiden Tätigkeiten: verbergen und offenbaren. So in der Natur, wenn das Mignonlied uns singt: „Der harte Fels tut seinen Busen auf, mißgönnt der Erde nicht die tief verborgenen Quellen; zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen.“ So in der Geschichte: in jener tiefen Abgeschlossenheit zwischen dem Mittel- und Toten Meere, zwischen Wüste und Libanon, fern vom Verkehr der Völker, pflanzt, wie der sinnige Geograph Palästinas bemerkt hat, Gott den einsamen Ölbaum seines Volkes — zum Zweck einer Offenbarung für die Enden der Erde. „Der Herr tut nichts, er offenbare denn sein Geheimnis den Propheten, seinen Knechten. — Kann ich auch Abraham verbergen, was tun will?“ Mit der Nacht von Bethlehem, mit der Ver-

[1]) Der Herausgeber der Neuen Christoterpe verdankt die noch ungedruckte Betrachtung aus der Feder des heimberufenen Begründers der Neuen Christoterpe Herrn Regierungsrat Kögel in Zehlendorf.



schollenheit von Nazareth, mit dem Schatten von Golgatha, mit der Dämmerung des Ostermorgens wird nacheinander Christi Geburt, Wachstum, Sterben und Auferstehn bedeckt — zum Zweck einer Predigt an alle Kreatur. Die erste Christenlosung lautet: „Gehe hin, und sage es niemand," bis durch die Saat des Schweigens die Ernte des Bekenntnisses reift. In der Verborgenheit, aber nicht für dieselbe, wird der Wein der Reformation gekeltert. Eine Klosterzelle ist es, wo Luther den Artikel von der Vergebung der Sünde lernt; das Patmos einer Burg ist es, wo er bei den Propheten und Aposteln lernbegierig in Unterricht geht, und dafür zum Dank die Propheten und Apostel deutsch sprechen lehrt; wieder die Verschwiegenheit einer Burg, von wo er im Gebete die Verhandlungen des Augsburger Reichstages leitet und begleitet, eine Tat im Verborgenen mit einer bis zu dieser Stunde währenden öffentlichen Vergeltung.

Immer, so sehen wir, zielt das göttliche Verbergen auf ein göttliches Offenbaren. Um aber das, was wir verborgenes Leben der Christen nennen, recht zu verstehen, müssen wir uns gleichzeitig darüber klar werden, daß es der göttlichen Offenbarung eigentümlich ist, sich den Charakter des Geheimnisses zu bewahren, der Wolke gleich, die für Ägypten finster, für Israel licht war. Woher kommt's, daß dieselbe Hand, ja dieselbe Tat, die den Unmündigen das Geheimnis des Reiches Gottes kund tut, es den Weisen verbirgt? „Den Frommen" ruft der Psalm aus, „bist du fromm; den Verkehrten bist du verkehrt."

Gottes Offenbarung ist liebende, heilige Selbstmitteilung. Um ihres heiligen Ursprungs, um ihrer heiligen Absicht willen muß diese Selbstmitteilung sich selbst bewähren im eigenen Licht, will Gottes Licht erkannt sein. Nur unter denen, die ihn fürchten, ist das Geheimnis des Herrn; für die Empfänglichkeit aufgeschlossen schließt sich die Offenbarung

wider die Profanen ab; indem sich die Wahrheit den Heilsbedürftigen enthüllt, verhüllt sie sich gegen die widergöttliche Welt, wieviel dieselbe auch am Schleier der Wahrheit zu zerren versucht. Das Profane steht gegen das Heilige in Widerspruch, eben deshalb muß das Heilige gegen das Profane in Widerspruch treten. Eine ästhetische Parallele für diese Wahrheit auf religiösem Gebiet: die Musik und die Unmusikalischen sind sich gegenseitig ein dauerndes Geheimnis. Christus — die absolute, persönliche Offenbarung; Christus — das absolute, persönliche Geheimnis. So durch und durch göttlich ist die göttliche Offenbarung, daß auch der geoffenbarte Heilsglaube in der Schrift immer noch den Namen eines Geheimnisses führt. So durch und durch göttlich ist die göttliche Offenbarung, daß Fleisch und Blut nicht zu sagen vermag, wer Christus sei, auch wenn die Vermutung der Leute bis zu Jeremias und Elias zurückgreift. Das Geheimnis des Reiches Gottes will sich nicht selbstisch vornehm oder klösterlich ängstlich abschließen; aber es will sich ebensowenig eitel oder leichtsinnig wegwerfen und preisgeben. Die Brüder Jesu meinen in der Unwissenheit ihres Unglaubens: „Niemand tut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein; offenbare dich doch vor der Welt!“ Aus anderem Tone geht, zu anderem Erfolge führt die Frage der Jünger: „Herr, was ist es, daß du uns dich willst offenbaren und nicht der Welt?“ Wenn schon die Gleichnisse des Herrn, diese einfachste, anschaulichste Form der Lehre den kalten Gemütern fern und fremd bleiben, so daß sie Bilder und nichts als Bilder erblicken, wie viel mehr, und wären sie auf offnem Markt oder in der Tempelhalle gesprochen, statt im stillen Saal des Abendmahls, bleiben die durch und durch esoterischen Abschiedsgespräche, Joh. 14—17, den Widersachern unerreichbar, indes jene anderen Abschiedsworte vom Ölberg aus mit ihren Gerichtsdonnern über Freund und Feind aufschreckend das

ganze Firmament widerhallen lassen. Je nach der Empfänglichkeit empfangen wir. Erinnern wir uns doch, wie da, wo Faust den Feuerkreis der Geisternähe gewahrt, ein Wagner nichts als einen schwarzen Pudel sieht. Bei der Verklärung des Menschensohns in Jerusalem ist es ein und dieselbe Stimme, die von oben schallend einen dreifachen Kreis berührt: solche, die nur Donner gehört zu haben meinen: solche, die erklärten: ein Engel rede mit Jesu, und die eigentlich Geweihten und darum Eingeweihten, welche das Wort verstanden und bewahrten: „ich habe meinen Sohn verklärt und will ihn abermals verklären". So ist ähnlich vor den Toren von Damaskus den Begleitern Pauli ein Glanz und ein Geräusch wahrnehmbar gewesen, die Gestalt aber und Stimme des Herrn dem Erwählten allein. An dem Versuch, die Berufung Pauli in einen rein subjektiven Vorgang abzuschweigen und aufzulösen, ist eben so viel richtig, daß der objektiven Himmelsgabe eine subjektive Bereitung, daß, mit Goethe zu reden, dem Sonnenglanz ein sonnenhaftes Auge entsprechen muß. Der Herr allein ist es, der mit dem Himmel auch das Herz zu öffnen vermag. In den Tiefen der Gottheit Nebel der Schwärmerei zu erblicken, in den Abendmahlsgesprächen eine harte Rede, in dem Kreuz ein Holz des Ärgernisses, in den Wundern der Auferstehung ein Werk der Täuschung, in dem Pfingstbecher süßen Wein, in der Gemeinde des Herrn Jesu eine Schar widerlicher Kopfhänger zu sehen — — wer möchte doch die Verborgenheit der Offenbarung leugnen? Die von den Pharisäern bestellten Wächter haben am Ostermorgen den Auferstandenen nicht gesehen, nicht weil sie schliefen, nicht weil sie erschreckt und deshalb ohnmächtig den Blick zur Erde niederschlugen, sondern deshalb, weil für die Irdischgesinnten die himmlische Gestalt unfaßbar und unerreichbar war. „Nicht allem Volk," so bezeugt der Apostel vor Cornelius, „hat Gott den Jesus von Nazareth offenbar werden

lassen, sondern uns, den vorerwählten Zeugen von Gott, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er auferstanden ist von den Toten.“ Und wie sehr die Jünger selbst dem Herrn gegenüber eines erneuerten und verstärkten subjektiven Reizes bedürfen, zeigt ihr allmähliches Wiedererkennen bei den Erscheinungen des Herrn im Lauf der vierzig Tage. Maria, die dem Gärtner, die Emmausjünger, die einen Mitpilger zu sehen meinen, sie bedürfen der Unterredung, eines Fortschreitens von Trauer und Trägheit bis hin zu dem Brennen der Herzen und bis zum Erschließen der nicht mehr gehaltenen Augen. Christus verborgen in Gott! mit Christo der Christen Leben verborgen in Gott!

Was ist es doch um dieses verborgene Leben der Christen. Wahrlich, kein Geheimtun! Nichts liegt dem Christentum ferner. Der Brahmine, der Priester werden will, muß den Schwur ablegen, nie etwas von den Geheimnissen seiner Religion bekannt zu machen; die griechischen Mystagogen und die gnostischen Sektierer mögen Abenteurer und Geheimniskrämer sein; Christus hat es anders gewollt: „was ihr im Finstern höret, das saget im Licht, was ich euch ins Ohr verkündige, das predigt von den Dächern!“ Die heilige Schrift ist keine Hieroglyphenschrift für Priester, ist kein zweideutiges Orakel, kein sibyllinisches Buch; sie lehrt alle Völker. Das Christentum ist eine Weltreligion, keine Geheimbündelei. Eine kurze Zeit hindurch hat freilich die Gemeinde der ersten Jahrhunderte die Feier der Sakramente in den Katakomben verborgen gehalten, sei es, daß die Verfolgung Vorsicht nötig machte, sei es, daß ein Akt der Kirchenzucht darin lag. Genug, das Christentum weiß nichts von einem anderen Tun, als dem, welches seine Reinheit und seine Tiefe ungesucht mit sich führt. Wie von Jesus einmal gesagt wird, daß er in ein Haus ging und es niemand wissen lassen wollte und doch nicht verborgen bleiben konnte, — so durchstrahlend war sein Glanz, so unwiderstehlich seine An-

ziehungskraft, — so **kann** die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben, so **soll** das Licht nicht unter, sondern auf dem Scheffel stehen, so macht einfach in seiner Wirksamkeit der verborgene Sauerteig sein Vorhandensein offenbar. Wie in einem Bergwerk, sobald der eine Eimer verschwindet und schöpft, der andere steigt und ausschüttet, so gibt's bei Christen kein sich Bergen in Gottes Gezelt ohne ein Offenbarwerden als Gottes Kind und Erbe. Auch das Ausruhen in der Stille und Zurückgezogenheit als solches ist noch nicht eins mit der Verborgenheit in Gott. Kein Zweifel, auch äußerlich muß es oft still werden in uns, damit die Seele mit Gott Zwiesprache halten könne. Wir sehen es an Abraham, dem in der Stille von Mamre Gott erscheint. Von dem Platze aus, den Bäume an der Landstraße innehaben, und deshalb schon im Frühling bestäubt stehen, verstehen wir es, wenn Albrecht Bengel sich immerdar wünscht, möglichst im Tal ungesehen, unbestäubt, unbeschrieen von der Menge durchzukommen. Und Klaus Harms erzählt aus der unruhigsten Periode seines Lebens, wie ein englischer Gastfreund, der drei Tage seinem Treiben zugesehen, an ihn die Frage gerichtet: „Wann du redest, habe ich hinreichend gesehen; aber sage mir einmal: wann schweigst du denn eigentlich?“ Nur an einer stillen Stelle legt Gott seinen Anker an.

Um es kurz zu sagen: **Das verborgene Leben ist das Werden mit Christo.**

Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier Doktor Tholucks gab derselbe sich und uns einen Rückblick auf den Kern seines Lebens, wie auf das Geheimnis seiner Wirksamkeit. Was ist es doch, so habe er sich als Jüngling gefragt, was allen Menschen gleich notwendig, gleich erreichbar ist als letztes Ziel? Das Wissen? Aber wie ungerecht gegen die vielen Unbegabten, und ein wie unsicherer Maßstab ist das Wissen für den innersten Wert eines Menschen! Oder das Wirken?

Aber sollen denn die Zeiten der Gebundenheit und des Leidens verloren sein? Und weist nicht schließlich jedes gesunde Werk, das eben nicht Schein und Selbstbetrug sein soll, auf einen Schatz verborgener Kräfte? Also das Werden! Was aber werden, und durch wen? Die Schrift ist aufgeschlagen, Gottes Geheimnis offenbar geworden: durch Gottes Sohn Gottes Kind werden — dies unser Zweck und Ziel! Das Werden ein Suchen dessen, was droben ist; ein Trachten nach dem Licht. Uns aber heißt: mit Christo verbunden sein, ohne weiteres: mit Christo verborgen sein. Johannes sagt: „euch kennt die Welt nicht, denn sie kennet Ihn nicht." Das aber ist klar: kein Wachsen des Gipfels nach oben ohne ein Hinabsteigen der Wurzeln in die Tiefe. Beides sagt der Apostel in der Stelle vom verborgenen Leben nacheinander: ihr seid gestorben mit Christo; ihr seid auferstanden mit Christo. Es gibt kein Auftauchen aus dem Quell der Ewigkeit ohne ein vorangehendes Untertauchen, kein Werden ohne ein Entwerten, kein Glaube ohne Buße. — Das eine ist so verborgen wie das andere. Du mußt eben, lautet Luthers Rat, ein frommer Sünder werden. Das Christentum besteht nicht im Gewordensein, sondern im Werden. Wer ein Christ ist, ist eben kein Christ. Der Volksmund spricht prophetisch, wenn er mit dem einen Wort „fertig" den Nebensinn des „zu Ende Seins" verbindet.

Ich will jetzt nicht von den Anfechtungen reden, die über den Menschen kommen, wenn nicht bloß im Auge der Welt, sondern auch dem Träger selbst das Gefühl des verborgenen Lebens sich entzieht; wenn der Bach, der eben noch rauscht, unterirdisch und ungehört weiter fließt, wenn Christus selbst am Kreuz das Gefühl der Gottverlassenheit durchkämpft, bis das weichende Band im Gebet wieder ergriffen und hergestellt wird. Wie mancherlei auch darüber zu sagen und zu raten wäre, so führt doch das Thema vom verborgenen

Leben zunächst zu dem seelsorgerischen Ausspruch: „Kein Wirken ohne Werden," damit wir nicht Menschen werden, bei denen längst Liebe und Glauben versiegt ist, während das tönende Erz noch in alter Weise fortläutet. Wenn man das Innerlichste veräußerlicht, so wird es eben dadurch veräußert. Hat Gott die alte Märchenregel innegehalten: „Schweigend wache über dem Schatz, schweigend schöpfe aus dem Born, das vorzeitige Wort verscheucht die Geister und ihr Geschenk und stürzt in die alte Armut dich zurück," — mehr verborgenes Leben! mehr Schweigen über christliches Tun in der Zeit der Reklame und der Schaustellung! mehr verborgenes Finden des Schatzes wie das Gleichnis es will! mehr stiller Reichtum, wie die Holländer sagen! Gott will auch etwas für sich übrig haben. Muß denn der Mensch dem Menschen alles zeigen und hingeben wollen? Wen hat der Herr gelobt: eine Martha oder eine Maria? Gottseligkeit ist kein Gewerbe. Schlimm genug, daß es in den Vorhöfen des Herrn vielfach eine Tagelöhnerei gibt. Die Verborgenheit ist das rechte Gebetsheiligtum. In der Verborgenheit steht der Altar des Geistes und der Wahrheit; in der Verborgenheit der Richterstuhl, von dem die Rechtfertigung ausgeht; im verborgenen der Gotteskasten unserer Almosen; im verborgenen geht die Salbung vor sich bei unserem Fasten, Entbehren und Verzichten; im verborgenen soll der Kampf des Geistes wider das Fleisch ausgefochten werden und in Sieg sich verwandeln.

Der mit dem Kolosserwort vom verborgenen Leben wohl vertraute hallesche Arzt Richter singt in seinem wunderbaren Liede: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben."





Gedichte

von Dietrich Vorwerk.

Totenfest.

Totenfest: ein Wandern
Mit geliebten Andern
In den Gärten alter Zeit,
Wo wir Kränze wanden,
Hand und Hand sich fanden.
Ach, es liegt so weit, so weit!

Totenfest: ein Ahnen
Nachtumhüllter Bahnen
In des Sterbens dunklem Wald,
Wo die Schatten schauern,
Finstre Gründe lauern,
Ach, wer weiß, wie bald wie bald!

Totenfest: ein Danken
Für die lieben Kranken,
Die das Grab noch nicht verschlang,
Ein Zusammenrücken
Und ein Händedrücken
Sorgenfroh und hoffnungsbang.

Und: ein Freudenweinen
An dem Grab des Einen,
Der der Tod des Todes war,
Ein verklärtes Schauen
Immergrüner Auen
Und der goldgekrönten Schar.



Vergebliche Predigt.

Ich habe vergeblich gepredigt,
Hab' nirgends ein Echo gespürt,
Hab' keinen des Leids entledigt
Und niemand zu Gott geführt.
Kein leuchtendes Auge brannte
In heiliger Freude Glut.
Kein hungriges Herz bekannte:
Das traf mich, das tat mir gut.
Warum dies stille Verklingen?
In mir erscholl's doch so laut!
Warum dies blasse Mißlingen?
Ich hab' doch so fest vertraut!
Das ist ein schmerzliches Sinnen,
Es reißt mir die Seele wund.
Ich fürchte, in mir tiefinnen
Da liegt meines Scheiterns Grund.
Warum sonst statt Herzbewegen
Die Herzen so kalt und stumm?
Ich glaube, mein Predigtsegen
Ist dieses bange Warum.





Die Berliner Bewegung ein Stück deutscher Erweckung.

Von D. A. Stöcker.

Es geschah im Jahre 1883 bei der Lutherfeier in London, daß ich den Führer der Heilsarmee Mr. Booth in seinem Hauptquartier aufsuchte und mit ihm über die Dinge des Reiches Gottes redete. Ich war eingeladen, einige Reden über Luther und die Reformation zu halten und hatte die Einladung angenommen. In Exeter Hall und Mildmay habe ich vor großen englischen Versammlungen diese Aufgabe durchgeführt und dabei wenn auch Kampf doch viel Freude gehabt. Damals waren andere Zeiten; der alte Kaiser und Fürst Bismarck lebten noch, England und Deutschland standen in guter Freundschaft miteinander, und niemand dachte daran, daß die beiden Völker in Krieg geraten könnten, wie es heute diesseit und jenseit des Kanals viele fürchten und hoffen. Ich erinnere mich noch, daß ein brausender Beifall mich umrauschte, als ich aussprach, die Engländer freuten sich über die deutsche Vorherrschaft auf dem Festland, so gönnten wir ihnen die Vorherrschaft auf dem Meere. Ich habe dann durch den vereinigten Haß von Juden und Anarchisten auch schlimme Auftritte erlebt; aber der ganze Aufenthalt war mir doch überaus lehrreich und steht unter meinen Lebenserinnerungen in der ersten Reihe interessanter Erlebnisse.

Bei dieser Gelegenheit machte ich dem „General“ Booth einen Besuch. Ich hatte Versammlungen der Heilsarmee besucht und wollte mich gern darüber aussprechen. Die christlich-soziale Bewegung stand in jener Zeit auf ihrer Höhe, die Berliner Bewegung hatte ihre ersten großen Erfolg errungen; so begrüßte mich denn der General, der damals noch nicht die Welt mit seinen Truppen umspannte, wie einen seinesgleichen und sagte: Sie kommen mir gerade recht, ich bin eben in Erwägungen und Beratungen, ob ich nach Berlin kommen soll; was meinen Sie? Ich erwiderte ihm, er möge nicht kommen; dem Volke der Reformation sei mit seinen englischen Mitteln nicht zu helfen, wir hätten unsere eigene Geschichte und Entwicklung. Er meinte dann, es seien doch aber in Berlin schlimme Zustände, es fehle an Kirchen und Predigern, und eine Erweckung tue uns not. Ich konnte ihm in seiner Charakterisierung unserer kirchlichen Verhältnisse nur recht geben, dankte ihm für seine Teilnahme und äußerte, wenn er ein Deutscher wäre, würde ich seine Hilfe zur Erneuerung der Kirche gern annehmen; aber die Heilsarmee sei nicht im deutschen Geist, und deutsche Erweckungen seien anderer Art als englische. Hier stutzte er. Ich führte dann aus, unsere Erweckungen seien die Reformation, der Pietismus, die Bewegungen in und nach den Freiheitskriegen; Erweckungen im großen Stil, die nicht bloß wie die englisch-amerikanische den religiösen Nerv anrührten, sondern das ganze Volksleben und Kirchenwesen auf eine höhere Stufe emporhöben. Die Reformation habe Deutschland in seiner gesamten nationalen Existenz verändert, der Pietismus unserer Kirche die ersten Anfänge der äußeren und inneren Mission gebracht, die Zeit der Freiheitskriege nicht nur das Christentum erneuert, sondern auch die vaterländischen und sozialen Verhältnisse von Preußen in heilsame Bahnen gelenkt. — Mr. Booth schwieg, als ich ihm in meinem mangelhaften Englisch diese Gedanken vorlegte; aber ich fühlte,

daß er über das Gesagte nachdachte und davon innerlich bewegt war. Er hat dann immerhin noch eine ganze Zeitlang gewartet, ehe er seine Leute nach Berlin schickte. Endlich sind sie doch gekommen, wie ich das auch nicht anders erwartet habe. Sie haben längst nicht den Einfluß auf Deutschlands Hauptstadt, wie ihn D. Kolde unbegreiflicherweise schildert; aber sie helfen eifrig mit an der Rettung der Verlorenen und Verkommenen, lassen von ihren Ausschreitungen, wie ich sie in England kennen lernte, wenig merken und sind uns Mitarbeiter an der Hebung des Berliner Volkes, die ein gutes Werk vernichten. Eine größere Erweckung englischer Art haben sie bisher noch nicht hervorgebracht; sie wird auch schwerlich kommen, denn wir sind deutsche Christen und zunächst auf die besonderen Wege, die Gott bisher mit uns gegangen ist, angewiesen. Um eine deutsche Erweckung aber sollen wir den Herrn der Kirche bitten und daran arbeiten.

Habe ich recht oder unrecht, wenn ich die englisch-amerikanischen Revivals im innersten Wesen von den deutschen Erweckungen unterscheide? Nur wenn diese Unterscheidung richtig ist, kann ich die christlich-soziale und die daran anknüpfende Bewegung in Berlin ein Stück deutscher Erweckung nennen. Von der religiösen Einseitigkeit, Nervosität und Besonderheit, von all den Mitteln, Maßregeln und Methoden, womit jenseit des Kanals und Ozeans Erweckungen gemacht werden, ist in der Berliner Bewegung nichts zu spüren. Nur Schlümbach, den ich selbst nach Berlin in die Arbeit gerufen und mit dem Einfluß, den ich besaß, auch mittätig unterstützt habe, ist in seiner amerikanischen Art hervorgetreten und damals mit reichem Segen gekrönt. Aber seine geistlichen Erfolge, wenn ich dies weltliche Wort gebrauchen darf, entsprangen aus der durch die Berliner Bewegung geschaffenen Strömung und wären ohne dieselbe undenkbar gewesen. Daß Schlümbach, der als Methodist zu uns kam, von dem Geist

der Volkskirche ergriffen wurde und bei seiner Rückkehr nach Amerika sich der evangelischen Synode anschloß, die am meisten Ähnlichkeit mit der preußischen Landeskirche hat, ist gewiß ein Zeugnis für den Geist, der damals in Berlin herrschte. Wenn in den bei uns vom englischen Geiste getriebenen Erweckungen vielfache Neigung vorhanden ist, durch methodistische, darbystische, baptistische, irvingianische, adventistische Einflüsse deutsche Christen, die aus der Reformationskirche stammen, gegen diese gleichgültig oft gar feindlich zu stimmen, so zeigt sich gleich hierin der Unterschied zwischen deutsch und englisch-amerikanisch.

Eine englische Schrift, „über geistliche Erweckungen", die ein Auszug aus den Schriften des berühmten Evangelisten und Erweckungspredigers Finney ist (Neumünster, Ihloff), beginnt also: „Eine Erweckung ist ein rein philosophisches Ergebnis, das aus der richtigen Anwendung der vorgeschriebenen Mittel erfolgt. Sie ist weder ein Wunder noch von einem Wunder abhängig. Die Meinung, daß ein Fördern des Glaubenslebens etwas sehr Eigentümliches an sich trage, das weder durch Ursache noch durch Wirkung beurteilt werden könne, war lange Zeit vorbeherrschend; es ist jedoch nichts so gefährlich für des Gedeihen der Kirche wie diese Ansicht. Gesetzt den Fall, ein Mann würde dieselbe Ansicht in bezug auf das Säen des Samens den Landwirten verkündigen. Er würde diesen versprechen, daß Gott unumschränkter Herrscher sei, der ihnen nur dann eine Ernte gäbe, wenn es ihm gefällt ... Was dann, wenn die Landwirte dieser Lehre Glauben schenken wollten? Ei dann würden sie die Welt einfach verhungern lassen. Denselben Erfolg würde es bringen, wenn die Kirche der Überzeugung lebte, daß das Fördern des geistigen Lebens eine so geheimnisvolle Sache in Gottes Regierung sei, daß es keinen natürlichen Zusammenhang zwischen Mittel- und Endpunkt gäbe. Ich bin der Überzeugung, daß, wenn die angewendeten Mittel

richtig gebraucht würden, geistliche Segnungen mit größerer Übereinstimmung (Gewißheit?) erlangt würden als zeitliche." Naiver und plumper ist niemals die Meinung ausgesprochen, daß man Erweckungen machen könne. Gewiß, man kann sie machen, aber sie sind auch danach. Sie sind dann religiöse Erregungen ohne sittliche Wirkungen. England hat immerzu Erweckungen, aber das englische Volk bleibt immer so egoistisch wie es ist. Amerika hat seit Finney viele große Erweckungen; aber es ändert seinen Charakter nicht, der darin besteht, daß man sechs Tage dem Dollar nachjagt und am Sonntag Gott. — Daß diese Anschauung über Erweckungen in Deutschland Boden gewinnt, halte ich für ein Unglück der deutschen Reformationskirche. Und daß die meisten Deutschen so töricht und unevangelisch sind, diese Art von englischen Erweckungen für die einzig wahre zu halten, zerstört geradezu das reformatorische Christentum. Als in diesem Sommer der Jugendbund für entschiedenes Christentum seine europäische Konferenz in Berlin abhielt, hatten einige die Absicht, durch ein Nachahmen der Vorgänge in Wales auch in der deutschen Reichshauptstadt eine Erweckung zu machen. Daß es nicht gelang, ist ein Glück für Berlin und unser Volk. Man kann sich schwerlich etwas ausdenken, was mehr gegen den 3. Artikel des 2. Hauptstückes unseres Katechismus wäre als eine solche Erweckungsmaschinerie. Es ist auch gegen das Wort des Herrn, gegen das Gleichnis von selbstwachsenden Samen in Markus 4 und gegen das Herrenwort: Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt; also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.

Um keinem Mißverständnis Raum zu geben, will ich hinzufügen, daß es einen Irrtum gibt, der diesem Finney'schen völlig entgegengesetzt und ebenso verderblich ist. Es finden sich viele Christen, besonders Pastoren in Deutschland, die sich

auf den Propheten Jesaias berufen, wenn sie nichts ausrichten. Jesaias schreibt: Das Wort, das aus meinem Munde geht, soll nicht wieder zu mir kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll mir gelingen, dazu ich es sende. Das fassen viele so auf, daß sie meinen, ihre Predigt wirke dennoch, auch wenn sie in 20, 30, 40, 50 Jahren keine Spur davon merken. Nein, das ist falsch. Wenn das Wort des Predigers durchaus nichts ausrichtet, dann soll er sich sagen, daß sein Wort nicht Gottes Wort ist, sondern daß es ihm an Glauben oder Erkenntnis, an Liebe oder an Gebet fehlt. Dieser deutsch-pastorale Irrtum ist ebenso wie jener amerikanische eine Illusion.

Wir die Träger der christlich-sozialen und der Berliner Bewegung haben weder die amerikanische Einbildung geteilt, daß wir Erweckungen machen können, noch die deutsche, daß ein gänzlich unwirksames Christentum doch ein lebendiges Christentum ist. Ich wenigstens, als ich nach Berlin kam und das öffenliche Leben in der Hand von Juden und Judengenossen, Demokraten und Sozialdemokraten fand, sagte mir, daß hier nicht richtig gearbeitet sei. Ein ganzes Jahrhundert hindurch hatten die geistreichsten Prediger, Männer des Gebets und des Glaubens, des Gewissens und der Gnade, auf den Berliner Kanzeln gestanden; und das Ergebnis ihrer Arbeit war der völlige kirchliche Bankerott. Als ich im Oktober 1874 nach Berlin kam, war ich Zeuge von dem Zusammenbruch des wirtschaftlichen wie des kirchlichen Lebens. Der Krach, der auf den Gründungsschwindel folgte, war in seiner Weise gerade so grandios wie der Abfall von allen kirchlichen Ordnungen. Von 100 geschlossenen Ehen wurden jahrelang nur 18—19 kirchlich eingesegnet, von 100 geborenen Kindern 53—54 getauft. Die Presse war antichristlich, ebenso der öffentliche Geist. Ich hatte das Gefühl, so könne es nicht bleiben; lieber wollte ich sterben, als den Untergang des deutsch-christlichen Lebens ruhig mit ansehen.

Die Hoffnung auf eine englische Art von Erweckung verbot sich von selbst. Sie war unmöglich; und wenn sie gekommen wäre, hätte sie wenig geholfen. Das vaterländische und monarchische, das soziale und wirtschaftliche Leben war ebenso zerrüttet, wie das religiöse. Hier bedurfte es einer deutschen Erweckung, die mit den kirchlichen Interessen auch das sittliche Leben, mit der Vaterlandsliebe auch die Königstreue, mit dem christlichen Glauben auch das deutsche Gemüt wieder von den Toten erweckte. Ich habe nie geglaubt, daß wir eine solche Erweckung machen könnten, am wenigsten dadurch, daß wir den religiösen Nerv isolierten und uns um alles andere nicht kümmerten. Gott aber hat uns diese Erweckung aus Gnaden geschenkt. Sie hat mit der andersgearteten Weise späterer „Erweckungen" nichts gemein. Weder Glaubensheilung noch Wunder sucht, weder die Nähe der Wiederkunft Christi noch die Entrückung der Brautgemeinde, weder öffentliches Predigen noch öffentliches Beten der Frauen, weder ein beständiges Reden von Bekehrung noch ein immerwährendes Geringschätzen der Reformationskirche, weder Handaufheben von Bekehrten noch Behauptung von Sündlosigkeit: nichts von alledem war das Mittel, das wir anwandten, um unserem Volk auf einen anderen Weg zu helfen. Aber den biblischen Glauben und den evangelischen Katechismus, die Herrlichkeit der Reformation und die Not unserer Kirche haben wir unserem Berliner Volk wieder an Herz und Gewissen gelegt. Es ist ganz falsch, wenn man annimmt, wir hätten mit der politischen Agitation das Volk nur leidenschaftlich und sündlich aufgeregt. Gewiß mußten wir den vaterlandslosen Geist wie das antimonarchische Treiben, die sozialen wie die religiösen Missetaten der Sozialdemokraten, die schmachvolle Herrschaft des Judentums wie die oberflächliche Dummheit des Liberalismus aufdeckten. Aber das waren nur die notwendigen Illustrationen zu unserem Zeugnis wider den antichristlichen widerkirchlichen Geist von

Berlin. Ich kann versichern, daß das Volk in unseren Versammlungen zwar sehr lebhaft zuhörte, wenn wir seine soziale Not und die Möglichkeit der Hilfe erörterten, daß es voll Freude war, wenn wir ihm von unserem alten Kaiser und der deutschen Herrlichkeit erzählten, daß es aber am meisten aufjauchzte, wenn wir ihm den Schleier vom Angesicht rissen, den ihm das Evangelium verdeckte, und die Schuppen von den Augen wischten, die es am Sehen der christlichen Realitäten hinderten. Man hat uns die Bekämpfung des Judentums besonders zum Vorwurfe gemacht. Und sicherlich, wer die alberne Verhimmelung der Juden mitmacht, wie sie in gewissen Kreisen mit falscher Auslegung des Apostels Paulus und der Apokalypse verbunden ist, der kann uns nicht verstehen. Aber hat nicht auch Christus zu den Juden gesagt: Ihr seid von eurem Vater, dem Teufel? Hat nicht Johannes, der Jünger der Liebe, in seinen sieben Briefen der Offenbarung zweimal geschrieben: Sie sagen, sie sind Juden und sind des Teufels Synagoge? Und ist es unchristlich, über die Juden, die heute verderblicher sind als zur Zeit Christi, das Urteil Christi und seiner Jünger zu fällen? — Man hat uns vorgeworfen, wir hätten die sozialen Leidenschaften aufgeregt und damit unsere Geschäfte gemacht. Aber was hat dann Jakobus getan, als er schrieb: Wohlan ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird. Siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet; und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth. — Ist denn ein Christentum, das den Mut nicht hat, in dieser Weise der heiligen Schrift wider das Verderben der Zeit zu zeugen, imstande, das Volk zu gewinnen? Gewiß ist der Kampf gegen Demokratie und Judentum, gegen die Bedrückung des Kapitalismus und gegen die Gottlosigkeit der Sozialdemokratie nicht das Wesen des Christentums. Aber ein Christentum,

das nur in den abstrakten Sphären des rein Religiösen wohnt und waltet, das die Beleuchtung der öffentlichen Sittlichkeit ablehnt, ist arm und höchstens fähig, kleine Kreise zu gewinnen; die Volksseele wird es nie zu höheren Empfindungen und Entwicklungen führen. Eben daß wir die Verkündigung des Evangeliums in großen Volksversammlungen mit der Besprechung der sozialen und vaterländischen Dinge nach dem Vorbilde der alttestamentlichen Propheten verbanden, hat eine große Menge von Berliner Mitchristen und Mitbürgern zu einer anderen Lebens- und Weltanschauung gebracht.

Als ich die erste Wahl zu den Gemeindekirchenräten und Gemeindevertretungen erlebte, war ich auf das Äußerste erschrocken; nicht mehr als 2000 positive Stimmen wurden abgegeben. Die kirchliche Bewegung von Berlin, die zwar aus der allgemeinen hervorgegangen ist, aber sich doch selbständig entwickelte, brachte es auf 20000. Das waren nicht, was man in der Gemeinschaftssprache von heute Bekehrte nennt. Aber sie waren doch von unkirchlichen Anschauungen, zum Teil vom Haß gegen die Kirche umgekehrt und halfen den kirchlichen Christen zum Siege. Die Folge davon war, daß in vielen Berliner Gemeinden gläubige Pastoren gewählt wurden, daß eine Freude am Kirchenbau entstand, daß in den Synoden und Gemeindekirchenräten die Ärgernisse des Unglaubens aufhörten und dem Zeugnis des Glaubens weichen mußten. Niemand hätte, als die christlich-soziale Bewegung begann, gedacht, daß nach einem Kampfe von 10 Jahren in der Mehrheit der Gemeinden von Berlin bekenntnisfreundliche kirchliche Körperschaften sein würden; am Anfang waren nur in zwei Gemeinden solche vorhanden. Ist das nicht eine Erweckung von Tausenden? Nicht eine individuelle Bekehrung aber doch ein Wachwerden aus dem Schlaf, eine Auferweckung aus geistlichem Tode? Und auch an persönlichen Bekehrungen in großer Anzahl fehlte es nicht. In den Wählerschaften und Parochialvereinen,

in den angeregten Männerkreisen bildeten sich christliche Männervereine, Bibellesevereine, Gebetsvereine, Vereine zur Verteilung von Predigten; die Frauen schlossen sich unter dem Eindruck des veränderten Geistes zu Stadtmissionsvereinen oder zu Gemeinschaften zusammen, die sich nach dem guten Hirten nannten und an der Rettung der Gefallenen helfen wollten. Tausende haben hier ihren Heiland gefunden, die meisten erst allmählich, aber viele auch in einer einzigen Versammlung. Es war eben eine andere, bessere, reinere Atmosphäre, in welcher religiös Schwindsüchtige aufatmen und genesen konnten.

Das dies geschah, ist nicht zum Verwundern, denn die christlich-sozialen Versammlungen hatten vielfach einen rein christlichen Charakter. In demselben Eiskeller, der den ersten Ansturm gegen die Sozialdemokratie erlebte, wurden nachher vor Tausenden von Leuten, meist aus den unteren, vielfach aus sozialdemokratischen Schichten Vorträge gehalten über die Bibel, das Dasein Gottes, die Seele, das Gebet. Auch Versammlungen, die nicht bloß religiöse Themata behandelten, zogen das Christentum mit in die Verhandlungen hinein. Gleich bei der Begründung der christlich-sozialen Partei im Eiskeller hatte meine Ansprache in dem Kampfe für Christentum und Christum gegipfelt. Wenn ich später über den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, über die Bedeutung der christlichen Weltanschauung, über christlich-soziale Themata sprach — in meinem Buche: Christlich-Sozial (2. Aufl. Berliner Stadtmission) mag man die Reden lesen — war das Christliche das Durchschlagende. Demnach kann es doch nicht wundernehmen, daß ein christliches Erwachen stattfand.

Ich will nur daran erinnern, daß wir auch in den vaterländischen Bestrebungen einiges erreichten; im Jahre 1887 hatten wir mehr als 70000 Wähler unter die Fahne gesammelt, auf welcher geschrieben stand: Christentum, Monarchie, Vaterland, soziale Reform! Mancher wird sagen, daß das mit dem

Christentum wenig zu tun hatte. Ich denke anders; mir ist die Umkehr so vieler Tausende von Demokratie und Sozialdemokratie zu einer Richtung, die das Christentum offen bekennt, doch ein Beweis von dem Vorhandensein christlichen Sauerteigs. Im Jahre 1888 erfolgte dann durch bekannte Ereignisse der Rückgang der christlich-sozialen wie der Berliner Bewegung in ihrem politischen und sozialpolitischen Bestande. Aber die kirchliche Bewegung wurde dadurch nicht berührt. Sie wuchs eher, als daß sie abgenommen hätte. Ist das nicht der beste Beweis, daß eine religiöse Erweckung stattgefunden hatte, noch mehr kirchlichen als persönlichen Charakters, aber doch auch für viele der Anfang eines neuen christlichen Lebens? Keiner von uns hatte das Gefühl, daß wir das gemacht hätten oder hätten machen können. Es war vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen.

Diese große Erweckung im religiös-patriotischen Geist hatte aber auch eine kleinere Erweckung rein christlicher Art in ihrem Gefolge. Im Jahre 1883 berief ich im Einverständnis mit meinen kirchenpolitischen Freunden den amerikanischen Pastor von Schlümbach, der uns von D. Christlieb als ein feuriger, ernster, zuverlässiger „Evangelist" empfohlen war. Die Sache wurde ganz christlich eingeleitet. Ich berief die Geistlichen der Gemeinden, in denen die Stadtmission arbeitete, zu einer Besprechung der geplanten Evangelisation, der ersten, die überhaupt in Berlin gehalten ist. Denn die Versammlungen Pearsal Smith's in den siebziger Jahren brachten neue Vorträge, allerdings von großer augenblicklicher, aber doch im ganzen und großen vorübergehenden Wirkung. Schlümbach kam zu einer dauernden Arbeit im Norden Berlins, wo er monatelang predigte und Seelsorge trieb, von Bezirk zu Bezirk, von Saal zu Saal zog und vielen ein Führer zum lebendigen Glaubenleben wurde. Ich selbst ging mit ihm in jeden neuen Saal, der zur Stätte der Evangelisation

dienen sollte, hielt eine Ansprache, empfahl ihn den Versammelten und überließ ihm dann die Arbeit. Was die große Wirkung seiner Ansprachen hervorrief, war ohne Zweifel die brennende Liebe zu Jesu, die er in hinreißender Weise verkündigte; ich habe nie wieder so leuchtend und zündend vom Heiland reden hören wie von ihm. Dabei sang er auch wohl Sololieder, die bei seinen Vorträgen mitwirkten, aber doch nur nebensächliche Bedeutung hatten. Daß wir ab und zu die Christen Berlins in der Tonhalle zu Gebetsversammlungen vereinigten und die Evangelisation in herzlichen Fürbitten Gott befahlen, trug gewiß viel zu dem Segen bei, der sichtlich zum Vorschein kam. Der christliche Verein junger Männer ist damals aus Schlümbachs Wirksamkeit hervorgegangen, die Michaelsgemeinschaft hat die von ihm angeregten und erweckten Christen gesammelt. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Berliner Bewegung die Geister innerlich in Bewegung gesetzt und für eine Evangelisation wohl vorbereitet hatte, kurz gesagt, daß sie eine Erweckung war, nur nicht eine anglo-amerikanische, sondern eine reformatorisch-deutsche. — Um nicht gegen die Wahrheit zu verstoßen, muß ich noch erwähnen, daß spätere Besuche Schlümbachs wenig oder keinen Erfolg hatten. Daß dieser hochbegabte Mann später in Amerika in einen ungeistlichen und weltlichen Lebenswandel verfiel, mitsamt seiner Gemeinde von der Synode ausgeschlossen wurde und den Christen von Cleveland schweres Ärgernis bereitete, ist einer der größten Schmerzen meines Lebens. Schlümbach hat sich wenigstens auf seinem Sterbebett die Seelsorge eines gläubigen Geistlichen gefallen lassen; das ist ein tröstender Hoffnungsschimmer, wenn ich an ihn denke. Aber sein Ende ebenso, wie das Pearsal Smith's, der in halb wahnsinnige unreine Phantastereien verfiel, und anderer Führer dieser englisch-gearteten Erweckungskreise zeigt uns in erschütternder Weise, wie wenig Grund ihre Anhänger haben, sich über die Kirche

und ihre gläubigen Glieder zu erheben. Und es erinnert uns überwältigend an das Wort des Apostels: Wer sich läßt dünken, er stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle. Sollten nicht, so habe ich mich manchmal gefragt, in dieser nervösen, gefühlsmäßigen, seelischen Betonung des Religiösen ohne die richtige Berücksichtigung des Ethischen in seinem ganzen Umfang die Ursache jener schmerzensvollen Ereignisse liegen?

Trotzdem ist man auch in solchen Kreisen, die auf dem reformatorischen Boden stehen, geneigt, nur die rein religiösen Bewegungen als Erweckungen zu bezeichnen und jede Beimischung von Vaterländischem und Sozialem zu verwerfen. Ja es ist dahin gekommen, daß es in gewissen Schichten der heutigen Gemeinschaftsbewegung für profan gilt, sich an kirchlichen Wahlen zu beteiligen. Ich weiß aus klar fließenden Quellen, daß in einer Berliner Gemeinschaft den Männern der Rat erteilt wurde, sich an den kirchlichen Wahlen nicht zu beteiligen. Das geht uns nichts an, hieß es in ihren Reihen. Dennoch handelte es sich darum, einen bekenntnistreuen Geistlichen gegen einen völlig Liberalen zu wählen. Und das soll die wahre Erweckung sein? Das sage, wer da will; ich werde es niemals zugestehen. Evangelische Christen, die Glieder der Landeskirche sind, dahin zu leiten, daß sie an dem Geschick der Kirche nicht teilnehmen, sondern den Kampf zwischen Glauben und Unglauben in ihr als für sie gleichgültig ansehen, ist nicht Erweckung, sondern Einschläferung; Christen, die ihren Heiland gefunden haben, gegen die Pflichten an Vaterland und Gesellschaft abstumpfen, ist nicht Erleuchtung, sondern Verdunkelung; Christen, die früher lebendige, und freudige Mitarbeiter an Kirche und Mission waren, so zurüsten, daß sie sich abschließen wie Pharisäer — dies Wort heißt: Abgeschlossene — und die anderen verachten, ist nicht Bekehrung, sondern Verkehrung. In manchen Kreisen der „Erweckung“ leidet man stark an diesen Krankheiten; und es ist kaum zu hoffen, daß

es in ihnen anders werde. Damit aber bringt man die Erweckten um die Hoffnung, zur Besserung der Zustände in Kirche und Vaterland beizutragen. Man verkennt bei der Beurteilung dieser Dinge leicht den Unterschied zwischen der Volkskirche, wie wir sie in Deutschland haben, und dem Gewirr von Denominationen, wie sie in England und Amerika neben der anglikanischen Kirche bestehen. Drüben über dem Meere mag es angehen, sich in kleinen Kreisen zu erbauen, ohne auf die großen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Bei Erweckungen innerhalb der Volkskirche ist es ein grundsätzlicher Mangel, an Volk und Kirche nicht zu denken. Ich bin durchaus geneigt, das Wahre am Methodismus, Baptismus und den übrigen religiösen Gemeinschaften anzuerkennen, am Methodismus den Ernst der Entschiedenheit, am Baptismus den — freilich übertriebenen — Begriff der christlichen Gemeinde, am Darbysmus und Irvingianismus den Blick auf die Zukunft des Herrn und die Ewigkeit. Aber ich bitte deutsche evangelische Christen, wenn sie der Volkskirche angehören, so dringend und inständig ich nur kann, daß sie die Erweckung in ihren Kreisen den Kirchen und Gemeinden zugute kommen lassen, daß sie die deutsche Volkskirche nicht ansehen wie irgend eine Denomination und die Maßstäbe dieser nicht auf unsere Kirche anwenden, die größte unter allen evangelischen Kirchen der Welt.

Auch ich stamme aus einer Erweckung, die noch tiefer in die Herzen ging, als die gegenwärtige Gemeinschaftsbewegung. Es war die große Erweckung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie war kirchlich und volkstümlich zugleich. In ihren Kreisen waren die gläubigen Pfarrer die willkommenen Mitarbeiter, meist die erwünschten Führer des Gemeinschaftslebens, das sich ernsthafter als das heutige im christlichen Wandel dem Weltwesen entgegenstellte, aber die Kirche hochhielt, an den Fragen des Gemeindelebens freudig mitarbeitete, die herrlichen Missionsfeste als Evangelisationen betrachtete,

in denen unzählige getaufte Heiden bekehrt wurden, die bestehenden Vereine und Anstalten der äußeren und inneren Mission unterstützte, kurz mit dem gesamten christlichen Volksleben in engster Fühlung und lebendiger Förderung stand. In Württemberg und Westfalen, neuerdings auch in Sachsen, dem Königreich, ist dieser Geist in den Kreisen der Erweckung noch immer der herrschende. Das Siegerland ist vielleicht die Landschaft, in welcher der Gemeinschaftsgeist am stärksten durchgedrungen ist; aber hier sind Gemeinden, die beinahe in ihrer Gesamtheit der Gemeinschaft angehören und doch gut kirchlich reformiert sind. Und daß die den Gemeinschaften, zum teil auch die fremden Denominationen anzuhörenden Brüder der christlich-sozialen Bewegung die erste große Bevölkerungsschicht, dem Reichstag den ersten christlich-sozialen Abgeordneten geliefert haben, beweist doch wie kaum etwas anderes, daß jener Geist aus der Erweckungszeit des vorigen Jahrhunderts noch vielfach lebendig und stark ist. Damals war unter den Erweckten eine lebendige Teilnahme an den Fragen des vaterländischen und politischen Lebens. Vielleicht zu einseitig haben sich die Gemeinschaftskreise von damals allzueng mit der konservativen Partei verbunden; wir hätten wohl schwerlich diesen Mangel an christlichem Verständnis in den liberalen Volksschichten, wie er jetzt vorhanden ist, wenn die Christen von damals nicht oft zu schroff für den altpreußischen Konservatismus eingetreten wären. Jedenfalls eine Erweckung, die ihre Jünger für Volk und Kirche gleichgültig gemacht hätte, gab es nicht. — Man kann also eine dreifache Weise von Erweckungen unterscheiden, eine sektiererische, eine pietistische und eine kirchliche. Die sektiererische geht von einem falschen Begriffe der Bekehrung aus. Sie urteilt im einzelnen Falle über Bekehrte und Unbekehrte, hält die Bekehrung für den Abschluß des inneren Lebens statt für den Anfang und glaubt nur an persönliche, nicht an Massenbekehrung. Im

letzteren Punkte ist allerdings durch die Vorgänge in Wales eine Änderung eingetreten. Nachdem dort Massen bekehrt sind, glaubt man auch in Deutschland daran, schreibt davon und betet darüber. So wenig begründet sind in diesen Kreisen die Anschauungen. — Ohne Zweifel aber ist die Hoffnung auf eine Bekehrung vieler durchaus biblisch. Im Alten und im Neuen Testament wird das Wort Bekehrung, dort auf das Volk, hier auf die Gemeinde angewandt. Dort heißt es und zwar hundertmal: Israel, bekehre dich; hier: Ihr seid bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seele. Nur ein einziges Mal ist im Alten Testament das Wort „bekehrt“ von einem einzigen Manne gebraucht, nämlich von Hiob; und zwar in diesem einem Falle falsch. Eliphas sagt zu Hiob: Wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du gebaut werden. Hiob war doch aber gewiß bekehrt, wenigstens eher als Eliphas. — Im Neuen Testament ist das Wort nur in bezug auf Petrus persönlich angewandt. Da sagt der Herr: Wenn du dermaleinst dich bekehrst, stärke deinen Bruder. Hier nun bedeutet es: sich von einem schweren Falle, den ein unzweifelhaft bekehrter Jünger begeht, wieder aufrichten. Der Gebrauch also, wie er in gewissen Gemeinschaftskreisen herrscht, daß man über die Bekehrung der einzelnen urteilt und abspricht, ist durchaus unbiblisch. Ebenso ist es irrig, die Bekehrung als einen fertigen Zustand anzusehen. Sie ist nur der Durchbruch zu einer entschiedenen Abwendung von der Welt und die Hinkehr zu Jesu; sie steht am Anfang nicht am Ende des Christenwandels. — Ohne Zweifel kann sich die Bekehrung nur persönlich vollziehen. Aber wenn die heilige Schrift durchweg das Volk und die Gemeinde unter den Gesichtspunkt der Bekehrung stellt, so ist es klar, daß ein Christentum, das nur die Persönlichkeit als bekehrt oder unbekehrt auffaßt und hinstellt, an Mängeln leiden muß. In der Tat ist die gleichgültige oder feindliche Stellung zur Kirche wesentlich eine

Folge dieses Individualismus. In diesen Kreisen versteht man die Volkskirche gar nicht. Einzelne bekehren ist ihnen die einzig würdige Lebensaufgabe eines Menschen, sich bekehren, das einzige bedeutende Ereignis im Menschenleben. Die treue Erfüllung des bürgerlichen Berufes, die fleißige Arbeit in häuslichen Pflichten, die innere Fürsorge für die sozialen Verhältnisse, die lebendige Anteilnahme an den vaterländischen Dingen: das alles hat geringen Wert, obwohl es doch eine Äußerung wahren Christentums und seine notwendige Folge ist. Diese Brüder, die man oft wegen ihres Glaubens herzlich lieb haben muß, wählen nicht mit für Reichstag und Landtag, wirken nicht mit an sozialen Vereinen und Gewerkschaften, treten sogar zuweilen nicht einmal bei Pfarrwahlen für den Glauben ein. Und daß das weibliche Element, das von Natur an dem öffentlichen Leben wenig beteiligt ist, bei dieser Art Erweckungen eine große Rolle spielt, erhöht noch den krankhaften Zug der Scheu vor den öffentlichen Dingen. Man verwechselt soziales und politisches Leben mit „Welt“. Bei der Jugendkonferenz hatte Pastor Girkon den Mut, zu sagen, 250 000 Arbeiter in Westfalen seien von dem Satan verführt worden, die Arbeit niederzulegen. Es entging ihm, daß er dadurch staatliche Gesetze mit göttlichen Geboten auf eine Linie stellte, daß er, der die Politik aus dem Gemeinschaftsleben verbannt, im übelsten Sinne Politik trieb, und daß er eine große Schar christlicher Arbeiter, die bei dem Kontraktbruch allerdings gefehlt hatten, in das Reich Satans verwies. Die Aussperrung der Arbeitgeber, die den Tarifvertrag brachen, erwähnte er nicht. — Eine solche Art der Erweckung kann gewiß Einzelnen, ja Hunderten und Tausenden zur Verinnerlichung dienen. Aber sie kann dem Volk und der Kirche wenig helfen. Und wenn sie gläubige Christen, die sich an den öffentlichen Dingen lebendig christlich beteiligten, aus der Kirche herauszieht, und sie für Vaterland und Ge-

sellschaft, vielleicht sogar für Gemeinde und Kirche gleichgültig und stumpf macht, ist sie kein Gewinn, sondern ein Verlust.

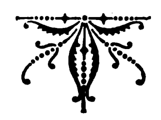
Die pietistische Art der Erweckung ist biblischer, praktischer, heilsamer. Sie ist in den württembergischen, rheinisch-westfälischen, badisch-pfälzischen, auch in den neueren sächsischen Gemeinschafts-, Stunden- oder Versammlungskreisen die herrschende. Sie steht in der Schrift, nicht bloß in einzelnen Lieblingsabschnitten sondern in der ganzen Schrift, nimmt lebendig teil an den Arbeiten der Gemeinde und an den Aufgaben der Kirche. Und wenn sie das öffentliche Leben auch nicht gerade gern und eifrig bearbeiten hilft, so zieht sie sich davon nicht grundsätzlich oder tatsächlich zurück. Die Francke-Spenersche Erweckung war durch auskirchlich und die Geburtsstätte großer kirchlicher und pädagogischer Tätigkeiten. Pietistisch-lutherisch und pietistisch-reformiert, ein Einklang des kirchlichen Bekenntnisses und des persönlichen Glaubens, ein Zusammenwirken der eigenen Tätigkeit mit den Veranstalungen und Werken des kirchlichen und Gemeindelebens: das ist die heilsame Erweckung, deren wir bedürfen. Da mag im einzelnen noch manche Engigkeit, im Glaubensleben hier und da eine Sonderbarkeit, im Wandel eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vorkommen, es ist doch die Möglichkeit eines konzentrischen Wirkens von Gemeinschaft und Kirche, Staat und Gesellschaft gegeben. Ein solches Gemeinschaftsleben sollte überall in den Gemeinden von der Kirchenleitung erstrebt und gepflegt werden.

Wenn ich von diesen beiden Erweckungen noch die „kirchliche Art unterscheide und diese nach ihrer Wirkungskraft über die anderen Arten stelle, so treibt mich dazu nicht nur meine Lebensführung, die in Berlin eine solche Erweckung erfahren hat, sondern vor allem der Blick auf die Reformation, die für Deutschlands Geistesentwicklung maßgebend gewesen ist. Diese größte Tat Gottes in der Kirchengeschichte war eine Volkserweckung, die von dem Evangelium ausgehend und von

dem Glauben beherrscht, doch das ganze Volk auf allen Geistesgebieten und in der gesamten Öffentlichkeit beeinflußte. Selbstverständlich denke ich nicht daran, die christlich-soziale und Berliner Bewegung mit der Reformation irgendwie in Parallele zu stellen; ich habe sie deshalb nur ein Stück deutscher Erweckung genannt. Den meisten wird auch das noch viel zu viel sein, und sie werden die Bezeichnung nicht gelten lassen. Sie werden sagen, die Gründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei sei eine politische Gründung gewesen und als solche erfolglos. Dagegen bemerke ich, daß nicht eine Parteigründung, sondern die Belebung des christlichen Volkes und die Erfüllung der sozialen Pflichten der Kirche mir von Anfang an bis heute als Ziel vor Augen gestanden hat. Die christlich-soziale Arbeit in ihrem weiteren Verlauf, als Berliner Bewegung hat das kirchliche Berlin umgestaltet. Man zeige mir doch in dem gesamten Gebiet der Erweckungen ein Ergebnis von derselben Tragweite. Noch einmal: nicht wir haben es getan, Gott hat es getan. Aber die Art wie es geschah, ist recht deutsch und recht kirchlich.

Denen aber, die an der Benutzung der politischen Mittel Anstoß nehmen, möchte ich ein Wort des seligen Gundert vorhalten, der am Anfang des Jahres 1878 folgendes schrieb: Auf den Namen kommt ja wenig an: ob ich christlich-soziale Arbeiterpartei sage oder einfach Christentum, wird nichts verschlagen. . . Wo wie in Berlin die Kirchenanstalt der Masse des Volkes ganz fremd geworden ist, muß man's doch mit Freuden begrüßen, wenn die Prediger aggressiv auftreten, um Mission zu treiben." Hier hat ein Pietist und Missionsmann die treibenden Kräfte der christlich-sozialen und Berliner Bewegung richtig erkannt. Daß diese Art von Missionsarbeit die Möglichkeit bietet, das Volk im großen für das Christentum zurückzugewinnen und daß diese Art von Erweckung für Deutschland diejenige ist, welche die Gesamtheit zu neuem

Leben anzuregen vermag, daran habe ich bis heute noch nicht einen Augenblick gezweifelt. Jedenfalls möchte ich davor warnen, daß man Bewegungen, die der Reformations- und Volkskirche sowie der christlichen Welt, vielfach lau gegenüberstehen und eine Menge von fremdartigen und sonderbaren Bestandteilen mit sich führen, nicht vorzugsweise mit dem Namen der „Erweckung" versieht und dadurch die deutsche Christenheit zu falschem Urteile verleitet.



Die Kornernte.

Vorn im Sonnenbrand
Hasten braune Schnitter,
Überm Ernteland
Türmt sich fernes Hochgewitter.

Durch die Wolkenränder
Donner schüttert leis,
Und ein Windstoß heiß
Wirrt des Erntekranzes Bänder.

Geißeln flicht die Nacht
Grell, in Schwefelfarben.
Sorgt nicht! Heimgebracht
Sind gar bald die letzten Garben.

Sei's durch sanften Hauch,
Sei's durch Blitzesfeuer,
Führ dereinst mich auch,
Herr, in deine Scheuer.

E. Prinz Schönaich-Carolath.





Der Ursprung der deutschen Kaisersage.

Von Pastor Winkelmann in Gusow.

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich“

singt das Volkslied. Sie haben lange ausgeschaut, ob sich der Zauberberg nicht auftun werde. Was schlief der alte Kaiser doch lange! Und endlich — vor einem Menschenalter war es, und die deutschen Stämme hatten sich auf den Schlachtfeldern drüben in Frankreich ins Auge geschaut und sich als Brüder erkannt, und Waffenbrüderschaft gibt ein festes Band — da klang durch die Siegesbotschaften, die von drüben kamen, ein froher Laut: „Barbarossa ist erwacht“, und jubelnd grüßten sie den Kaiser: Macte, senex imperator! Ein Menschenalter ist seitdem vergangen, und schon ist es manchem, als fingen die alten Raben wieder an, mit den Flügeln zu schlagen und zu krächzen, und es sind nicht Raben nur — Sturmvögel kommen geflogen und schreien ein leidenschaftliches, heiseres Lied. Will Barbarossa wieder schlafen gehen?

Auf dem Kyffhäuser steht das Denkmal des greisen Helden, der uns des Reiches Herrlichkeit wiedergebracht hat, es steht

in mancher Stadt, in manchem Dörflein Deutschlands; aber das Geschlecht von heute versteht zum Teil nicht mehr, was der alte Kaiser ihm sagen will.

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich“

singt das Volkslied. Friedrich Rückert hat es nach den Freiheitskriegen angestimmt. Auffallend ist, wie wenig das Volkslied sonst von ihm wußte. Ein Meistersingerlied aus dem 16. Jahrhundert erzählt allerdings von dem Kaiser im roten Bart und beginnt: „Ein Keysser war zu Rom bekannt“, und das Lied vom Herzog Ernst, das fahrende Sänger einst durch die deutschen Lande trugen, hebt an:

Es fuhr ein Herr, was ehrentreich,
Geheißen Kaiser Friedereich,
Als wir noch hören sagen.
Doch niemand weiß zu dieser Frist,
Wo er jemals hinkommen ist,
Man hört ihn weit beklagen.
Ach, beide, Ritter und auch Knecht,
Landleut und auch Burgere,
Kein Recht mag ihnen werden schlecht,
Was in dem Land nun wäre.
Welcher wider Recht hätt’ getan,
Zu Hulden mocht er kommen nicht,
Ein schwere Buß muß er bestan.

Auch im hohen Norden, im liederreichen Island haben sie wohl von ihm gesungen, und noch im Jahre 1850 war im Volksmunde ein Lied von Fridrik Barbarossa erhalten, dem berühmten Kaiser, welcher Tyrus beherrschte und Sidon überwand, und dieses Lied mag schon im 13. Jahrhundert entstanden sein.

Mehr als das Lied ist aber die Sage geschäftig gewesen, von ihm zu erzählen. Um die Ruine des Kyffhäuser hat sie

ihr Gespinnst gezogen, und wir haben ihr in unserer Jugend gern gelauscht und haben uns über die Musikanten gefreut, welche dem Alten im Berge ein Ständchen brachten, und was uns sonst noch die Sagenbücher von ihm berichteten. Auch Dr. Luther wußte von dieser Sage. Als er auf der Wartburg die Schrift vom Mißbrauch der Messe schrieb, erinnerte er sich, als Kind eine Prophezeiung gehört zu haben, Kaiser Friedrich werde das heilige Grab erlösen. Er meinte, diese Prophezeiung sei erfüllt in Kurfürst Friedrich dem Weisen, der bei der letzten Kaiserwahl durch die einmütige Stimme der Kurfürsten schon so gut wie zum Kaiser gewählt sei und nur selbst die Krone nicht gewollt habe. Das heilige Grab aber sei die Heilige Schrift, „darin die Wahrheit Christi, durch die Papisten getötet, von den Bettelorden und Ketzermeistern eingeschlossen gehalten worden sei;" unter Friedrich sei sie endlich hervorgekommen.

Wie aber mag diese Sage entstanden sein? In gewissen Kreisen ist man geneigt, alles, was sich im Volksleben findet, und was der Volksmund erzählt, auf alte mythologische Anschauungen zurückzuführen, und so hat man auch die Sage von Kaiser Friedrich für ein Fortklingen germanischer Mythologie gehalten. Der Alte sei niemand anders als Wotan; die Raben, die um den Berg fliegen, erinnern an die beiden Raben Hugin und Munin, welche dem Alten alles, was in der Welt geschieht, ins Ohr sagen. Schlafe doch Wotan, der freundliche Gott, der den Segen der Ernte spende, zur Winterszeit auch in seinen heiligen Bergen und werde nach seinem Winterschlaf feierlich als Maikönig oder Maigraf oder Pfingstlümmel eingeholt. Den roten Bart aber habe der schlafende Kaiser mit Donar gemeinsam; aber das käme in den Fortbildungen der Sage ja häufig genug vor, daß verschiedene mythologische Gestalten in eine Person verschmelzen. Aller Mythologie aber lägen Vorgänge im Naturleben zugrunde,

und wie die alte germanische Mythologie nichts weiter sei, als eine poetische Darstellung des Wechsels von Sommer und Winter, Licht und Nacht, so sei auch in der Sage von Kaiser Friedrich nichts anderes zum Ausdruck gebracht als dieser große Gegensatz im Leben der Natur, und wie Siegfried, so bedeute auch der schlafende Kaiser nichts anderes als die siegende Sonne. Gewiß ist kein Zweifel, daß manches, was der Mensch im Leben der Natur beobachtete, einen Niederschlag in seinen Sagen fand; aber der Mensch hat doch schließlich noch mehr erlebt als den Wechsel der Jahreszeiten. Der Mensch hat doch auch seine Geschichte, und an die Geschichte knüpft die Sage zum mindesten ebenso gern an, wie an Naturerscheinungen. Es gibt Sagen vom alten Fritz und vom alten Derfflinger, und es wird wohl niemand im Ernst einfallen, sie als Frühlingsmythen deuten zu wollen. Es ist eine Voreingenommenheit, die den Blick für jede nüchterne Beobachtung trüben muß, wenn ein Forscher in allem Naturmythus und Naturkultus wittert. Freilich wo man die Natur als die schaffende und waltende Herrin ansieht, die mit ihren Gesetzen alles bestimmt, wird man geneigt sein, alles auf sie zurückzuführen. Als Kuriosum sei nur erwähnt, daß die Gestalten der alttestamentlichen Geschichte, ein Abraham und ein Jakob, einer sogenannten wissenschaftlichen Richtung von heute zu Naturgottheiten geworden sind.

Der Dichter hat einmal gesagt:

„Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus;
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gotts,“

und, so dürfen wir hinzufügen, auch die stolze Wissenschaft ist oft genug in diesen alten Naturdienst zurückgefallen, und vor diesem kläglichen Rückfall konnte auch der Umstand nicht bewahren, daß sie sich modern nannte. Was die deutsche Kaisersage betrifft, so sind alle Züge, welche an die germanische

Mythologie anklingen, späteren Ursprungs und nur Zutaten von Männern, die ihre Wurzeln um jeden Preis im deutschen Heidentum finden wollten. Auf keinen Fall haben wir nötig, zur Erklärung ihrer Entstehung auf germanische Mythologie zurückzugehen. Dazu lag ein anderer Anlaß vor.

Im Jahre 1250 war der Hohenstaufe Friedrich II. gestorben; aber das Volk mochte nicht recht an seinen Tod glauben. So geschah es, daß jener Bauer aus der Gegend von Köln, mit Namen Dietrich Holzschuh, auch Tile Kolup geheißen, der sich nach Jahren als Kaiser Friedrich II. ausgab, bei dem Volke einen großen Anhang fand. Die oberrheinischen Städte schlossen sich ihm an, und selbst viele Ritter machten mit ihm gemeinsame Sache, so daß er es wagte, selbst den König Rudolf I. vor seinen Stuhl zu laden. Als Rudolf gegen die rheinischen Städte zu Felde zog, begab sich Tile Kolup nach Wetzlar. Rudolf aber nötigte den Rat zu seiner Auslieferung, und der arme Schelm wurde am 7. Juli 1285 auf dem Kalsmunt bei Wetzlar in Gegenwart des Königs als Zauberer und Ketzer verbrannt. Bis nach Italien war das Gerücht von diesem falschen Friedrich gedrungen, so daß verschiedene Städte Oberitaliens sowie der Markgraf von Este Gesandtschaften nach Deutschland schickten, welche untersuchen sollten, ob jenes Gerücht auf Wahrheit beruhe. Diese Gesandten kamen freilich erst in Deutschland an, als der Betrüger seine Rolle bereits zu Ende gespielt hatte. Aber auch in Italien waren falsche Friedriche aufgetreten. So jener Johannes de Calcaria, welcher noch nicht ein Jahrzehnt nach Friedrichs II. Tode in Sicilien aufstand und sich als den Kaiser ausgab, der nach einer neunjährigen, zur Büßung seiner Sünden unternommenen Pilgerfahrt zurückgekehrt sei. Auch er fand zahlreiche Anhänger und wußte sich längere Zeit gegen den Statthalter des Königs Manfred zu behaupten, mußte aber seinen Betrug ebenso wie später Tile Kolup mit dem Tode büßen.

Er starb am Galgen. Und noch an anderen Orten war davon die Rede, daß Kaiser Friedrich II. noch lebe.

Genährt wurde dieser Glaube durch die Predigt des ghibellinisch gesinnten Joachiten. Der Zisterzienser-Abt Joachim von Floris, nach welchem sie ihren Namen führen, war allerdings nichts weniger als ein Freund des Hohenstaufen. Zu Ende des 12. Jahrhunderts war er mit seinem ewigen Evangelium aufgetreten und hatte in Anlehnung an sibyllinische Weissagungen, ein demnächst zu erwartendes Zeitalter des Geistes in Aussicht gestellt. Im Hohenstaufischen Kaisertum sah er die wuchernden Keime des Antichristentums. Die Kommentare zum Jesaja und Jeremia, die nach seinem Tode unter seinem Namen herauskamen, gingen sogar so weit, in der Person Friedrichs II. den Antichristen zu erkennen. Andererseits aber gab es in Italien auch ghibellinisch gesinnte Joachiten, welche in dem heißen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum auf seiten des ersteren standen und darnach ihre apokalyptischen Anschauungen formulierten. Ihnen galt das Papsttum als Vorläufer des Antichrists, und Ubertino de Casale spricht es geradezu aus, daß das aus dem Meere aufsteigende Tier mit den sieben Häuptern und zehn Hörnern und den Namen der Lästerung, vor dem die Völker der Erde anbetend sich niederwerfen, wie es das 13. Kapitel der Offenbarung schildert, das Papsttum sei. Diese Anschauungen fanden auch in Deutschland Eingang. Namentlich bildete sich in der Reichsstadt Schwäbisch-Hall aus ihren Anhängern eine ansehnliche Sekte. Nachhaltigen Einfluß auf diese Bewegung gewann der Dominikanermönch Arnold. Dem galt der Papst Innocenz IV. als der bereits in Erscheinung getretene Antichrist, Friedrich II. aber als berufen, das göttliche Strafgericht über ihn zu vollziehen. So hatte der Mönch Arnold noch 1246 erklärt, aber schon vier Jahre später war Friedrich II. nicht mehr unter den Lebenden. Man mochte es nicht glauben, daß man in

seiner Hoffnung betrogen war, und so kam es, daß die falschen Friedriche allseitig Glauben fanden. Von neuem wachte die Hoffnung in einem Kreise Italiens besonders auf. Das war damals, als sich der junge Priester Fra Dolcino an die Spitze der Apostelbrüder stellte, welche das Heil der Kirche in der Rückkehr zur apostolischen Einfalt und Armut sahen und die römische Kirche als Babel erklärten. Mit 2000 seiner Anhänger verteidigte er sich zwei Jahre lang auf dem wohlverschanzten Berg Zebello bei Verelli gegen das zur Unterdrückung der Sekte aufgebotene Kreuzheer, getragen von glühendem Zorn gegen das römische Antichristentum und von der zuversichtlichen Erwartung der Rückkehr der Hohenstaufen. Im Jahre 1307 unterlag er dem Hunger und der Übermacht, aber noch in seinem letzten Verhör bestand er darauf, daß, wenn Kaiser Friedrich bisher auch noch nicht gekommen sei, er doch kommen und sein Werk vollenden werde. In den Kreisen derer, welche Anstoß an der Entartung der Kirche nahmen, konnte man eben nicht vergessen, das Friedrich II. öffentlich erklärt hatte, er werde den Klerus zu einem seinem wirklichen Beruf mehr entsprechenden Leben zurückführen. Das mußte seinem heißen Kampf gegen die Päpste einen großen Zug geben, und so wird in den ältesten Sagen von der Wiederkehr des Kaisers Friedrich der Gedanke ausgesprochen, der Kaiser werde die entartete Kirche reformieren und die Pfaffen vertreiben. Es darf demnach als ausgemacht gelten, daß der Kaiser Friedrich, der wiederkommen soll, nicht Friedrich Barbarossa, sondern sein großer Enkel Friedrich II. ist. Zwar lag bei Barbarossa, der von seinem Zuge nach dem heiligen Lande nicht zurückgekehrt war, die Veranlassung nahe genug, an seine Wiederkehr zu glauben, und doch hören wir aus der Zeit nach seinem Tode nichts von solchen Hoffnungen und Gerüchten, während nach dem Tode Friedrichs II. in Deutschland sowohl wie in Italien überall die Mär laut wird, der Kaiser sei nicht ge-

storben, sondern werde wiederkommen und sein Werk zu Ende führen. Die der römischen Kirche feindlichen Sekten mit ihren apokalyptischen Gedanken hatten viel getan, diesen Glauben zu wecken und zu nähren.

Aber sollten sie allein imstande gewesen sein, ihn dem Volke so tief ins Herz zu drücken, daß es ihn nicht mehr aufgeben mochte, auch damals nicht, als die Ereignisse mit der Wucht der Wirklichkeit gegen ihn sprachen? Mag da nicht in dem Herzen des Volkes bereits ein Gedanke geschlummert haben, welchen jene nur weckten, um ihm ein bestimmtes Gepräge und eine bestimmte Richtung zu geben? Wie, wenn wir auch sonst in der Geschichte diesem Zuge der Sehnsucht und Hoffnung begegnen? Die Geschichte erzählt uns von jenem Müllerburschen Jakob Rehbock, der als falscher Waldemar unserer Mark nicht geringe Verwirrung brachte; sie erzählt uns von einem falschen Demetrius und einem falschen Balduin, und alle haben sie großen Anhang gefunden. Und um uns einmal auf das Gebiet nicht christlicher Völker zu begeben, Tacitus hat uns von jenem Terrentius Maximus erzählt, der nach Neros Tode auf Delos aufgetaucht war und der Kaiser zu sein behauptete, und der selbst noch in seinem Tode den Komödianten in der Cäsarentoga zu kopieren suchte, und unter Domitian stand ein anderer Nero in Asien auf, um schließlich nichts weiter als ein willenloses Werkzeug in den Händen des parthischen Hofes zu werden. Beide aber hatten bei vielen Glauben gefunden. Und heute noch warten die Schiiten in Samarra, der einstigen Residenz des abbassidischen Kalifen, darauf, daß der zwölfte und letzte ihrer Imame in einem Keller wieder erscheinen werde, um die Welt unter seinem Scepter zu vereinigen. Noch deutlicher aber treten uns die Züge der deutschen Kaisersage in der Kintusage von Uganda, in der Mwesisage von Urundi, in der Ronosage von Hawaii und in der Quetzalcoatlsage von Mexiko entgegen.

Vor Jahren, so erzählt die Sage in Uganda, habe im Lande ein König gelebt, der habe ein mildes Scepter geführt. Keinen Menschen habe er mit dem Stocke geschlagen, ja, selbst keinem Tiere habe er etwas zuleide getan. Aber seine Kinder wurden über die Maßen böse. Sie fanden ihre Lust am Blutvergießen. Zuerst schlachteten sie Tiere. Als sie sich an das Blut gewöhnt hatten, bekamen sie zuletzt einen so wahnsinnigen Durst danach, daß sie ihre eigenen Brüder und Schwestern töteten. Da verließ der gute Kintu das Land, daß so sehr nach Blut roch; aber einst wird er wiederkommen. Einmal geschah es, daß ein Bauer im Walde Holz schlug. Die Nacht brach herein. Er war gezwungen, im Walde zu übernachten. Im Traume hörte er eine Stimme, die rief ihn bei Namen und nannte ihm einen bestimmten Platz im Walde, nach welchem er sich begeben sollte. Dreimal wiederholte sich der Traum, und immer war es dieselbe Stimme, die ihn rief. Als er erwachte, begab er sich nach dem bezeichneten Platz. Da sah er auf einer Lichtung, zu welcher ihn der Weg durch das Dickicht geführt hatte, einen ehrwürdigen Alten auf einem Throne. Dessen langer Bart war vom Alter gebleicht, und seine Hautfarbe war wie die der weißen Leute. Zu seinen Seiten saßen viele Krieger auf Matten. Alle waren in fleckenlose, weiße Gewänder gekleidet. Der Alte erklärte dem staunenden Bauer, er sei Kintu, der Bauer solle dem Könige anzeigen, daß er ihm erschienen sei, und ihn und seine Mutter an diesen Platz geleiten. Er habe dem Könige etwas mitzuteilen, aber niemand sonst dürfe etwas davon erfahren. Der empfangenen Weisung gemäß begab sich der Bauer zum Könige Maanda und teilte ihm alles mit. Nur von seiner Mutter und dem Bauer begleitet, ging der König alsbald in den Wald; aber der Katikiro, der oberste Beamte, von Neugier und Besorgnis für seinen Herrn getrieben, folgte ihm heimlich. An dem besagten Platze sehen sich der König, seine

Mutter und der Bauer der wunderbaren Versammlung gegenüber. Aber Kintu fragte, warum denn seine Weisung nicht befolgt worden sei; es sei noch jemand mitgekommen. Dort hinter dem Baume stehe er. Der König wandte sich um und erblickte den Katikiro, der, als er sich entdeckt sah, aus dem Dickicht hervortrat. Da packte Maanda ein jäher Zorn; er ergriff seinen Speer, schleuderte ihn und durchbohrte dem treuen Diener das Herz. Mit kurzem Aufschrei fiel dieser tot zu seinen Füßen nieder. Der König wandte sich um; da waren Kintu und seine Krieger verschwunden. Wehklagend riefen die drei seinen Namen, erhielten aber keine Antwort. Kintu, der gute Kintu war gegangen. Er haßte ja Blut, und ob sich alle danach sehnten, daß er wiederkäme, kein einziger hat ihn je wieder gesehen.

Wie Uganda seine Kintusage, so hat Urundi seine Mwesisage. Vor Jahren soll in diesem Lande ein Königsgeschlecht geherrscht haben, welches seinen Ursprung vom Monde herleitete und daher den Namen Mwesi d. i. Mond führte. Der letzte dieses Geschlechtes, das Bleichgesicht, war seit langer Zeit verschollen, lebte aber im Monde fort und wurde vom Volke sehnlichst erwartet. Als Dr. Baumann durch Massailand zur Nilquelle zog und als erster Weißer das Land betrat, glaubte man allgemein, der ersehnte König sei zurückgekehrt. Mit lautem Jubel wurde er empfangen. Von allen Seiten eilten Männer und Weiber herbei und jauchzten ihm entgegen: „Sei gegrüßt, o König."

Bekanntlich hat vor Jahren James Cook auf den Hawaiinseln einen ähnlichen Empfang gefunden. Man meinte, der alte König Lono, der im Zorne sein Weib erschlagen und dann in Schwermut das Land mit dem Versprechen verlassen hatte, einst wiederzukommen, sei zurückgekehrt und erwies ihm göttliche Ehre. Schweine wurden ihm geopfert, und heilige Gewänder wurden ihm angelegt. Im Schmucke prächtiger

Federmäntel kamen der König und die Vornehmsten des Reiches und besangen ihn mit feierlichen Lobliedern. Sogar seinen eigenen Mantel warf ihm der König um; Lonos war ja das Reich. Das hat nun freilich nicht gehindert, daß sie ihn schließlich erschlugen; aber einen Teil seiner Gebeine stellten die Priester in Lonos Götterhain zur Anbetung auf und trugen sie alljährlich in rotem Federkorbe in festlichem Umzuge im Lande herum. Es mochte doch wohl Lono gewesen sein, der zu ihnen gekommen war.

Bekanntlich hatte Hernando Cortez die Eroberung von Montezumas mächtigem Reiche, die ihm mit einer Handvoll Menschen gelang, nicht nur seinem kühnen Mut und seiner Entschlossenheit zu verdanken, eine ähnliche Sage wie die Mwesisage von Urundi, wie die Lonosage von Hawaii bereitete ihm den Weg nach Tenochtitlan, der prächtigen Hauptstadt der Azteken. Das war die Quetzalcoatlsage. Quetzalcoatl, der edle und gerechte Priesterkönig, war, so erzählte die Sage, in das Land des Sonnenaufganges gezogen und hatte den Seinigen das Versprechen hinterlassen, daß er einst wiederkommen werde. Im Bann dieser Sage lag Montezuma mit seinem Volk. Daher das widerspruchsvolle Verhalten des Kaisers. Er wagte es nicht, sich gegen den Eroberer zu stellen. War es denn nicht Quetzalcoatl selbst, der Gute, der wiedergekommen war? Cortez machte sich diese Sage zunutze und erklärte sich zwar nicht als Quetzalioatl selbst, aber als sein Bote. In Quetzalcoatls Namen kam er, und die Azteken durften sich ihm nicht widersetzen, wollten sie nicht ihren guten Quetzalcoatl auf das Herz schlagen. Montezuma hat seine Unentschlossenheit mit dem Thron und mit dem Leben bezahlen müssen; aber es war der starke Zauber der Sage, welcher seine Entschlüsse lähmte.

Sollen wir noch andere Völker aufsuchen, um dem zu lauschen, was sie erzählen? Oft noch würde uns die alte

Sage da begegnen. Es sei mir nur vergönnt, mitzuteilen, was ich aus dem Munde von Wenden in der Niederlausitz vernommen habe. Im Plonitzkaberge bei Prag schlafen viele Krieger. Die werden einmal aufstehen, wenn der letzte Kampf ausgekämpft werden soll. Einst kam ein Schmiedegesell auf seiner Wanderschaft an diesem Berge vorüber. Da begegnete ihm ein Männlein und fragte ihn, ob er willens sei, sich etwas Geld zu verdienen. Der Gesell war gern dazu bereit. Das Männlein führte ihn in den Berg. Dort sah der Gesell viele Pferde nebeneinander stehen, und neben einem jeden schlief auf dem Boden ein Krieger in seinen Waffen. Das Männlein forderte den Gesellen auf, die Pferde zu beschlagen. Der ging hurtig an das Werk. Da schlug ein Pferd aus und traf mit dem Huf einen Draht, welcher an der Reihe entlang lief. Ein Geläut wurde laut. Einer der Schläfer erhob sich und fragte: „Ist es Zeit?“ — „Noch nicht“, entgegnete das Männlein, und der Schläfer sank wiederum auf sein Lager zurück. Dem Gesellen aber begann das Herz zu schlagen. Schnell vollendete er sein Werk und machte sich auf den Weg. Das Männlein aber schüttete ihm den Hut noch voll mit Pferdemist. Nachdem er ins Freie gelangt war, kehrte der Gesell unwillig den Hut um, um alles wegzuwerfen. Am Abend kam er in ein Wirtshaus. Als er den Hut auf den Tisch warf, fielen einige blanke Goldstücke heraus. Die waren noch vom Lohn des Männleins zurückgeblieben. Er machte sich sofort auf, um das andere, das er weggeworfen hatte, zu suchen; aber trotz eifrigen Suchens konnte er nichts mehr finden. Das war am Plonitzkaberg bei Prag geschehen. Dort im Plonitzkaberge schlafen ja die Krieger, die einmal den letzten Kampf auskämpfen sollen. Im Jahre 1866 ging eine Rede durch das wendische Volk der Niederlausitz, der Siegeslauf der Preußen werde ein Ende finden, sobald sie an den Plonitzkaberg kommen würden. Da werden sich die

schlafenden Streiter erheben und aus dem Berge hervorgehen, um die preußischen Heere zurückzuwerfen. Bewahrt das Volk in solchen Sagen noch die Erinnerung daran, daß es einst mit den Deutschen heiß ringen mußte? Es erzählt ja auch davon, daß das Reich des Deutschen Kaisers dereinst so groß sein werde, daß es ein Birnbaum beschatten kann.

Zweifellos verrät die Sage vom Plonitzkaberge in manchem ihrer Züge deutschen Einfluß. An eine Gestalt aber knüpft das Sehnen und Hoffen des wendischen Volkes besonders an. Das ist die lichte Gestalt des Wendenkönigs, jenes Gewaltigen, der auf dem Schloßberg bei Burg im Spreewald hauste und dessen Name einst den Deutschen das bleiche Entsetzen in die Glieder goß. In ihr steht der große Nationalheld vor uns, und doch ist es dieselbe Gestalt, die uns an den Quellen des Nil wie auf den Koralleninseln der Südsee begegnete, die an dem Gestade des Sees von Tenochtitlan wandelte und im Kyffhäuser ihren langen Schlaf tat. Alle reden von ihm, dem Messias, der das Glück und den Frieden bringen soll. In einem Volke aber hat dieser Gedanke, der Gemeingut aller Völker ist, durch Gottes Geist seinen klarsten und beredtesten Ausdruck gefunden. Das ist das Volk Israel. In dem Maße geht dieser Gedanke durch Israels Geschichte, daß er ihr eigentlicher und einziger Inhalt ist. Was bei den Völkern in Bruchstücken vorhanden ist, das hat in Israel seinen vollkommenen Ausdruck gefunden. Dort Trümmer, hier der herrliche Bau, in welchem Gott selbst wohnt. Und dieser Bau soll seine Tore auftun für alle Völker. „Ich habe dich zum Licht der Heiden gemacht", ruft die Verheißung über den Messias.

Aber wie kamen die Völker nur zu diesem gemeinsamen Gedanken, der von einigen allerdings vergessen zu sein scheint, bei vielen aber so lebendig ist, daß sich das Hoffen aller an ihn klammert? Wie mag es nur zugegangen sein, daß Völker,

welche einander nie begegnet sind und niemals ihre Gedanken miteinander austauschen konnten wie z. B. Wenden und Kanaken, doch dasselbe erzählen? Man darf da nicht Beziehungen konstruieren, welche nie stattgefunden haben, wie man das gerade in der Völkerkunde nur zu gern und zu oft getan hat. Phantasie hat schon manchen tollen Sprung gewagt. So ein Schlagwort wie „Babel und Bibel“ klingt uns noch immer in den Ohren.

Das Volk, welches die Messiasidee licht und rein besaß wie kein anderes, wußte, woher sie ihm geworden war. Jehovah hatte geredet, und Jehovahs Verheißungen waren Israels Sonne und Schild. „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen,“ hatte er zur Schlange im Paradiese gesagt, und dies Wort hatte einen tiefen Eindruck auf das Menschenherz gemacht, daß sie es nicht wieder vergessen konnten. Was Wunder? Dort das verlorene Paradies und hier der Acker voll Dornen und Disteln. Da klang wie ein freundlicher Gruß das Wort, das Hilfe verhieß und auf die Gestalt des Retters hinwies. Als Eva ihren Erstgeborenen in seligem Mutterglück in den Armen hielt, meinte sie, den Retter zu haben, und Jahrhunderte später hieß Lamech aus Seths Geschlecht seinen Sohn Noah und sprach: „Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat!“ Sie haben erzählt, was ihnen einst verheißen worden war; sie haben es erzählt von Geschlecht zu Geschlecht, und sie erzählen sich heute noch von dem Einem, der kommen wird, um zu helfen. So hören wir ja noch manches, was von Adam bis Noah erfahren wurde, in den Sagen der Völker fortklingen. Und dieser Eine war einst bei ihnen gewesen und mit ihnen gewandelt, und das war eine Zeit des Glückes und des Friedens. Es war in Eden. Und dieser

Eine ist Jehova selbst. Eva weiß das noch und ruft an Kains Lager aus: „Ich habe den Mann, Jehovah.“ Und dieser Eine wird wiederkommen, und so haben sie auf ihn gewartet unter allen Himmelsstrichen, und vor dem Kyffhäuser haben sie auch gestanden und gemeint, aus ihm müßte er hervortreten. Auch die deutsche Kaisersage hat wie alle Messiasreden auf Erden ihre Wurzeln in der Verheißung aus der Genesis von dem Weibessamen, der der Schlange den Kopf zertreten soll. Noch ehe die apokalyptischen Häretiker des Mittelalters davon redeten, daß Kaiser Friedrich II. wiederkehren sollte, können wir im Volke das leise Klingen der Sage vernehmen. Als Karl der Dicke von den Fürsten auf dem Reichstag zu Tribur 887 abgesetzt worden war, hielt das Volk doch an dem Glauben fest, daß er nicht gestorben sei, sondern in irgend einer Höhle verborgen sitze, um zur rechten Stunde wieder herauszutreten und die Zügel des Reiches in die Hände zu nehmen. So klang es in der Tiefe des Volkslebens, und als nun der große Hohenstaufe Friedrich II. gestorben war und es kam die kaiserlose, die schreckliche Zeit, da wurde der Klang lauter und immer lauter, und die glühende Predigt der apokalyptischen Sekten schlug ihn auch an, daß er mit frohem Beben vernommen wurde, und — hatte man nicht in der Asche von Tile Kolup nur ein klein Bein gefunden, und war das nicht von Gottes Kraft, daß er leibhaftig sollte wiederkommen? Ja, er sollte wiederkommen und die Pfaffen vertreiben. Mit großer Heeresmacht wird er wiederkommen und die entartete Kirche reformieren. Er muß ja wiederkommen und wäre er in 1000 Stücke geschnitten, ja, zu Staub verbrannt; denn Gott wollte das in seinem unabänderlichen Ratschluß. Und weiter berichtete die Sage, er werde die Nonnen und Mönche verheiraten, den Witwen und Waisen beistehen und zuletzt mit einem großen Heere über das Meer fahren und auf dem Ölberg oder an

einem dürren Baume sein Reich niederlegen. So sind apokalyptische Ideen an die alte Sage herangetreten und haben sie weiter ausgestaltet.

Aber auch mythologische Züge traten hinzu. Das findet nicht selten statt. So hat z. B. der alte Derfflinger, der in unserer Kirche hier in Gusow sein Grab gefunden hat, in der Volkssage die Züge des alten Wendenkönigs angenommen. Die Leute bei uns erzählen sich, daß er mit seinem Rosse unsichtbar durch die Lüfte gezogen sei, um plötzlich in den Reihen der Feinde zu erscheinen und Schrecken zu verbreiten, und legen ihm damit etwas bei, was dem Wendenkönig charakteristisch ist. Die Bergentrückung Barbarossas, die Raben, der Zwerg sind mythologischen Ursprungs. Es war anfangs nicht nur der Kyffhäuser in der Goldenen Au, es war auch der Untersberg bei Salzburg, der Berg bei Kaiserslautern, der Desenberg bei Warburg, in welchen die Sage den schlafenden Kaiser versetzte, und hier und da war dieser im Volksmunde zu Karl dem Großen oder sonst einem bedeutenden Fürsten geworden.

Der erste Chronist, welcher davon erzählt, daß er im Schlosse des Kyffhäuser noch lebe, Engelhusius, schrieb zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Ein Zeitgenosse von ihm erzählt, man meine, vor dem jüngsten Tage werde ein mächtiger Kaiser erstehen, der Frieden unter den Fürsten machen und dann eine Meeresfahrt unternehmen und das heilige Grab gewinnen werde. Man nenne ihn Friedrich um des Friedens willen, den er machen werde, obwohl er nicht also getauft sei. Zum ersten Male wird die Sage auf Friedrich Barbarossa bezogen in einem im Jahre 1519 in Landshut und Augsburg erschienenen Volksbuche: „Ein wahrhafftige History von dem Kaiser Friedrich, der erst seines Namens mit einem langen roten Bart, den die Walhen nennen Barbarossa.“ Aber noch später ist die Erinnerung daran nicht verloren gegangen, daß es der

zweite Friedrich ist. Im Jahre 1546 aber tauchte in der Ruine des Kyffhäuserschlosses ein geisteskranker Schneider aus Langensalza auf und fand einen großen Zulauf des Volkes. Er behauptete, er sei der wiedererstandene Kaiser Friedrich, ohne indes näher zu bestimmen, für welchen der beiden Friedriche er sich hielt.[1])

Prätorius erzählt 1666 von Kaiser Friedrich II., der tief unter der Erde in einem Berge auf der Bank bei einem runden Tische sitze und stets schlafe. Er habe einen großen, greulichen, grauen Bart, der ihm bis an die Erde heruntergewachsen sei. Aber 15 Jahre später erklärt er diesen Kaiser für Friedrich I. Von diesem letzteren Bericht waren die Gebrüder Grimm in ihren deutschen Volkssagen abhängig. Da sie den Kaiser für Barbarossa hielten, legten sie ihm statt des grauen oder weißen Bartes einen roten bei. Als nun auch Rückert etwa um dieselbe Zeit von dem alten Barbarossa sang, dessen Bart nicht von

---

[1]) Auch zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges erinnerte man sich der alten Sage und bezog sie auf den zum Könige von Böhmen erwählten jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Weller teilt in seinen Liedern des Dreißigjährigen Krieges „Zwey Böhmische Lieder verdeutscht“ mit. Das erste singt davon, „wie in einem Uffzug das Bawrenvolck in Böhmen, den jämmerlichen Zustand jhres Lands, Ihrem König Friderichen, Pfaltzgrafen bey Rhein und Churfürsten usw. beym Eintritt zu Prag geklagt, Ihn umb dessen Verbesserung angeflehet, zur Ankunft gluck gewündschet, und Gott für ihn gebetten hat.“ Da heißt es:

„Sybilla hat schon allbereit
Aus dem Gestirne propheceyt,
Daß herrschen solt in diesem Land
Ein König Friderich genandt,

Der Gottes Grab, in glück und ruh,
Den Christen sollte stellen zu,
Der uns in Christi namen wird
Erlösen von des feindes Bürd.“

Flachse, sondern von Feuersglut ist, und sang es dem deutschen Volke ins Herz, da war es allen eine ausgemachte Sache, daß der alte Barbarossa im Kyffhäuser sitze und hinabgenommen habe des Reiches Herrlichkeit, und wenn er wiederkommen werde, werde das deutsche Reich herrlich erstehen.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung noch einmal kurz zusammen, so hat sich ergeben, daß die deutsche Kaisersage zunächst an Friedrich II. anknüpft. Nicht alte mythologische Anschauungen liegen ihr zugrunde; sie ist vielmehr eine Erscheinung der durch die Völkerwelt gehenden Messiasidee, welche im Protevangelium ihre Wurzeln hat. Häretiker mit ihren apokalyptischen Gedanken haben ihr einen bestimmten Ausdruck gegeben, indem sie sie auf Kaiser Friedrich II. und seinem Kampf mit dem Papsttum bezogen. Nachdem die Sage so ihre Ausprägung erhalten hatte, traten alte mythologische Vorstellungen hinzu. Insbesondere durch die Gebrüder Grimm und Rückert kam das deutsche Volk dazu, zu vergessen, wer der schlafende Kaiser sei, und sang und erzählte sich vom alten Barbarossa.

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich.“

Lange hatte er geschlafen, und dann war er erwacht. Ob er wieder gehen will, wie einst der gute Kintu in Uganda, als er Maandas Freveltat sah? Gleich Maanda wären wir Schuld daran, und darum richtet sich an uns ein ernstes Mahnen. Verstehen wir dies ernste Mahnen in ernster Zeit?



Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Freie kirchlich-soziale Konferenz.

Gegründet am 27. April 1897.

Generalsekretariat: Berlin N. 31, Versöhnungs(privat)str. 1.

Jahresbeitrag mindestens 1 Mk.,
einschl. d. monatl. „Kirchlich-sozialen Blätter" 2,50 M.

Die Zweigorganisationen erheben zumeist insgesamt 3 Mark jährlich einschl. freier Lieferung der „Kirchlich-sozialen Blätter".

Programm: Die Konferenz will ein Sammelpunkt für evangelische Männer und Frauen sein, die im Geiste der deutschen Reformation dahin streben, daß das **Evangelium** immer mehr die bewegende Kraft unseres Volkslebens werde, und die um dieses Zieles willen an der **Heilung der sozialen Notstände** mithelfen wollen.

Die Arbeit der kirchlich-sozialen Konferenz geschieht in einer jährlichen **Hauptversammlung,** in Sonderversammlungen der Landes- u. Provinzialverbände, in sieben Arbeitskommissionen, durch christliche Volksbureaus, durch die Tätigkeit des Generalsekretariats, durch Herausgabe zweier Zeitungskorrespondenzen und eines Monatsblattes:

„Kirchlich-soziale Blätter", die am 1. jedes Monats erscheinen und durch die Post, Buchhandel und durch das Generalsekretariat zum Preise von 1 Mark halbjährlich bezogen werden können. Bei einem Jahresbeitrag von 2,50 Mark oder mehr werden die Kirchlich-sozialen Blätter unentgeltlich zugesandt. (Beitritt im November und Dezember rechnet für das folgende Kalenderjahr.)

Zweigorganisationen der Kirchlich-sozialen Konferenz bestehen in der Altmark, in Anhalt, Baden, Barmen-Wuppertal, Bayern, Berlin, Braunschweig, Kurhessen, Leipzig, Neumark, Ostpreußen, Pommern, Posen (Bromberg), Schlesien, Schleswig-Holstein, Westfalen, Bez. Wiesbaden, Württemberg; Kirchlich-soziale **Frauengruppen** in Berlin, Breslau, Bromberg, Frankfurt a. O.

Den Vorstand der Kirchlich-sozialen Konferenz bilden die Herren: Hofprediger a. D. D. Stoecker, Berlin (Präsident), Wirkl. Geheimer Rat Rothe, Exz., Kassel (1. Vizepräsident), Reichs- und Landtagsabgeordneter Henning, Berlin (2. Vizepräsident), M. Moos, Charlottenburg (Schatzmeister), Lic. Mumm Berlin N. 31 (Generalsekretär) und 106 Männer und Frauen aus allen Gegenden des Reichs.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft werden erbeten an das Generalsekretariat Berlin N. 31, Versöhnungs(privat)straße 1.





Digitized by Google

Broschiert
I—XX statt 80 M. für 30 M.
10 Bde. statt 40 M. für 17 M.
Einzelne Bände statt 4 M. für 2 M.

Neue Christoterpe.

Gebunden
I—XX statt 100 M. für 50 M.
10 Bde. statt 50 M. für 26 M.
Einzelne Bände statt 5 M. für 2 M. 70 Pf.

Inhalt im Auszuge.

IX.

Otto Funcke, John Knox und Maria Stuart.
L. Wiese, Eine Rettung aus Gefühlverirrungen.
G. Weitbrecht, Thorheit und Wahrheit.
H. Steinhausen, Geschichte Remigius' von Asenburg.
Emil Frommel, „Allerlei Rauh“. Erinnerungen aus dem Amte.
H. Birkenstädt, Ueber Bildung.
Wilhelm Baur, Prinzeß Karl von Hessen und bei Rhein.
Rudolf Kögel, Vom Gebet.

X.

Leopold Witte, Die Bedeutung der 30jährigen Stille Jesu.
K. A. von Hase, Johann Christoph Blumhardt.
Max Frommel, Gedanken über den Umgang.
Otto Funcke, Mit meiner Mutter auf Reisen.
Emil Frommel, „Allerlei Rauh“. Neue Erinnerungen aus dem Amte.
Georg Rietschel, Aus schweren Tagen unseres Volkes.
Wilhelm Baur, Aus dem Dreikaiserjahr.
Max Frommel, Um den Abend wird es licht sein.

XI.

Otto Funcke, Aus der Jugendzeit.
E. Dennert, Die Stimmen der Natur.
H. von Schreibershofen, Die römische Lampe. Erzählung.
Max Frommel, Norddeutsch u. Süddeutsch, Niedersachsen u. Schwaben.
Wilhelm Baur, Striche zum Bilde des Glücks.
Max Vorberg, Zweierlei Feuer. Eine Kölner Geschichte.
Emil Frommel, Pfingstrosen und Himmelsschlüssel.
Hermann Bayer, Die Wiedertäufer in Münster.

XII.

H. von Schreibershofen, Ein unscheinbares Leben. Erzählung.
Otto Funcke, Die Erziehung unserer Jugend zu christl. Freiheit.
Nicolaus Fries, Ein Pfarrherr aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Erzählung.
Karoline Abbot, Berliner Droschkenkutscher.
Wilhelm Baur, Vier Pfingsttage.
Max Vorberg, Herr, hilf mir. Ein Bild von dem Gefängnißleben.
Mary Ottesen, Im norwegischen Pfarrhaus. Erzählung.
Hermann Dalton, Johannes a Lasko.

Broschiert		Gebunden
I—XX statt 80 M. für 30 M.	**Neue**	I—XX statt 100 M. für 50 M.
10 Bde. statt 40 M. für 17 M.	**Christoterpe.**	10 Bde. statt 50 M. für 26 M.
Einzelne Bände statt 4 M. für 2 M.		Einzelne Bände statt 5 M. für 2 M. 70 Pf.

Inhalt im Auszuge.

XIII.

H. Dalton, Aus dem Leben eines Dekarbisten.
C. von Hellen, Zum Licht. Erzählung.
Otto Funcke, Ein Daheim in der Fremde.
Max Vorberg, Leben im Schatten des Todes. Erzählung.
Wilhelm Baur, Von Berlin zum Victoria Nyanza.
Karoline Abbot, Kinderstimmen.
Leop. Witte, Ueberlieferung oder Schrift.
Emil Frommel, Allerlei Rauh. Fortsetzung.

XIV.

L. Wiese, Jugend im Alter.
Otto Funcke, Gewinn aus „verlornen" Tagen.
C. v. Hellen, Er kommt. Erzählung.
Wilhelm Baur, Die beste Kraft in der deutschen Geschichte in den größten deutschen Männern.
L. Witte, Das Pförtner große Schulfest 1743.
Max Vorberg, Um Geld und Glauben. Erzählung.
Emil Frommel, Allerlei Rauh. Fortsetzung.

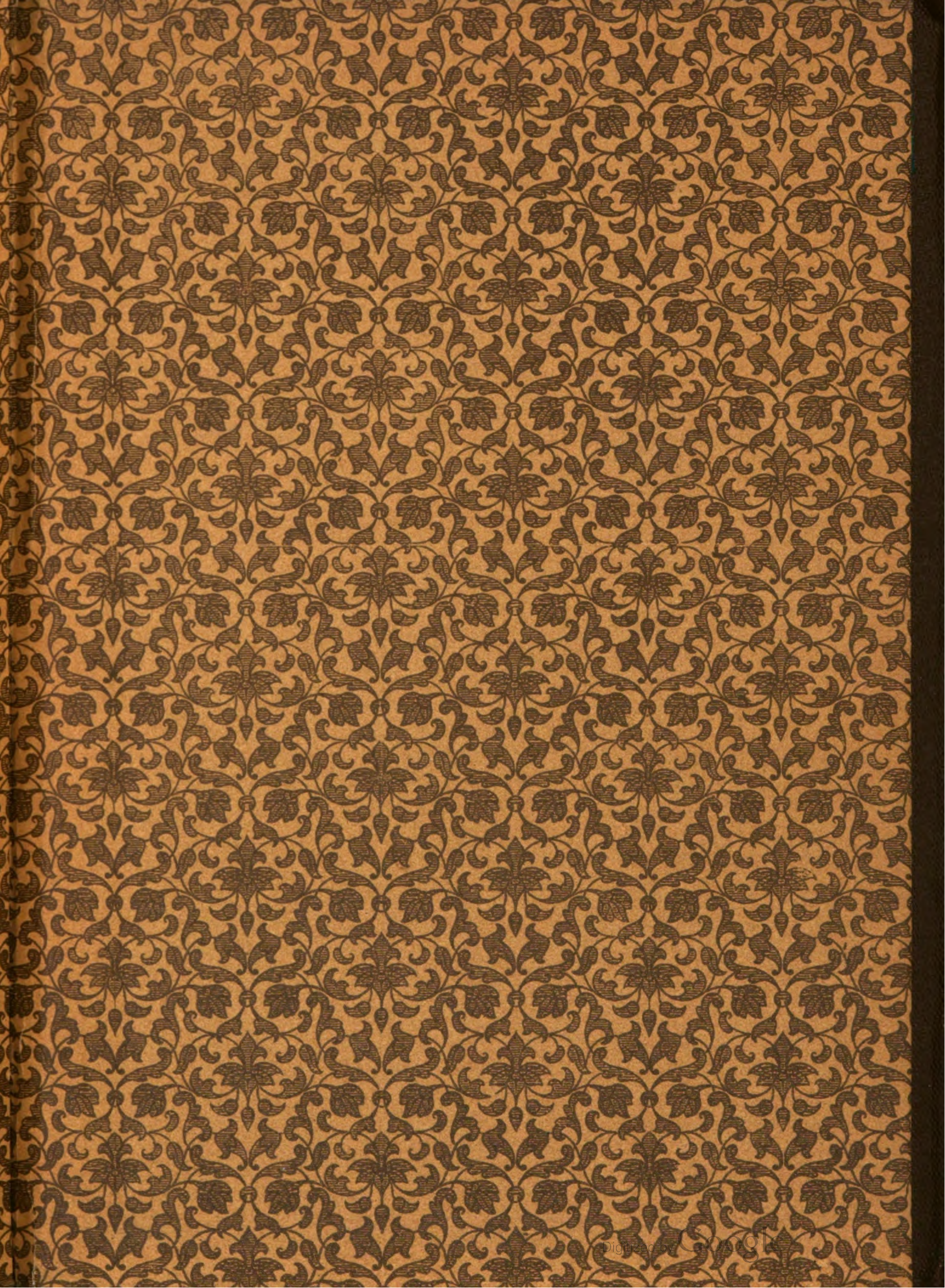
XV.

Wilhelm Baur, Johann Balthasar Schupp.
Karoline Abbot, Sorgen und Nichtsorgen. Novelle.
Otto Funcke, Friedensstörer.
H. v. Schreibershofen, Der Flickschneider. Erzählung.
M. E. Kröger, Friedrich der Große und General Chasot.
A v. Auerswald, Was bleibt. Erzählung.
L. Aegidi, Eine Erinnerung an 1870.
R. Kögel, Kleine Reliquien.

XVI.

Adolf Schlatter, Das Bild Jesu nach der Bergpredigt.
Karl Buchrucker, Ein Pfarrhaus im Steigerwald.
R. Pfannschmidt-Beutner, Vefi, eine Tiroler Geschichte.
Max Vorberg, Wintersonnenwende. Erzählung.
Otto Funcke, Ein Pastorenoriginal.
Wilhelm Baur, Der Umgang des Menschen mit dem Menschen.
R. Kögel, Aus der Sprechstunde eines Berliner Geistlichen.






MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 03639 4637